



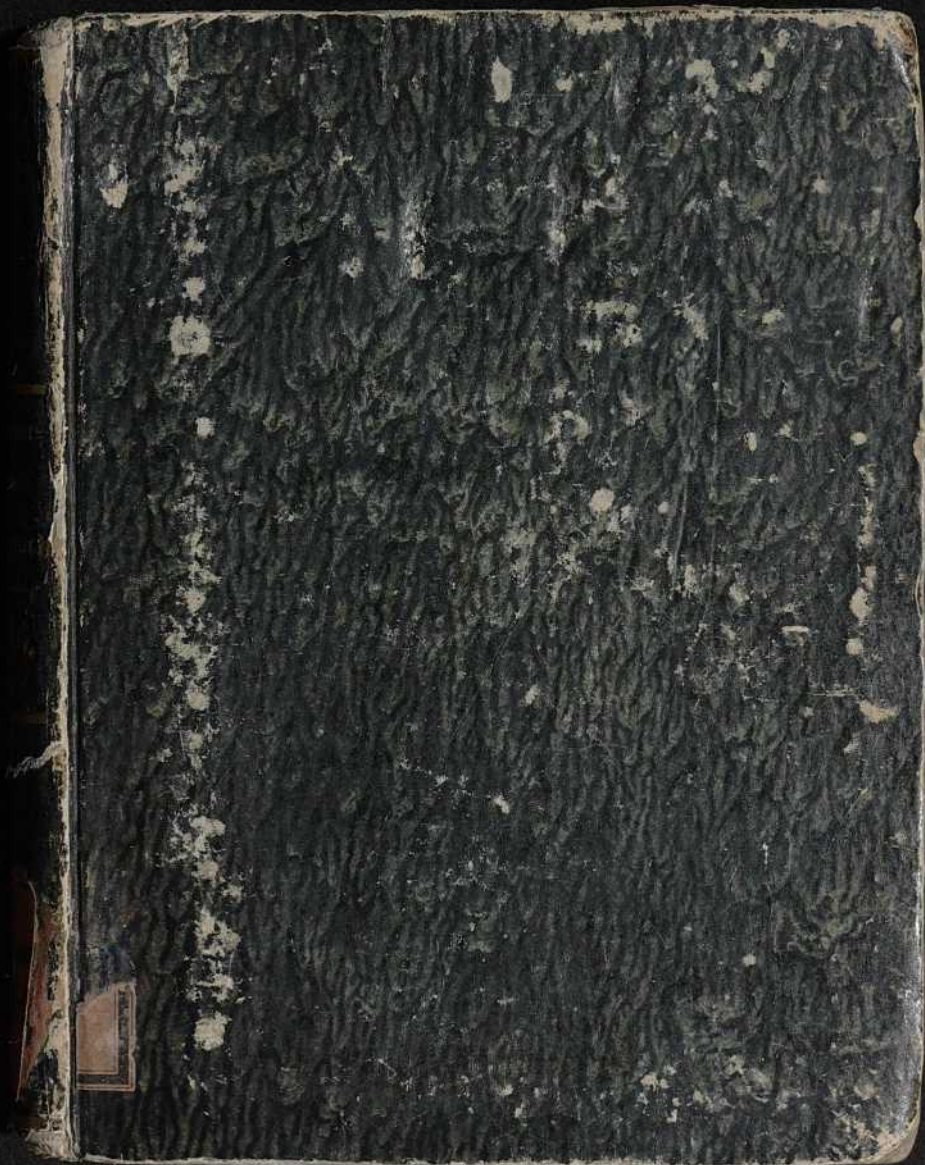
Meklenburgisches Volksbuch : für das Jahr ..

1846

Hamburg: [Hamburg]: Hoffmann und Campe: H.G. Voigt's Buchdruckerei, 1846

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890735434>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext



Lysium zuei Tafalu.

Mk - 841

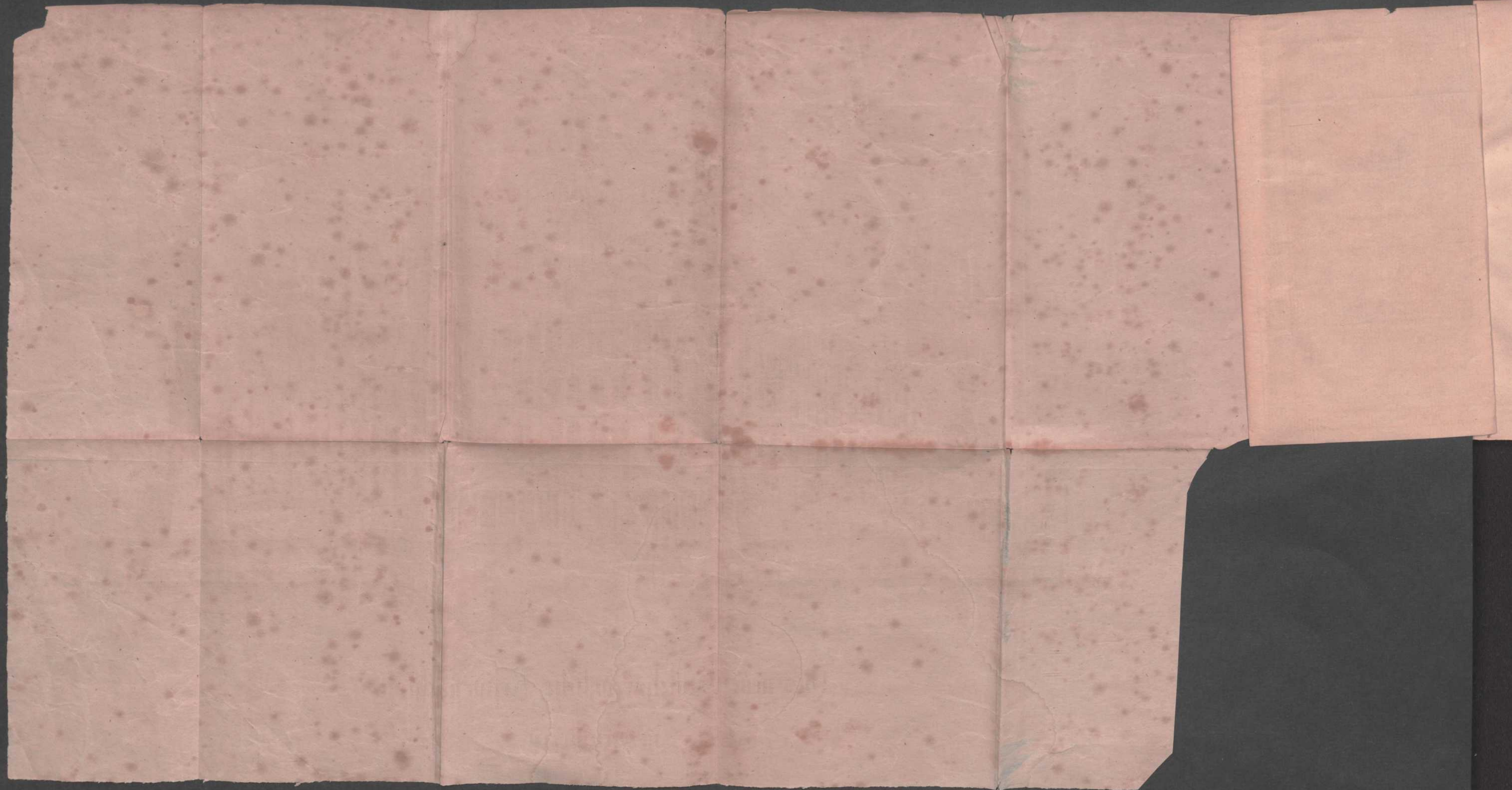
~~Mk. - 5648. (2)~~



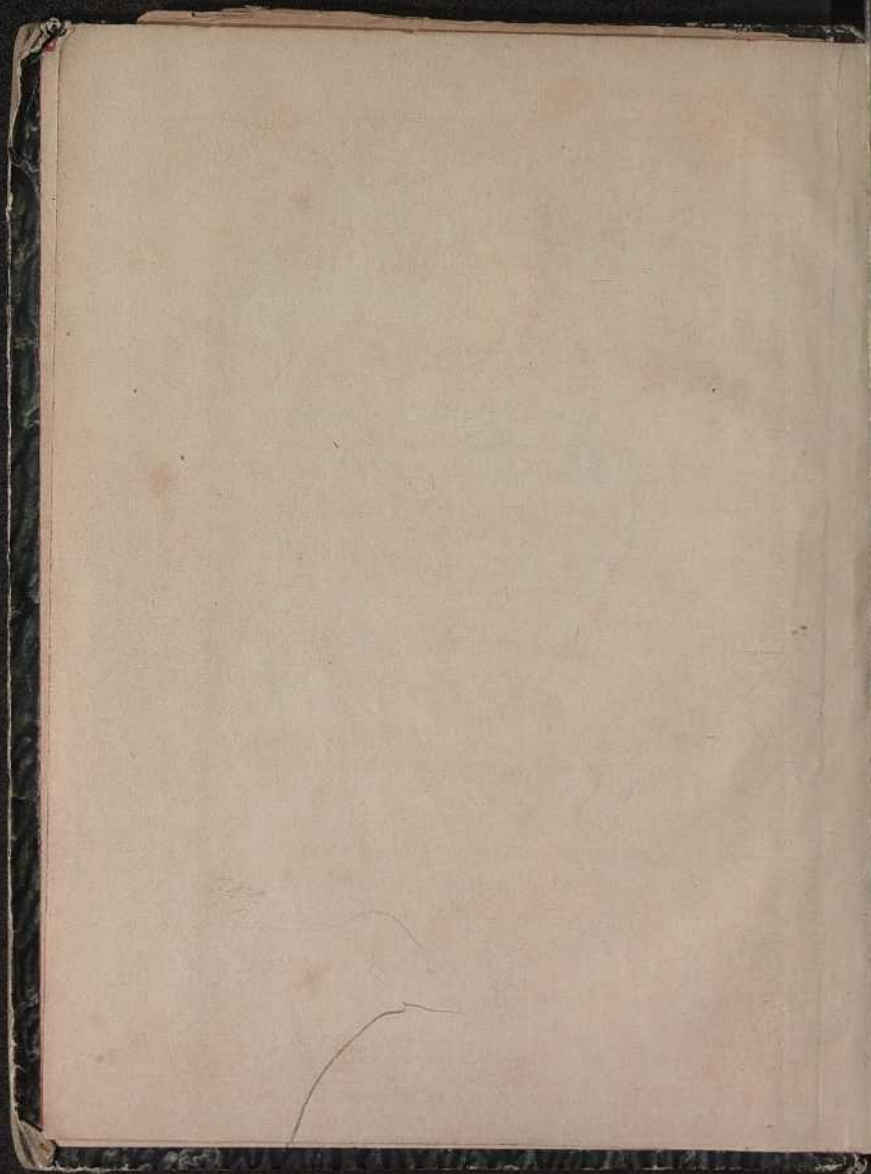
Das neue Großherzogliche Residenzschloß
in Schwerin.

Verlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung
zu Parchim und Ludwigslust.
1845.

Lithographie und Druck
von A. W. Sandmeyer in Schwerin.







Meklenburgisches

W i l d b u c h

für

das Jahr 1846.

Kunstbeilagen:

- 1) Portrait des verstorbenen Friedrich Pogge
auf Zierstorf;
- 2) Ansicht des neuen großherzoglichen Residenzschlosses
zu Schwerin.

Hamburg,

H o f f m a n n u n d C a m p e.

1846.

Bei

Hoffmann & Campe in Hamburg

sind ferner erschienen:

Lüders, W.,	Mecklenburgs eingebornen Adel und seine Vorrechte. Historische Andeutungen zur Aufhellung streitiger Punkte zwischen adligen und nichtadligen Gutsbesitzern. Zwei Hefte.	2	12
— —	Mecklenburgs Zoll-, Steuer- u. Gewerbe-Verhältnisse	18	18

Börne, L.,	gesammelte Schriften. 8 Theile.	2	—
Hebbel, Friedrich,	Gedichte.	1	—
— —	Judith. Tragödie in 5 Akten.	1	—
— —	Genoveva. Tragödie in 5 Akten.	1	—
— —	Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Akten.	1	—
Heine, Heinrich,	Buch der Lieder. 5te Auflage.	1	12
— —	Neue Gedichte. 2te Auflage.	1	12
— —	Deutschland. Ein Wintermärchen.	1	—
— —	Reisebilder. 4 Theile. 2te Auflage.	7	—
— —	Salon. 4 Theile.	6	16
— —	Ueber den Denunzianten.	—	6
— —	Kahldorf über den Adel.	—	20
— —	Ueber Ludwig Börne.	2	—
— —	Romantische Schule.	2	—
— —	Französische Zustände.	2	—

Hoffmann von Fallersleben,	unpolitische Lieder. 2 Theile. 2te Auflage.	2	—
— —	Das Lied der Deutschen. Arrangirt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte oder der Gitarre.	—	2
— —	Das Schillerfest zu Breslau.	—	4

Jahrbuch der Literatur,	Erster Jahrgang. 1839 Mit H. Heine's Portrait. Cartonirt	2	—
-------------------------	--	---	---





Friedrich Pogge auf Kierstorf,
geb. d. 12^{ten} Mai 1791, gest. d. 13^{ten} Oct. 1843.

Verlag der Kierstorf'schen Hofbuchhandlung in Parchim u. Ludwigslust

Meklenburgisches

B u d e b u c h

für

das Jahr 1846.

Kunstbeilagen: 1) Portrait des verstorbenen Friedrich Pogge
auf Bierstorf; 2) Ansicht des neuen großherzoglichen Residenz-
schlosses zu Schwerin.

Hamburg,

H o f f m a n n u n d C a m p e.

1846.

Abbildung der Buchdruckerei

Abbildung der Buchdruckerei



Kalender

auf das gemeine Jahr

1846.

Verlag der Mein'schen Buchhandlung in Leipzig.

Jahr, oder genauer Sonnenjahr, nennen wir den Zeitraum, welchen die Erde zu ihrem Umlaufe um die Sonne braucht. Dieser Zeitraum beträgt nun nicht gerade 365 Tage, sondern 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 52 Sekunden. Der nach Julius Cäsar sogenannte Julianische Kalender, welcher im Jahre 707 nach Roms Erbauung eingeführt wurde, nahm aber das Jahr zu 365 Tage 6 Stunden an und gab, um diese überschüssenden 6 Stunden jeden Jahres wieder einzubringen, jedem vierten Jahre einen Schalttag. Er hatte jedoch nach dem Vorstehenden das Jahr um 11 Minuten 8 Sekunden zu groß angenommen und mithin mußte sein Julianisches Jahr nach einigen Jahrhunderten schon eine merkwürdige Abweichung von dem wahren Sonnenjahr zeigen. Um nun die Zeitrechnung wieder richtig zu stellen, ließ Papst Gregor XIII., nach welchem unser jetzige Kalender der Gregorianische heißt, im Jahre 1582 zehn Tage, denn soviel hatte der Julianische Kalender damals schon zu viel gezählt, ganz ausfallen und bestimmte, um diese Uebereinstimmung mit dem richtigen Sonnenjahre auch für die Zukunft zu erhalten, wann wieder einzelne Schaltjahre des Julianischen Kalenders als gemeine Jahre berechnet werden sollten.

Auch die Protestanten haben später diesen verbesserten Kalender angenommen und nur die griechische Kirche, namentlich die Russen, rechnen noch nach dem alten Stil; sie sind bis jetzt bereits 12 Tage hinter uns zurück, wie wir an unserm „alten Maitag“ er auf den 13. Mai fällt, sehen können.

Die Christen zählen nun ihre Jahre nicht von Roms Erbauung, sondern von der Geburt des Stifter ihrer Religion an, beginnen aber das Jahr nicht mit diesem Geburtstage, sondern mit dem 1. Januar, als dem Tage des Weihnachtstages des achttagigen Christustodes. — Das Kirchenjahr fängt mit dem vierten Sonntag vor Weihnacht, dem ersten Advent an. — Die Christlichen Ostern wurden, um nicht mit den jüdischen, dem Passafeste, zusammenzufallen, auf den Sonntag nach dem ersten auf die Frühlings-Tag und Nachtgleiche folgenden Vollmonds verlegt.

1846. Januar.
Wintermonat.

U. Mfg. U. M.
U. M. U. M.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

1	Neujahr	99	10	1	Postordnung	1770
2	Abel, Seth	10	30	3	Universitätsferienende.	
3	Ezech	11	46	5	Römisches Kaiserthum Karl des Großen	800
4	n. Neuj.	Morg.		8	Gerichtsferienende.	
5	Simeon	12	59	10	Karoline, Herzogin zu M. Strel., Kronprinzessin v. Dänem., geb.	1821
6	Heil. 3 Kön.	2	10	11	Georg, Herzog z. M.-Strel. geb.	1824
7	Julian	3	17	15	Jerenheilanfsatz zu Sachsenb.	1830
8	Erhard	4	20	16	Kieler Friede	1814
9	Beatus	5	18	18	Nellenb. Reichsfürstenthum	1170
10	Paul. Einj.	6	8	17	— 21. Antonis-termin.	
11	1. n. Epiph.	6	51	18	Aufhebung der Selbstgenossenschaft	1820
12	Reinhold	Abends		21	Blathum Raseburg	1157
13	Hilar	5	40	21	Marie, Großherzogin v. M.-Strel., geb.	1796
14	Helir	6	44	24	Helene, Herzogin v. Orleans und zu M.-Schwer., geb.	1814
15	Maurus	7	49	25	Kathol. Relig.-Gleichheit	1811
16	Marcell	8	54	27	Herrschaft Stargard	1304
17	Kutun	10	0	28	Engerer Ausschuss	1622
18	2. n. Epiph.	11	8	30	Superintendenten-Ordnung	1571
19	Sara	Morg.		31	Gustav, Herzog zu M. Schwer., geb.	1781
20	Ab. Seb.	12	17	21	Aufschreibungstermin d. ritter- schaftlichen Brand-Societät.	
21	Agnes	1	28			
22	Vincent	2	39			
23	Emerentia	3	49			
24	Timotheus	4	55			
25	3. n. Epiph.	5	53			
26	Polykarp	6	41			
27	Christoph.	Abends				
28	Karl	6	40			
29	Samuel	8	3			
30	Abelgunde	9	24			
31	Virgil	10	14			
1	U. Mfg.	U. M.		1	U. Mfg.	U. M.
2	U. M.	U. M.		2	U. M.	U. M.
3	U. M.	U. M.		3	U. M.	U. M.
4	U. M.	U. M.		4	U. M.	U. M.
5	U. M.	U. M.		5	U. M.	U. M.
6	U. M.	U. M.		6	U. M.	U. M.
7	U. M.	U. M.		7	U. M.	U. M.
8	U. M.	U. M.		8	U. M.	U. M.
9	U. M.	U. M.		9	U. M.	U. M.
10	U. M.	U. M.		10	U. M.	U. M.
11	U. M.	U. M.		11	U. M.	U. M.
12	U. M.	U. M.		12	U. M.	U. M.
13	U. M.	U. M.		13	U. M.	U. M.
14	U. M.	U. M.		14	U. M.	U. M.
15	U. M.	U. M.		15	U. M.	U. M.
16	U. M.	U. M.		16	U. M.	U. M.
17	U. M.	U. M.		17	U. M.	U. M.
18	U. M.	U. M.		18	U. M.	U. M.
19	U. M.	U. M.		19	U. M.	U. M.
20	U. M.	U. M.		20	U. M.	U. M.
21	U. M.	U. M.		21	U. M.	U. M.
22	U. M.	U. M.		22	U. M.	U. M.
23	U. M.	U. M.		23	U. M.	U. M.
24	U. M.	U. M.		24	U. M.	U. M.
25	U. M.	U. M.		25	U. M.	U. M.
26	U. M.	U. M.		26	U. M.	U. M.
27	U. M.	U. M.		27	U. M.	U. M.
28	U. M.	U. M.		28	U. M.	U. M.
29	U. M.	U. M.		29	U. M.	U. M.
30	U. M.	U. M.		30	U. M.	U. M.
31	U. M.	U. M.		31	U. M.	U. M.

1846. Februar.
(Sonntage)

U. Mfg. U. Mfg.
u. M. u. M.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

S	1	4 n. Epiph.		11 M. 55	1	Stavenhagener Verzicht. 1317
M	2	Mar. Rein.		Morg.		
D	3	Blasius	Bei- tag	1 6	3	Reklusionscommission 1766
M	4	Beronica		2 11		
D	5	Agatha		3 11	8	Polizeiordnung 1573
M	6	Dorothea		4 4		
S	7	Richard		4 49	13	Mellenb. Wiederherstellung . 1632
S	8	Septuages.		5 28		
M	9	Abollonia		6 1	14	Lauenburg. Erbverbrüderung 1518
D	10	Scholastica		6 28	16	Privilegium piorum cor- porum 1644
M	11	Guthroyne	Abends			
D	12	Eulalie	6 45			
M	13	Benignus	7 51		20	Wismarsche Reiseconcession. 1636
S	14	Valentin	8 58			
S	15	Sexages.	10 7		21	Erster allgemeiner Landtag. 1485
M	16	Juliane	11 16			
D	17	Alexander	Morg.		23	Alexandrine, Großher- zogin von M. Schw. geb. 1803
M	18	Concordia	12 25			
D	19	Eufanne	1 34		24	Naths-Unter-Umsetzung zu Kostel.
M	20	Eucharis	2 39			
S	21	Stasias	3 38		22—28.	Gerichtsferien.
S	22	Quinquag.	4 29			
M	23	Serenus	5 12		25	Reichsdeputationsrecess 1803
D	24	Fastnacht	5 48			
M	25	Ascherm.	Abends		25	Conscriptionsystem 1809
D	26	Nestorius	6 52			
M	27	Leander	8 13		28	Großherzog Friedrich Franz II. v. M. Schw., geb. 1823
S	28	Justus	9 32			

D	U. Mfg.	U. Mfg.	D	U. Mfg.	U. Mfg.
1	7 Uhr 44 M.	4 Uhr 43 M.	16	7 Uhr 18 M.	5 Uhr 11 M.
6	7 37	4 52	21	7 7	5 21
11	7 28	5 2	26	6 57	5 30

1846. März.
(Venz)

Utg.
u. M. Utg.
u. M. Dat.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

G	1	1. Invocav.		10. 46
M	2	Simplicius	2	11 56
D	3	Kunigunde		Morg.
M	4	Quatemb. ♂		12 59
D	5	Friedrich	1	56
D	6	Bet-Tag	2	45
G	7	Perpetua	3	26
G	8	Reminisc.	4	1
M	9	Nathan	4	31
D	10	Michäus	4	56
M	11	Constanz	5	20
D	12	Gregor	5	41
M	13	Ernst ♂	Abends	
G	14	Zacharias	7	57
G	15	Oculi	9	6
M	16	Gabriel	10	16
D	17	Gertraut	11	25
M	18	Mittfasten	Morg.	
D	19	Joseph	12	31
M	20	Matrona ♂	1	30
G	21	Benedict	2	23
G	22	Quatre	3	7
M	23	Theodor	3	44
D	24	Casimir	4	16
M	25	Mar. Verk.	4	44
D	26	Immanuel	5	11
M	27	Alpert ♂	Abends	
G	28	Gideon	8	20
G	29	Judica	9	34
M	30	Adentias	10	42
D	31	Deffos	11	42

1	Verbotene hohe Jagd.
5	Wilhelm, Herzog zu M. Schw., geb. 1827
7	Des Großherzogs v. M. Schw. Regierungsantritt 1842
7	Sieg bei Walsamühlen ... 1719
8	Herzogthum Mecklenb. Strelitz (Hamburger Vergleich) ... 1701
12	Kürstenthümer Schwerin und Ragzburg 1651
13	Preuss. Reliquienconvention 1787
14	Neuester Moskauer Erbvertrag 1827
15	Schwerin-Güstrow'sche Lan- destheilung 1621
17	Neudivte Kirchenordnung ... 1603
22	Beitritt zum Rheinbunde ... 1806
23	Austritt aus dem Rheinbunde 1813
26	Mecklenb. Nationalfeste ... 1813
29	Universitätsferienanfang.
31	Marie, Herzogin von Sach- sen-Altenburg und zu M. Schw., geb. 1803

D	Utgang	Utgang
1	6 Uhr 50 M.	5 Uhr 35 M.
6	38	5 44
11	27	5 53

D	Utgang	Utgang
16	6 Uhr 15 M.	6 Uhr 2 M.
21	3	6 11
26	52	6 20

1846. April.
(Östermonat.)

1846. April.		(Ct. Wg.)		(Ct. Wg.)		Gebächtnistage und Tages-Ordnung	
	(Ostermonat.)	U. M.	U. M.	Sat.			
M	1 Theodora		Morg.				
D	2 Mr. Egypt.		12 36	3	Incorporation der Stiftstritter-		
A	3 Ferdinand	1 0	1 22		schaft	1775	
S	4 Ambrosius	1 1	1 59	4	Wallensteins Befignahme...	1628	
S	5 Valmarum		2 31				
M	6 Celestin		2 59	5	— 18 Gerichtsferien.		
D	7 Aaron		3 23				
M	8 Liberius		3 45	8	Gensiferium zu Rostock ...	1571	
D	9 Gründonn.		4 6				
A	Charfreit.		4 2-	12	Huldigung der Gräfschaft		
S	Bet-Tag				Schwerin	1359	
S	Ruhetag ☉	Abends		14	Preuß. Allianztractat	1752	
S	12 Stern	8 4					
M	13 Ostermont.	9 15	B	15	Vandarbeitshaus zu Güstrow	1817	
D	14 Libertinus	10 23					
D	15 Olympia	11 25		17	Kettlenb. Reformation	1555	
A	16 Caritus	Morg.					
S	17 Rudolph	12 20		18	Landesgrundgesetzlicher Erb-		
S	18 Valerian ☿	1 6			vergleich	1755	
S	19 Quasimod.	1 45		19	Univerfitätsferienende.		
M	20 Substinus	2 17					
D	21 Adolarus	2 46		25	Rostock-Bismarsche Duete	1621	
M	22 Cajus	3 12					
D	23 Georg	3 37		26	Rostocker Convention	1748	
A	24 Albert	4 3					
S	25 Marc Sv. ☼		Abends	28	Stempelerordnung	1809	
S	26 Mis. Dom.	8 23		29	Weitere Beschränkung der		
M	27 Anastasius	9 28			Pressfreiheit	1842	
D	28 Vitalis	10 25					
M	29 Kaimund	11 15		29	Kerst- und Jagdordnung ...	1706	
D	30 Crati	11 56					
D	☉ Aufgang	☉ Untergang		D	☉ Aufgang	☉ Untergang	
1	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 30 M.		16	5 Uhr 3 M.	6 Uhr 56 M.	
6	5 26	6 39		21	4 53	7 5	
11	5 15	6 48		26	4 42	7 13	

1846. Mai.
(Wonnemonat.)

D. Abg.
u. M.

C. Abg.
u. M.

Lat.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

1	Phil. Jac.			Morg.	
2	Sigismund			12 38	5 —8. Brand von Hamburg.. 1842
3	Jubilae			1 5	
4	Florian			1 28	6 Erster Syatenuich zur Hamb. Verl. Eisenb. b. Ludwigslust 1844
5	Gerthard			1 49	
6	Aggäus			2 9	13 Alter Maltag.
7	Domiella			2 28	
8	Stanislaus			2 49	13 Moskoder Erbvertrag 1788
9	Hermes			3 11	
10	Santate			3 40	16 Wendens Fürstenwürde. 1418
11	Pankratius	Abends			
12	Liberatus	9 25			17 Herzogin Louise, zu M. Schwerin, geb. 1824
13	Servatius	10 24			
14	Christian	11 14			
15	Sophia	11 54			20 Gründung der Residenzstadt Neufirelly 1733
16	Peregrinus	Morg.			
17	Hogate	12 25			
18	Erich	12 52			21 Kaiser Peter der Große, zu Schwerin 1716
19	Potentia	1 17			
20	Athanasius	1 39			23 Moskoder Concordienformel.. 1563
21	Himmelf.	2 1			
22	Selena	2 27			24 Gerichtsferienanfang.
23	Desiderius	2 54			
24	Grandi	3 27			24 Privilegium de non appel- lando 1756
25	Urban		Abends		
26	Edward		9 17		29 Schwer. Wahlapitulation.. 1634
27	Ludolph		10 2		
28	Wilhelm		10 30		29 Preuß. Evacuationsvertrag.. 1762
29	Manilius		11 8		
30	Wigand		11 34		30 Pariser Friede..... 1816
31	Pfingsten		11 55		
D	U. Aufgang	C	U. Untergang	D	C
1	4 Uhr 31 M.	7	Uhr 23 M.	16	4 Uhr 5 M.
6	4 22	7	31	21	3 57
11	4 13	7	39	26	3 51
					7 47 M.
					7 55
					8 3

1846. Juni.
(Brachmonat.)

U. M. U. M. U. M.
U. M. U. M. U. M.

Gedächtnistage
und Tages=Ordnung.

M	1	Pfingstn.		Morg.	
D	2	Gottschalk	12	13	2 Herrschaft Rostock 1323
M	3	Quatember	12	34	6 Gerichtsferienende.
D	4	Darius	12	55	
M	5	Benifacius	1	18	7 —13. Eisenbahnenboca-
S	6	Artemius	1	44	tionsstag 1843
S	7	Trinitatis	2	15	8 Deutscher Bund 1816
M	8	Medardus	2	52	
D	9	Barnim	Abends		11 Ritterschäftlicher Creditverein 1819
M	10	Flavins	8	58	
D	11	Frñf. Chr.	9	44	12 Herrschaft Dömitz 1372
M	12	Basilides	10	22	
S	13	Tobias	10	54	15 Domkirche zu Schwerin . . . 1248
S	14	1. n. Trinit.	11	22	16 Körner's und G. Schnelle's
M	15	Vitus	11	48	Todtenfeier 1845
D	16	Iustina	Morg.		17 Meßlenb. Schw. Großherzogs-
M	17	Nicanber	12	12	würde 1815
D	18	Homar	12	38	
M	19	Gervasius	1	6	18 Sieg bei Waterloo 1815
S	20	Myrverius	1	37	
S	21	2. n. Trinit.	2	13	19 Briegnische Belehnung . . . 1373
M	22	Achatius	2	55	24 Anfang des Johannisterrnins.
D	23	Basilins	Abends		26 Wiedererwerbung Wismars 1803
M	24	Joh. d. T.	8	29	
D	25	Hebronia	9	3	27 Rostocker Acisferolle 1748
M	26	Jeremias	9	32	
S	27	1. Schläfer	9	56	28 Meßlenb. Strel. Großherzogs-
S	28	3. n. Trinit.	10	19	würde 1815
M	29	Petr. Paul	10	39	29 Lindholmer Friede 1395
D	30	Lucina	11	0	

D	U. M.	U. M.
1	3 Uhr 45 M.	8 Uhr 9 M.
6	3 41	8 15
11	3 39	8 19

D	U. M.	U. M.
16	3 Uhr 38 M.	8 Uhr 22 M.
21	3 38	8 24
26	3 40	8 25

1846. Juli.
(Heumonat.)

Ufg.
u. M.

Ufg.
u. M.

Ent.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

M	1 Theobald		11 22	1	Ende des Johanniſtermine.
D	2 M. Heims.		11 46		
D	3 Cornelius		Morg.	1	Anfang des Statjahrs.
G	4 Ulrich		12 13	4	Stargards Incorporation... 1373
G	5 1. n. Trinit.		12 46	8	Größerer Ausbruch... 1620
M	6 Hector		1 27	9	Tilsitter Friede... 1807
M	7 Willibald		2 19		
M	8 Kilian		3 22	11	Meſſenb. Wiederherſtellung 1807
D	9 Cyrillus	Abends			
D	10 7 Brüder	8 54		13	Tod des Herzogs v. Orleans 1842
G	11 Eleonora	9 25			
G	12 5. n. Trinit.	9 52		14	Statuten der ſieſtädtiſchen Eiſenbahnen... 1845
M	13 Margaret.	10 18		16	Sternberger Reverſalen... 1572
D	14 Bonavent	10 44			
D	15 Ap. Theil.	11 11		16	Schweriniſcher Vergleich... 1701
D	16 Ruth	11 41			
D	17 Merius	Morg.		19	Auguste, Prinzessin v. Eng- land, Erbgroßherzogin von Meſſenb.-Strellig, geb... 1822
G	18 Roſina	12 15			
G	19 6. n. Trinit.	12 55		20	Meſſenb. Herzogswürde... 1348
M	20 Elias	1 41			
D	21 Braredes	2 33		21	Kahrenholzer Vertrag... 1611
M	22 Mar. Mg.	3 30			
D	23 Apollinar		Abends		
D	24 Chriſtina		8 1	22	Doberaner Seebad... 1793
G	25 Jacob		8 25		
G	26 2. n. Trinit.		8 46	25	Anfang der Gerichts- u. Un- vernitätsferien. Ende des Jagdverbots.
M	27 Martha		9 7		
D	28 Panthaleon		9 28		
M	29 Beatrice		9 51	27	Stargardiſche Erbhuldigung... 1471
D	30 Abden		10 16		
D	31 Hermanns		10 45	30	Stadt. Brandaffecuranz... 1783
D	1 3 Uhr 43 M.	8 11			
G	2 3 Uhr 46	8 22			
D	3 3 Uhr 52	8 19			
D	16 3 Uhr 57 M.	8 4			
G	21 4 4	8 8			
D	26 4 11	8 1			

1846. August.
(Erntemonat.)

U. M. U. M. U. M.
U. M. U. M. U. M.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

1	Petr. Ketf.	11. 13	
2	8. n. Trinit.	11 56	3 Sieg bei Bornhörd. 1227
3	Gleazar	Morg.	
4	Dominicus	12 52	6 Ende des deutschen Reichs. 1806
5	Oswald	2 0	
6	Sirtus	3 19	
7	Donatus	Abends	9 Bismarsche Pulverexplosion 1699
8	Cyriacus	7 55	
9	9. n. Trinit.	8 20	12 Georg, Großherzog von
10	Laurentius	8 44	M. Strelitz, geb. 1779
11	Herrmann	9 10	
12	Clara	9 38	13 Union der Landstände. 1523
13	Hildegard	10 10	
14	Eusebius	10 47	21 Universitätsferienende.
15	Mar. Simf.	11 30	
16	10. n. Trin.	Morg.	22 Dom zu Güstrow 1226
17	Vilbald	12 21	
18	Agapet	1 18	23 Rostocker Feuersbrunst 1677
19	Sebalb	2 16	
20	Bernhard	3 20	
21	Rebecca	4 23	24 Gerichtsferienende.
22	Philibert	Abends	
23	11. n. Trin.	7 14	25 Rostocksches Hundertmänner-
24	Bartholom.	7 33	regulativ 1770
25	Ludwig	7 54	
26	Irenäus	8 16	26 Körners Tod bei Gadebusch 1813
27	Gebhard	8 41	
28	Augustin	9 13	
29	Joh. Enth.	9 52	28 Kammerordnung 1751
30	12. n. Trin.	10 40	
31	Pantln	11 40	

Ⓐ	⊙ Aufgang	⊙ Untergang	Ⓐ	⊙ Aufgang	⊙ Untergang
1 4	Uhr 20 M.	7 Uhr 52 M.	16 4	Uhr 45 M.	7 Uhr 23 M.
6 4	28	7 43	21 4	53	7 13
11 4	37	7 33	26 5	1	7 3

1846. Septemb.
(Herbstmonat.)

Ⓐ Mrg.
u. M. Ⓐ Mrg.
u. M.

Ⓐ Mrg.
u. M.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

D	1	Egidius	Bei	Morg.	
M	2	Elisa	12	39	
D	3	Manfuetus	2	17	1 Souverainetätsklärung... 1808
D	4	Theodora	3	38	
S	5	Moses ☉	Abends		1 Wittweninstitutstiftung... 1797
S	6	13. u. Trin.	6	46	
M	7	Regina	7	14	
D	8	Mar. Geb.	7	44	5 Schwerinsche Kanzleiordnung 1637
M	9	Bruno	8	17	
D	10	Sosthenes	8	55	
D	11	Probus	9	38	12 Trauerordnung... 1749
S	12	Syrus ☿	10	26	
S	13	14. u. Trin.	11	20	14 Bismarische Consistorialord-
M	14	Erhöhung	Morg.		nung... 1665
D	15	Nicomedes	12	17	
M	16	Quatember	1	17	
D	17	Lambert	2	20	18 Französ. Commerztractat... 1779
D	18	Titus	3	23	
S	19	Werner	4	26	
S	20	15. u. Tr. ●	Abends		20 Bisthum Schwerin... 1171
M	21	Matth. Ev.	6	3	
D	22	Mauritius	6	26	26 Hofmarschallamtsordnung... 1753
M	23	Hoseas	6	53	
D	24	Joh. Empf.	7	24	
D	25	Cleophas	8	1	29 Universitätsferienanfang.
S	26	Cyprian	8	47	
S	27	16. u. Trin.	9	41	
M	28	Wenzel ☿	10	45	30 Auflösung des Hof- u. Land-
D	29	Michael	11	56	gerichts... 1818
M	30	Hieronymus	Morg.		

Ⓐ	☉ Aufgang	☉ Untergang
1	5 Uhr 12 M.	6 Uhr 48 M.
6	5	6 37
11	5 28	6 25

Ⓐ	☉ Aufgang	☉ Untergang
16	5 Uhr 37 M.	6 Uhr 13 M.
21	5 45	6 1
26	5 53	5 49

1846. Oktober.
(Weinmonat.)

U. M. U. M. U. M. U. M.
U. M. U. M. U. M. U. M.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

D	1	Remigius	5	1m. 13	
R	2	Beltrath	2	33	
S	3	Jairus	3	56	1 Oberappellationsgericht 1818
G	4	17. u. Tr. ☉	Abends		
M	5	Kranz	5	40	1 Justizkanzlei zu Gießen ... 1818
D	6	Aurelia	6	13	
M	7	Ides	6	49	3 Rostocker Erbvertrag 1573
D	8	Amalia	7	31	
R	9	Charitas	8	18	4 Contributionsedict für die Do-
S	10	Dionysius	9	11	mainen. 1843
G	11	Bereen	10	8	
M	12	18. u. Trin.	11	8	7 Religionsfriede 1555
D	13	Marimilian ☿	Morg.		
M	14	Angelus	11	10	
D	15	Salirtus	1	12	11 Bismarsche Tribunalordnung 1656
R	16	Hedwig	2	15	
S	17	Gallus	3	20	12 Criminalcollegium. 1812
G	18	Florentin	4	24	
M	19	19. u. Trin.	5	30	15 Consistorium zu Schwerin. 1567
D	20	Lucius	Abends		
M	21	Felician ☿	5	26	17 Friedrich Wilhelm, Erb-
D	22	Ursula	6	2	großherzog v. M.-St., geb. 1819
R	23	Gordula	6	45	
S	24	Severin	7	37	
G	25	Salome	8	37	18 Leipziger Völkerschlacht 1813
M	26	20. u. Trin.	9	45	
D	27	Amandus	10	58	19 Universitätsferienende.
M	28	Sabina ☿	Morg.		
D	29	Sim. Jud.	12	15	
R	30	Engelhart	1	34	24 Osnabrücker Friede. 1648
S	31	Abjalom	2	53	
G	31	Wolfgang			

U. M.	U. M.	U. M.	U. M.
1 6 Uhr	2 M.	5 Uhr 38 M.	16 6 Uhr 28 M.
6 6	10	5 26	21 6 37
11 6	19	5 14	26 6 46
			4 53
			4 52

1846. Novemb.
(Windmonat.)

U. M. U. M.

U. M. U. M.

Dat.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

S	1	21. n. Trin.	8	Morg.	5	Deutsche Bundesversammlung 1816
M	2	Ref. Fest	4	13		
D	3	Aller Seelen	5	32		
D	3	Malachias	Abends		6	Mekl.-Schw. Staatskalender 1775
M	4	Charlotte	5	21		
D	5	Blandine	6	6	6	Regierungsantritt des Groß-
R	6	Leonhard	6	58		herzogs v. M. Strelitz ... 1816
S	7	Engelbert	7	54		
S	8	22. n. Trin.	8	54		
M	9	Theodor	9	56		
D	10	Mart. Ruth.	10	59		
M	11	Mart. Bis	Morg.		8	Meklenb.-Wendische Erhver-
D	12	Jonas	12	2		brüderung 1418
R	13	Briceins	1	6	12	Luthers Reformation 1517
S	14	Levin	2	10		
S	15	23. n. Trin.	3	15		
M	16	Ottomar	4	22		
D	17	Alphäus	5	30		
M	18	Gelasius	Abends		21	Anerkannte Wählbarkeit bür-
D	19	Elisabeth	4	41		gerl. Gutsbesitzer zu Depu-
R	20	Ames	5	30		tieten in d. Eng. Aussch. 1843
S	21	Mar. Spf.	6	29	24	Universität zu Moskau 1419
S	22	24. n. Trin.	7	35		
M	23	Clemens	8	48	28	Austrägalinstanz 1817
D	24	Gereon	10	4		
M	25	Katharin.	11	21	28	Franzöf. Besetzung 1806
D	26	Conrad	Morg.			
R	27	Bet-Zag	12	39	28	Auguste Friederike, Erb-
S	28	Günther	1	56		großherzogin v. M. Schw.
S	29	1. Advent	3	13		geb. 1776
M	30	Andreas	4	28		
D	1	U. M. U. M.	U. M. U. M.	U. M. U. M.		
	6	Uhr 57 M.	4	Uhr 30 M.		
	7	7	4	21		
11	7	16	4	13		
	16	7	4	25		
	21	7	3	58		
	16	7	42	3	53	

1846. Decemb.
(Christmonat.)

U. M. U. M.
U. M. U. M.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

D	1	Arnold	5m. 42	1	Anfang des Kirchenjahrs.
M	2	Candidus	Abends		
D	3	Agicola	4 45		
M	4	Barbara	5 39	3	Wendische Erbhuldigung ... 1436
C	5	Abigall	6 38		
C	6	2. Advent	7 40	10	Sieg bei Sehnäth 1813
M	7	Agathen	8 44		
D	8	Mar. Empf.	9 47	11	Sieg bei Roggendorf 1369
M	9	Joachim	10 51		
D	10	Judith	11 54	13	Hannov. Reliquienconven-
M	11	Damianus	Morg.		ten 1765
C	12	Cyprianus	12 58		
C	13	3. Advent	2 4	18	Gerichtsferienanfang.
M	14	Nicolas	3 10		
D	15	Johanna	4 18	18	Reflexb. Guldigung 1632
M	16	Quatember	5 26		
D	17	Ignaz	6 32		
M	18	Christoph	Abends	19	Handelstractat mit Preußen 1826
C	19	Leih	5 20		
C	20	4. Advent	6 32	20	Schlacht bei Gadebusch 1712
M	21	Thom. Ap.	7 50		
D	22	Beata	9 9	22	Stadtbuchordnung 1829
M	23	Victoria	10 27		
D	24	Ad. Eva	11 45	24	Universitätsferienanfang.
M	25	Christtag	Morg.		
C	26	Stephan	1 1	28	Nitterschaftl. Brandsocietät ... 1781
C	27	Sut. u. Wh.	2 16		
M	28	Ilsech. Kind	3 29	29	Wismarsches Stadtreglement 1830
D	29	Noah	4 38		
M	30	David	5 41		
D	31	Sylvester	6 38	31	Amtsordnung 1660

D	U. M.	U. M.
1	7 Uhr 50 M.	3 Uhr 49 M.
6	7 57	3 46
11	8 3	3 44

D	U. M.	U. M.
16	8 Uhr 7 M.	3 Uhr 44 M.
21	8 10	3 45
26	8 13	3 48

Uebersicht der beweglichen Feste vom Jahre 1847 bis 1854.

	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854
Kaschnacht . . .	16. Febr.	7 März	20. Febr.	12. März	4 März	24. Febr.	8. Febr.	28. Febr.
Ostern . . .	4. Apr.	23. Apr.	8. Apr.	31. März	20. Apr.	11. Apr.	27. März	16. April
Sinnelfahrt . . .	13. Mai	1. Juni	17. Mai	9. Mai	29. Mai	20. Mai	5. Mai	25. Mai
Pfingsten . . .	23. Mai	11. Juni	27. Mai	19. Mai	8. Juni	30. Mai	15. Mai	4. Juni
Trinitatis . . .	30. Mai	18. Juni	3. Juni	26. Mai	15. Juni	6. Juni	22. Mai	11. Juni
Abent. . .	28. Nov.	3. Dec.	2. Decb.	1. Decb.	30. Nov.	28. Nov.	27. Nov.	3. Decb.

Verhältnisse der Planeten unseres Sonnensystems.

	Umlaufszeit um die Sonne.	Entfernung v. d. Sonne.
Mercur (16 mal kleiner als die Erde)	87 Z. 3 St. 16 Min.	8 Millionen Meilen
Venus (um $\frac{1}{10}$ kleiner).	224 Z. 16 St. 49 Min.	15 "
Erde	365 Z. 5 St. 49 Min.	21 "
Mars ($\frac{4}{5}$ mal kleiner).	13. 321 Z. 17 St. 31 Min.	31 $\frac{1}{2}$ "
Jupiter (1474 mal größer).	113. 314 Z. 20 St. 2 Min.	107 $\frac{1}{2}$ "
Saturn (1030 mal größer).	293. 166 Z. 19 St. 51 Min.	197 "
Uranus (83 mal größer)	833. 150 Z. 18 St.	396 $\frac{1}{2}$ "

Zwischen dem Mars und dem Jupiter bewegen sich noch um unsere Sonne die Planeten Vesta, Juno, Ceres und Pallas. — Unsere Sonne ist 1,448,000 mal größer als die Erde. — Der Mond ist 50 mal kleiner als die Erde und 52,000 Meilen von derselben entfernt. Seine Umlaufszeit um die Erde beträgt 27 Tage, 7 Stunden, 43 Minuten.

Festrechnung für das Jahr 1846.

Goldene Zahl IV.	Fastnacht . . . 24. Februar	Die 4 Quatember:
Epacten III.	Ostern . . . 12. April	4. März,
Sonnengirkel VII.	Himmelfahrt 21. Mai	3. Juni,
Römer Zinszahl IV.	Pfingsten . . . 31. Mai	16. September,
Sonntagsbuchst. D.	Trinitatis . . . 7. Juni	16. December.
	Advent . . . 29. November.	

Anfang der Jahreszeiten.

Frühling: 21. März.

Herbst: 23. September.

Sommer: 21. Juni.

Winter: 22. December.

Die vier Fuß- und Bettage.

- 1) Freitag nach Invocavit 6. März,
- 2) Charsfreitag 10. April,
- 3) Erntebetttag im Schwerin'schen J. Sonntag n. Trin. 12. Juli,
- " " Strelig'schen Sonntag n. Margar. 19. Juli,
- 4) Freitag vor dem ersten Advent 27. Novemb.

Die streng gefeierten Feste der Juden.

Barim: 12. März. — Passah- oder Osterfest: 11., 12., 17. u. 18. April. — Wochen- oder Pfingstfest: 31. Mai u. 1. Juni. — Zerstörung Jerusalems, Fasten: 2. August. — Neujahrsfest ihres 5607. Jahres nach Erschaffung der Welt: 21. u. 22. September. — Versöhnungsfest: 30. September. — Laubhüttenfest: 5., 6., 12. und 13. October.

Nächste Schaltjahre.

1848, 1852, 1856, 1860, 1864.

Von den Finsternissen
des Jahres 1846.

Es finden in diesem Jahre nur zwei Sonnensfinsternisse statt, der Mond wird nicht verfinstert.

Die erste Sonneneinsterniß beim Neumonde des 25ten Aprills beginnt im Rostock um 6 Uhr 30 Min. Abends mittlerer Rostocker Zeit, die größte Verfinsternung von $1\frac{1}{10}$ Zoll tritt um 7 Uhr 4, ein und das Ende nach Sonnenuntergang; der Eintritt des Mondes geschieht 157° westlich vom nördlichsten Punkte der Sonnenscheibe. Diese Finsterniß ist in einzelnen Theilen von Europa, Afrika und Amerika sichtbar; auf der Landenge von Panama, in einigen Gegenden von Westindien und einem Theile von Afrika wird sie ringförmig erscheinen.

Die zweite Sonnenfinsterniß beim Neumonde des 20sten Octobers wird im größten Theile von Afrika, einigen Theilen Südasiens und dem westlichen Neuholdand sichtbar und für einige dieser Gegenden ringsörmig seyn; bei uns ist sie nicht sichtbar.

Erklärung der Abkürzungen.

Ufg. heißt: Aufgang, Utg.: Untergang, U.: Uhr, M.: Minuten, ☉: Sonne, ☾: Mond, ☾: Neumond, ☾: erstes Viertel, ☾: Vollmond, ☾: letztes Viertel.

Neue Lieder von Hoffmann von Fallersleben.

1. Old - Meklenborg for ever!

Mel. Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude.

Wir Meklenburger sind nur Herr'n und Knechte,
Nichts als die Lust ist uns gemein.
Gleich sollten sein die Pflichten und die Rechte,
Wir sollten freie Bürger sein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Freiheiten haben wir in großen Massen,
Wo aber ist die Freiheit, wo?
Wollt' Einer nur von seinem Vorrecht lassen,
So würden ihrer tausend froh.

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Wir sprechen deutsch und haben nie erfahren
 Was Fortschritt und Gemeinſinn iſt.
 Soll uns denn ewig Gott davor bewahren?
 Sind wir denn reif zu keiner Friſt?

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
 Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Wir haben unfre eigenen Interellen,
 Und möchten gern doch Deutſche ſein.
 Wolan, ſo wollen wir uns ſelbſt vergeſſen
 Und treten in den Zollverein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
 Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Wir Meſſenburger ſind nur Herr'n und Knechte,
 Nichts als die Luſt iſt uns gemein.
 Gleich ſollten ſein die Pflichten und die Rechte.
 Wir ſollten freie Bürger ſein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
 Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

2. Eine ritterschaftliche Stimme beim Nothspion.

Mel. Im Wald' und auf der Heide.

Wir sind mit dem zufrieden,
Mit dem was uns beschieden
Die alte gute Zeit. :;
Was ihr auch spricht und schreibet,
Der Meklenburger bleibet
Ein Meklenburger stets. :;
:; Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer so. :;

Wir erndten reichlich Futter,
Verkaufen Korn und Butter
Und Schwein' und andres Vieh.
Wir ziehen Pferd' und Kühe,
Und unser Fleiß und Mähe
Gehöret uns allein.
Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer so.

Ihr seid nur arme Schlucker,
Versteuert hoch den Zucker,
Casse, Tabak und Wein.
Wenn wir zu Durst und Schinken
Den besten Nothspion trinken,
Schmachtet ihr im Zollverein.
Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer so.

Ihr sucht uns aufzuklären —

Wir wollen gern entbehren,

Gern euern Zollverein.

Könnt ihr uns sonst nichts geben

Als nur ein schlechtes Leben,

Behaltet das für euch!

Halt halt halt halt!

Bei uns bleibt's immer so.

3. In maiorem Dei gloriam.

Met. Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus.

Ein echt katholisches Vollblut lob' ich mir,

Das sich nicht mischen mag mit Kegerherzen

Und überall wo's sitzt bei Wein und Bier

Das schöne Paradies nicht will verscherzen.

Verloren geht das Glück der Welt,

Das Reich der ew'gen Seligkeiten,

Wer sich nicht fern von Ketzern hält

In unsern irrthumsreichen Zeiten.

Ein Irrthum ist's und Sünde obendrein

Und von der heiligen Kirche streng verboten,

Macht man mit Protestanten sich gemein,

Mit den lebendigen wie mit den todtten.

Seht euch nach Ketzern gar nicht um!

Rein haltet euere Gemeinde!

Katholisch sind in Augsburg drum

Und protestantisch selbst die Schweine. *)

*) Seeblätter vom 11. Sept. 1844 (Nr. 119): „In Augsburg z. B. be-
stehen katholische und protestantische Herbergen für die verschie-
denen Zünfte der Handwerker. — Doch noch mehr werden Ihre Leser

4. Der leibhaftige Teufel.

Met. Es wohnt ein Müller an jenem Teich.

Der Teufel aus der Hölle schlich, ::

Er hat als Pfaffe hudi hudi hu hu hu!

Er hat als Pfaffe verkleidet sich.

Er geht nun unter uns herum

Und will uns machen hudi hudi hu hu hu!

Und will uns machen taub und dumm.

Er weiß, aus Dummheit nur allein

Muß alle Welt des hudi hudi hu hu hu!

Muß alle Welt des Teufels sein.

Wer ihn drin hilft mit Rath und That,

Der ist sein bester hudi hudi hu hu hu!

Der ist sein bester Kamerad.

Der wird gar viel in jedem Staat,

Regierungs-, Schul- und hudi hudi hu hu hu!

Regierungs-, Schul- und Kirchenrath.

Drum auch der Teufel nicht ungern steht,

Ueberruht ihn noch der hudi hudi hu hu hu!

Ueberruht ihn noch der Jesuit.

sich wundern, wenn sie hören, daß in der altberühmten Stadt katholische und protestantische Schweinställe sich befinden! Und das ist buchstäblich wahr. Es besteht nämlich in Augsburg die polizeiliche Verordnung, daß während des Sommers keine Schweine innerhalb der Stadt gehalten werden dürfen, weshalb die Züchter dieses Geflügels genöthigt sind, Ställe außerhalb der Mauern zu halten. — Fragt ein Fremder wegen der großen Sammlung dieser Ställe an einem Orte, so erwiedert ihm der Lehnbiener: das sind die katholischen und das die protestantischen Schweinställe!"

5. An Fran M. W.

Freiheit! Freiheit!

Das ist der alte ew'ge Klang,
Der durch die Weltgeschichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Von einer schönern Zukunft singt.

Freiheit! Freiheit

Von alter Vorurtheile Nacht,
Von Lehr- und von Gewissenszwang,
Von jeder Willkür Uebermacht,
Von Anmaßung, und Stand und Rang!

Freiheit! Freiheit

Für jede edle Guteskraft
Mit Rath und That, mit Wort und Hand,
Für jede Kunst und Wissenschaft,
Für Volksgedeihn und Vaterland!

Freiheit! Freiheit!

Ich sing' es hell und ruf' es laut,
Es halle fort von Ort zu Ort,
Es sei des Kindes erster Laut,
Es sei des Greises letztes Wort!

Freiheit! Freiheit!

Willkommen, alter ew'ger Klang,
Der durch die Weltgeschichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Von einer schön'ren Zukunft singt!

6. National - Hymne.

Mel. Zwischen Bräu und Kommodau.

D latein'scher Firtlesanz,
Birst du denn nie auf Erden
Benigstens für uns einmal
Zur todten Sprache werden?
.: Heißassa, hopsassa!
Zur todten Sprache werden? .:

Dreizehn Jahre muß Latein
Der junge Michel treiben!
Und er soll sein Lebenslang
Doch nur ein Michel bleiben;
.: Heißassa, hopsassa!
Doch nur ein Michel bleiben. .:

Wer ein Staatsamt haben will,
Der muß Latein erst sprechen.
Seine Muttersprache mag
Er immer radebrechen,
.: Heißassa, hopsassa!
Er immer radebrechen. .:

Von latein'schen Brocken stinkt
Gerichtsamt und Verwaltung,
Kauferwälsch ist jede Schrift
Und jede Unterhaltung,
.: Heißassa, hopsassa!
Und jede Unterhaltung. .:

Und die Katholiken gar
 Zu Gott lateinisch sehen,
 Und das soll dann Gott verstehen,
 Was sie selbst nicht verstehen,
 : Heißassa, hopfassa!
 Was sie selbst nicht verstehen. :,

Hätten sich die Römer wol
 Dereinst emancipieret,
 Wenn sie das Hebrä'sche so
 Wie wir's Latein studieret,
 : Heißassa, hopfassa!
 Wie wir's Latein studieret? :,

Endlich mußt du, Zirkelfanz,
 Dich wol zum Teufel trollen,
 Daß wir lernen was wir sind
 Und was wir werden sollen,
 : Heißassa, hopfassa!
 Und was wir werden sollen. :,

Den Verüdenmachern war
 Die Neuzeit nicht gewogen —
 Und so geh's in Deutschland bald
 Auch allen Philologen!
 : Heißassa, hopfassa!
 Auch allen Philologen! :,

7. Schöne Ausichten.

Mel. Bival, es leb' das preuß'sche Heer!

Das Pulver hast erfunden du

Und auch die Druckerei,

Und Anno dreizehn machtest du

Dir deine Fürsten frei.

O deutsche Nation,

Was ward dafür dein Lohn?

.; Gar viel, gar viel! Der deutsche Bund

Verhieß dir Pressfreiheit. ;

Kommt je der deutsche Bund in Noth,

So nimm das Schwert zur Hand,

Schlag dankbar deine Feinde todt!

Es gilt für's Vaterland.

O deutsche Nation,

Denk an den alten Lohn!

.; Denk dran, denk dran! Der deutsche Bund,

Verhieß dir Pressfreiheit. ;

Ha! dann erlaubt die Polizei,

Daß du von Freiheit singst,

Auf Deutschlands Einheit nebenbei

Auch wol ein Hoch ausbringst.

O deutsche Nation,

Dein harrt noch größrer Lohn:

.; Der deutsche Bund verheißet dir

Auf's Neue Pressfreiheit. ;

S. Michel's Abendlied.

Ich weiß deine Werke, daß du we-
der kalt noch warm bist; ach! daß du
kalt oder warm wärest.

Offenbarung Johannis 3, 15.

Mel. Legt Schwanken wir den Hut.

Ich bin ein freier Mann,
Nie sieht die Furcht mich an.
Für Fortschritt nehm' ich stets Partei,
Ich denke, red' und handle frei —

Chor.

Mit Polizei-Erlaubniß,
Erlaubniß.

Ich habe Kraft und Muth,
Zu opfern Gut und Blut:
Ich gebe Geld, ich opfre Geld
Für die Verfolgten aller Welt —

Chor.

Wenn's nur nicht ist verboten,
verboten.

Ich bin besetzt zumal
Für das was liberal.
Zu Dankadressen nah' und fern
Geb' ich auch meinen Namen gern —

Chor.

Wenn's nur nicht ist gefährlich,
gefährlich.

Ich bin ganz rücksichtslos,
Ich werde furios,
Ich schimpf' und such' auf Tyrannei,
Censur, geheime Polizei —

Chor.

Wenn niemand ist zugegen,
zugegen.

Zur Erinnerung an Friedrich Vogge auf Bierstorff.

(Vom Dr. S. Schnelle auf Buchholz.)

Das war ein tüchtiger Mann, der Frig Vogge, dessen Bild unser diesjähriges Volksbuch bringt. Wir sehen zwar kein Band in seinem Knopfloch, kein Kreuz und keinen Stern auf seiner Brust, auch ist er schlechtweg nur Frig Vogge ohne Titel und Staatsamt — und doch hat dieser Mann nicht in Mecklenburg allein, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus eines Ansehens und einer Liebe genossen, deren sich nicht bloß in unserer Zeit, sondern überhaupt wenige Mecklenburger rühmen können.

Aber wodurch war denn Vogge der populärste Mann im Lande geworden? — Durch seinen gesunden Menschenverstand, vor dem kein Vorurtheil Bestand hatte und der sich kein X für ein U machen ließ; durch sein Herz, welches jeden Druck und jede Ungerechtigkeit, die seinen Nebenmenschen widerfuhr, mit empfand; durch die Macht seines Willens, der von dem einmal für recht und zweckmäßig Erkannten

nicht wieder abließ und nicht wich und wankte, bis er sein Ziel erreicht.

Frig Pogge war ein ächter Mecklenburger, ein Mecklenburger durch und durch, und doch vergaß er keinen Augenblick, daß er ein Deutscher sei. So mußte er wohl der volksthümlichste Mann werden, den Mecklenburg seit langer Zeit gehabt. In ihm waren alle Eigenschaften, welche den Mecklenburger gerade zu dem machen, was er ist, in höchster Blüthe und in schönster Harmonie vorhanden. Sinnig und launig, gemein und niederträchtig, wie unser Bauer das nennt, praktisch und doch schwärmend für seine Ideen, vor dem Entschlusse zaubernd, nach demselben zähe, ein geborner Feind alles affectirten, gezierten und hochmüthigen Wesens, so war unser Pogge. Merkwürdig war es, wie Theorie und Praxis in ihm völlig zusammenfielen; was er für gut und zweckmäßig hielt, was ihm zu reformiren oder abzuschaffen schien, das griff er ohne langes Bedenken und Besinnen sofort an, auch wenn der Sieg noch so zweifelhaft schien. „Wer da weiß, Gutes zu thun und thut's nicht, dem ist Sünde,“ dieser Bibelspruch wäre die beste Devise für ihn gewesen. Und er verzweifelte nie am Erfolge, er wußte immer die Sachen anzufassen, denn es trieb ihn unwiderstehlich und unaufhörlich zur Verwirklichung seiner Ideen.

Seine Wirksamkeit war eine dreifache und in jeder ist er von großem und segensreichen Einfluß auf unsere Zustände gewesen. Er hat als Landwirth, als Landstand und als

Freund der geringeren Landleute Epoche gemacht, und Mecklenburg verdankt ihm sehr Vieles von dem, was es in diesen Beziehungen Gutes hat und Gutes noch hoffen darf.

Betrachten wir nun zunächst seine landwirthschaftliche Wirksamkeit.

Es ist allgemein anerkannt, daß erst in den letzten 30 Jahren eine allgemeine und nachhaltige landwirthschaftliche Industrie in Mecklenburg sichtbar geworden ist. Was früher für diese Industrie geschah, waren vereinzelte Bestrebungen, die um so weniger Nachahmung fanden, als sie häufig mit dem Ruin oder doch mit Verlusten der Unternehmer endeten. Vogge's heller praktischer Verstand aber wußte das Richtige aus jenen verunglückten Bestrebungen herauszufinden und mit der Energie, die ihm eigen, das für richtig Erkannte auf die zutreffendste Weise auszuführen. Zunächst hinsichtlich der Schafzucht. Rückkehrend von einer im Jahr 1814 nach Holland und England unternommenen Reise sah er die auf wunderbare Weise dem Schlachtmesser entronnene echte Merinoheerde des Baron Grote. Dieselbe war vom Kaiser Napoleon in das ehemalige Königreich Westphalen zur Hebung der dortigen Schafzucht geschickt, aber im Kriegsgetümmel schon auf dem Wege ins Lager gewesen, um dort zu Kochstücken zerhauen und verspeist zu werden. Vogge sah diese Herde mit dem Blicke des Land- und Volkswirthes. Er erkannte sogleich, welcher Vortheil dem Lande erwachsen müsse, wenn es statt seiner Schmierschafe echte Merino's besäße, und wußte,

nach Hause zurückgekehrt, auch seinen Bruder für die Idee, einen Stamm echter Merino's in Roggow aufzustellen, so einzunehmen, daß der Vater dem Drängen der beiden Söhne nicht widerstehen konnte. Es wurden also zwei Böcke (unter ihnen der für die mecklenburgische Schafzucht so bedeutend gewordene Napoleon) aus der Heerde des Baron Grote und eine Heerde von Merinoschafen aus der fürstlich Pichnowsky'schen Stammschäferei gekauft. Diese Stammheerde ist es, die für den Nationalwohlstand Mecklenburgs von unermesslichen Folgen gewesen. Ähnlich war freilich schon früher der Oberjägermeister von Mollke auf die Hebung der mecklenburgischen Schafzucht bedacht gewesen, aber leider nahmen alle Unternehmungen dieses trefflichen Mannes durch Mißgeschick, Ungunst der Menschen und der Verhältnisse, vielleicht auch noch aus andern Gründen ein trauriges Ende, und auch seine Stammheerde von Merinoschafen ging gänzlich zu Grunde. So ist also Pogge als der Gründer der edlen Schafzucht in Mecklenburg zu betrachten, und wenn auch sein noch lebender jüngerer Bruder in der Folge mit besonderer Vorliebe für dieselbe gewirkt hat, so hat jener doch in dieser Sache den ersten nachhaltigen Impuls gegeben.

Gleiches, wenn nicht noch größeres Verdienst hat sich Pogge um die Pferdezuucht erworben. Er heißt davon der Pferde-Pogge. In diesem Zweige unterstützte ihn vorzüglich der leider zu früh verstorbene Baron von Biel, mit welchem er gemeinsam und fast in Allem von gleichen Ansichten aus-

gehend, das Ziel der möglichsten Vervollkommnung unserer Pferdebezücht verfolgte. Vogge war selbst ein tüchtiger Reiter und ein Liebhaber von Pferden. Den ersten Grund zu seiner hohen Kennerschaft in dieser Hinsicht legte er dadurch, daß er seinem Vater 1813 bei Lieferung der Pferde für das Walmoden'sche Corps assistirte. Auch die Pferderennen in Mecklenburg verdanken Vogge's und Biel's vereinten Bemühungen ihr Entstehen, und wenn auch ältere Landleute das „alte, echt mecklenburgische Pferd“, welches bereits fast ganz verdrängt ist, immer noch sehr zu preisen pflegen, so wissen wir doch alle, daß Mecklenburgs Pferdebezücht zur Zeit auf einem Standpunkte steht, der den Neid des Auslandes erregt und daß jetzt weit höhere Summen für Pferde ins Land kommen als vordem.

Knappsbau, Mergeln, Nieselung der Wiesen, Hebung der Viehzucht in allen ihren Zweigen, das sind vier andere Betriebe, die hauptsächlich durch Vogge's Bemühungen und Vorbild in Mecklenburg heimisch geworden sind und durch diese Betriebe hat das Land Millionen gewonnen.

Besonders aber wirkte Vogge für unsere Landwirtschaft im Allgemeinen dadurch ganz außerordentlich viel, daß er, obgleich die Ueberlieferung und die Erfahrungen der Alten in Ehren haltend, doch mit regstem Sinn allem Neuen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dabei prüfte er denn freilich mit der Bedächtigkeit der Alten, führte aber aus mit der Energie des Jünglings. Das Wohl seines Gewerbes und das damit

so wesentlich zusammenhängende Wohl des Landes immer im Auge haltend, hat er ökonomischen Versuchen sehr viel Zeit und Geld geopfert; freimüthig theilte er die gewonnenen Resultate mit, denn fern war ihm jene Eitelkeit, die nur der günstigen erwähnt, die ungünstigen aber verschweigt oder bemäntelt.

Als einer unserer renommirtesten Landwirthe kam er denn auch bald mit den bedeutendsten Landwirthen Deutschlands und des Auslandes in Verbindung und durch den Besuch der Versammlungen der deutschen Land- und Forstwirthe mit den meisten derselben auch in persönliche Berührung. Wie ihm selbst diese Verbindungen eine große Anregung gaben, so wurde diese Anregung ferner fruchtbar, indem er sie Andern mittheilte.

So wirkte Vogge nicht bloß durch positive Verbesserungen für unsere Landwirthschaft, sondern noch mehr durch den Eifer, den er für diese Kunst bei seinen Gewerbezogenossen zu wecken wußte. Besondere Erwähnung verdienen hier noch seine Verdienste um die Vervollkommnung unserer ökonomischen Werkzeuge und um eine zweckmäßigere und wohlfeilere Ausführung der ländlichen Arbeiten. Wer den Eigensinn und Schlandrian unserer älteren Landleute kennt, der wird die Schwierigkeiten ermessen können, die sich der Einführung z. B. von Säemaschinen und von anderen als den bisher üblichen Ackerwerkzeugen entgegenstellten. Durch sein Wort und Beispiel haben jedoch alle die Verbesserungen, welche

der landwirthschaftliche Betrieb in den letzten dreißig Jahren erfahren, einen schnellen und allgemeinen Eingang bei uns gefunden und die Geschichte der mecklenburgischen Landwirthschaft wird es ihm also nachzurühmen haben, daß er vorzüglich eine neue bessere Zeit für das ganze ländliche Gewerbe herbeigeführt hat. —

Vogge's landständische Wirksamkeit war aber nicht minder bedeutend und folgenreich. Zufällig und unabsichtlich auf seine landständischen Rechte und Pflichten aufmerksam gemacht, wurde er von Stund' an der eifrigste Landstand. Er wurde nämlich durch ein Mitglied des sogenannten eingebornen Adels einer speciellen Abstimmung halber, zum Landtag gerufen; dieser Besuch des Landtages veranlaßte ihn, weiter über seine landständischen Obliegenheiten nachzudenken und nachzuforschen und so wurde er nicht allein seitdem ein eifriger Landstand, sondern es kann auch die seit jenem Besuch und namentlich seit 1838 so sehr gestiegene Zahl der Landtagsbesucher größtentheils auf Rechnung jenes einen Besuches geschrieben werden. Wie mußte aber Vogge's unbefangener, vorurtheilsfreier Sinn durch unsere landtägigen und landständischen Verhältnisse verletzt werden! Er spricht sich darüber in seiner klaren, einfachen Sprache in einem Aufsatze im freimüthigen Abendblatt aus. Vogge hat nun in dieser Beziehung das große Verdienst, nach 40 Jahren zuerst wieder thätig die Gleichstellung der bürgerlichen Gutsbesitzer mit den adligen versucht zu haben. Allerdings hatte schon Mancher vor

ihm das Demüthigende in der politischen Stellung der bürgerlichen Gutsbesitzer tief empfunden; allerdings hatte auch schon Manchem sein politisches Gewissen gesagt, daß einem solchen Zustande ein Ende gemacht werden müsse, — Niemand aber hatte geglaubt, daß in dieser Sache irgend ein Erfolg zu erreichen sei und so hatte die Scheu vor einem vermeintlich vergeblichen Unternehmen, Jeden von Dem zurückgehalten, was doch seine Pflicht war. Doch das war nicht Vogge's Art: er konnte bei der Erkenntniß von der unverrücklichen Gleichheit aller Mitglieder der Ritterschaft, nicht die Hände müßig in den Schoß legen; auch sah er bald, daß die Mehrzahl seiner Standesgenossen keine so träge und theilnahmlose Masse sei, als man bis dahin annahm. Da er nun auch der Ueberzeugung lebte, daß nur dann ein nachhaltiger Fortschritt in Mecklenburg möglich sei, wenn den bürgerlichen Gutsbesitzern ihre verfassungsmäßige Bedeutung und so mindestens die Möglichkeit gegeben werde, daß auch das liberale Princip unter den Ständen Mecklenburgs seine Vertretung finde, — so griff er denn muthig zum Werke. Früchte hat er von diesen Bestrebungen nicht gesehen, aber er hat das Samenorn, das er legte, doch noch keimen und an das Tageslicht treten sehen. Seine Verdienste in dieser Beziehung sind übrigens bedeutender als es scheinen mag. Seine allgemeine Popularität kam ihm auch hiebei zu Statzen: seiner Aufforderung widerstand kein bürgerlicher Gutsbesitzer und was unser Vogge wollte, das wollten sie alle.

Mögen denn die bürgerlichen Gutsbesitzer nie vergessen, was sie ihm schuldig sind und ihm dadurch danken, daß sie seine reine warme Humanität und seine Gesinnungstüchtigkeit sich anzueignen suchen.

Was war endlich Vogge als Freund der kleineren Landleute? Was hier zunächst seine Stellung als Guts- und Dienstherr betrifft, so hielt er das Verhältniß zwischen Herrn und Untergebenen nicht für ein „patriarchalisches“ in der Art, daß der Herr die Sonne, um welchen sich der Untergebene in willenloser Unselbstständigkeit zu drehen hat. Eine solche Gesinnung war ferne von ihm; er betrachtete sich auch als den Vater seiner Untergebenen, diese selbst aber (und darin liegt der Unterschied von anderen Liebhabern der Patriarchie) nicht als Kinder, sondern als Mündige, die zu immer größerer Selbstständigkeit zu führen seien. Eine solche Behandlung, welche seine Selbstständigkeit respectirt, erkennt aber der so oft geschmähete gemeine Mann stets mit größtem Danke an, und so war Vogge von allen seinen Leuten geliebt und konnte sich mehr auf sie verlassen als Andere, die immer um ihr Herrnansehen in Sorgen sind, oder in übelverstandener Humanität ihre Leute durch unzeitige Nachsicht, durch Gnade oder durch eine verschwenderische Freigebigkeit an sich zu fesseln suchen, sie aber in Wahrheit nur verderben und zu Heuchlern machen.

Das Wohl der arbeitenden Classen war überhaupt der stete Gegenstand seiner Bemühungen. Das hat er durch

Wort und That bewährt und keine Gelegenheit hiezu unbenutzt gelassen. In jeder Bauernversammlung, wie fast auch in jeder Versammlung des patriotischen Vereins, brachte er einzelne das leibliche oder geistige Wohl der untern Classen berührende Puncte in Anregung. Leutselig verkehrte er mit jedem Arbeiter, der ihm in den Wurf kam, und keiner verließ ihn, ohne einen mehr oder weniger bedeutenden Eindruck davon zu tragen.

Selbst auf seinen Reisen hielt er häufig an, unterhielt sich mit den Arbeitern und Hirten und immer fand er Gelegenheit, beiläufig und ganz mit dem Anschein der Absichtslosigkeit ein gutes Wort fallen zu lassen. War das gelungen, so freute sich Pogge herzlich des ausgestreuten guten Samenfrons, ließ sich aber, bekannt mit dem Mißtrauen des gemeinen Manns, niemals verleiten, einen moralisirenden oder predigenden Ton anzunehmen, oder ein ermahnendes Wort anders zu sprechen, als wenn der Verlauf der Unterredung auf natürliche Weise ein solches herbeiführte.

Ein anderes, die schönsten Früchte verheißendes Samenfron legte Pogge in dieser Beziehung durch die Bauernversammlungen, welche er ins Leben rief. Er hatte solche Versammlungen in anderen Theilen Deutschlands kennen gelernt und ruhte, von ihrem Nutzen und ihrer Ausführbarkeit überzeugt, nicht eher als bis die Veranstaltung einer Bauernversammlung im Teterow'schen Districte des Patriotischen Vereins beschlossen worden. Die Sache war neu und machte

großes Aufsehen; es wurden über Nutzen und Ausführbarkeit solcher Bauernversammlungen die entgegensehendsten Ansichten laut; zwei Jahre vergingen, ehe ein zweiter District (Warin) sich entschloß, dem gegebenen Beispiel zu folgen. Unterdeß war aber Pogge schon weiter gegangen; kaum hatte nämlich die Idee, daß Bauernversammlungen aus einem bestimmten kleineren Kreise denn doch ihr Gutes haben möchten, sich einigen Eingang verschafft, als er auch alsbald mit der Absicht hervortrat, eine allgemeine mecklenburgische Bauernversammlung zu veranstalten. Das schlug zündend ein und so wie sich nun die Freunde des Fortschritts eng um Pogge scharten, so wurde die Gegenpartei dadurch auch aufgestachelt zum letzten Kampf. Mit dem vornehmen Lächeln und dem mitleidigen Achselzucken, mit welchem man die Bauernversammlungen in den Districten Teterow und Warin hatte abfinden wollen, ließ sich jetzt die Sache nicht mehr zurückweisen: es mußte ernstlicher gekämpft werden. Man bot also so ziemlich alle Arten von Mitteln auf, um die Sache zu bekämpfen; man versuchte die Behörden einzuschüchtern und schickte nach dem Princip, die Parteien zu verwirren, Leute von liberaler Färbung gegen den Feind, hauptsächlich aber bekämpfte man denselben mit dem groben Geschütz der so beliebten Theorie der Unreise.

Danach war denn der Bauer für Bauernversammlungen nicht reif; er war nicht fähig dazu, sich über das zu besprechen, was er täglich unter Händen und vor Augen hatte;

ja, er war ein „elender Waldstamm“, auf den man ein „Edelreis“ setzen wollte u. dgl. m. Solcherlei Nebensarten wagte man noch, nachdem doch bereits drei Bauernversammlungen in den Districten Teterow und Warin sehr glänzende Resultate gegeben hatten; ja man sah solche Waffen von Leuten brauchen, die gewiß in dem guten Glauben leben, zu den Männern des Fortschritts zu gehören und demselben allen Ernstes zu huldigen gemeint sind.

Dies Kämpfen gegen eine allgemeine Bauernversammlung hatte denn doch manchen denselben ungünstigen Erfolg gehabt; die Behörden mochten mit der Sache nichts zu thun haben und zu der Hauptversammlung des patriotischen Vereins, in welcher die Sache ein moralisches Gewicht dadurch erhalten sollte, daß aus den Mitteln jenes Vereins eine Summe für die Kosten der allgemeinen Bauernversammlung ausgesetzt wurde, — zu dieser Hauptversammlung waren recht viele Gegner der Emancipation des Bauernstandes entsandt. Da hörte man denn die gedachte Theorie der Unreife in recht vielen Variationen durchführen, und es fehlte zugleich keinesweges an frommen Wünschen für eine Hebung des Bauernstandes in anderer Weise. Fragte man freilich, wie diese zu realisiren seien, so fehlte die Antwort und eben so wenig war ein Bescheid zu erlangen, wenn man forschte, wie es denn anzustellen sei, um die Bauern für allgemeine Bauernversammlungen reif zu machen, falls sie wirklich zur Zeit für dieselben noch unreif wären.

So war denn wohl ein heißer Kampf zu erwarten, — aber er entstand gleichwohl nicht. Das landesväterliche Auge des Fürsten hatte nämlich Zweck und Nutzen der Bauernversammlungen richtig gewürdigt und es war nicht bloß eine bestimmte Summe für die Kosten derselben ausgeworfen, sondern es waren auch die Behörden angewiesen worden, die Bauernversammlungen thunlichst zu unterstützen. Davor war denn manche Stimme verstummt und die sich dennoch erhebenden, immer noch genug, um eine Bethheiligung des patriotischen Vereins zu hintertreiben, — diese wußte Vogge dadurch zu beseitigen, daß er den Gedanken festhielt: über den Nutzen der Bauernversammlungen im Allgemeinen sei kein Streit (dies hatten nämlich die Gegner solcher Versammlungen unvorsichtiger Weise zugegeben), Jeder wolle ja auch eine Hebung des Bauernstandes, nur dieser auf diese, jener auf jene Weise, Streit sei also nur darüber, ob der mecklenburgische Bauer für allgemeine Bauernversammlungen reif sei und Mancher möge auch wohl nebenher noch die Verantwortlichkeit für eine neue Maßregel, deren Erfolg im vorliegenden Falle zweifelhaft sei, nicht übernehmen; sei man so in der Hauptsache einig, so erbielte er sich nun, die Verantwortlichkeit wegen der Bauernversammlungen zu übernehmen, — er sei zu fest von ihrem Nutzen überzeugt, — über Nebendinge möge man nicht streiten und es möge ihm also nur jeder, der es aufrichtig meine mit der Hebung des Bauernstandes, mit Rath und That an die Hand gehen; er werde

es ebenso machen, wenn späterhin etwa Andere für denselben Zweck auf andere Weise wirken wollten; das nahe Gute dürfe nicht über das Bessere verabsäumt werden, welches noch in weiter Ferne liege; Verbesserung der ländlichen Schulen sei allerdings ein wichtiger Gegenstand, da aber Niemand einen Weg anzugeben wisse, wie dieselbe zu erreichen, so möge man sich doch durch die Wünsche für diesen Weg zum gemeinsamen Ziele, nicht vom Handeln für den seinigen abhalten lassen.

Es wurden auch hiegegen wohl noch viele Stimmen laut, aber es fehlte doch dem Widerspruch der gehörige Nachdruck, und so bewilligte der patriotische Verein denn eine bestimmte Summe für die Kosten einer allgemeinen Bauernversammlung. Vogge hatte gesiegt.

Einer solchen Versammlung hat der Berewigte nun noch als Leiter beigewohnt; kurz vor der zweiten überfiel ihn aber die tödtliche Krankheit und machte, daß dieselbe erst im folgenden Jahre 1844 gehalten wurde. Die Stimmen gegen solche Versammlungen sind aber jetzt schon durch die Gewalt innerer Gründe eben so stumm geworden, als nach Gottes Rathschluß die Stimme dessen, der sie ins Leben rief. Bereits hat jeder verständige Freund seines Landes die feste Ueberzeugung gewonnen, daß diese Bauernversammlungen ein mächtiger Hebel zur Hebung des Bauernstandes und zur Annäherung der verschiedenen Classen und Stände sein werden. Allgemein wird diese Ansicht bei uns freilich

wohl sobald noch nicht werden, denn wir sind in Mecklenburg noch gar vielfach mit unserem Blick zu sehr auf denjenigen Kreis beschränkt, in welchem wir uns zunächst bewegen; der sogenannte Höhere vermag kaum anders als herablassend mit dem Niederen zu verkehren und daraus ist eine häßliche Scheidewand zwischen den verschiedenen Geburts- und Berufsständen emporgewachsen. Diese Scheidewand verhindert die gegenseitige Bekanntschaft und Achtung unserer Stände-
klassen. So besißt unser Bauer im Durchschnitt so viel echte, praktische Lebensweisheit, die wohlhabenderen in der Regel so viel praktische, von jeder Pedanterei entfernte Kenntniß seines Gewerbes, daß wahrlich der Vortheil der Bauern-
versammlungen nicht bloß auf Seiten der Bauern sein wird. Und lernte auch wirklich die höhere Classe durch dieselben nichts Anderes als Leutseligkeit, so würde das schon ein großer Gewinn sein. Laßt es Euch gesagt sein, Ihr vor-
nehmen Herren: Ein Landwirth ist wirklich dadurch nicht schlechter, daß er etwa nur 6 statt 60 Last Ausfaat zu be-
wirthschaften hat, und wer sich bei selbst gebräuetem oder doch inländischem Bier des Lebens freut, ist darum kein schlechterer Mann als einer, der nur „Rappsbier“ gut genug hält, um dabei froh zu sein. Wir klagen Alle über das
Mißtrauen der Bauern, aber ehe die höheren Stände nicht von der Zurückhaltung oder gar Herablassung nachlassen, mit der sie den Bauern begegnen, ehe sie sich nicht mehr Mühe geben, denselben kennen zu lernen, wird dies Mißtrauen nicht

schwinden und werden alle die Uebelstände nicht aufhören, welche daraus, und wahrlich nicht bloß für den Bauernstand allein entstanden sind, daß er bisher in einem fast ganz isolirten Zustande lebte.

Die Bauernversammlungen haben nun eine herrliche Anregung gegeben, diesen Zustand der Abspernung aufzuheben und es ist gewiß sehr befriedigend, zu sehen, wie sehr die Bauern jedes Entgegenkommen anzuerkennen wissen, welches aus reiner Humanität hervorgeht; ja es hat wohl auf Viele einen tiefen Eindruck nicht verfehlt, daß die in den Bauernversammlungen erhaltene Anregung bei sehr vielen würdigen Bauern den Vorsatz hervorgerufen hat, recht eifrig bei ihren Kindern für das zu sorgen, was ihnen selbst nicht zu Theil geworden, — einen guten Schulunterricht. Wenn thatsächlich solche Vorsätze in Folge der Bauernversammlungen bei den Bauern entstanden sind, so kann gewiß auch der besonnenste, ruhigste Beurtheiler die schönsten Resultate von denselben erwarten.

Der Bauer ist ein zu wesentliches Mittelglied zwischen den höheren Ständen und den eigentlichen Tagelöhnern, als daß man ihn länger unberücksichtigt lassen oder doch nur so obenhin beachten dürfte. Anzuerkennen ist es freilich, daß unsere Regierung *) seit mehr als hundert Jahren ihre be-

*) Die Regierung verdient das Lob, welches Sie derselben hier zollen, doch nur hinsichtlich der Domaniabauern, denn die

sondere Sorgfalt diesem Stande gewidmet hat, — aber wie alle solche von oben herabkommende Bestrebungen zunächst nur äußere Resultate hervorrufen, so ist es auch hier gewesen: der Bauernstand ist durch diese Sorgfalt zunächst nur äußerlich gehoben, dadurch aber freilich nun bereits empfänglich für solche Einwirkungen, welche darauf berechnet sind, ihn auch innerlich zu veredeln, ihm Selbstvertrauen und die richtige Würdigung seiner Stellung zu geben. Pogge's scharfes Auge erkannte nun, daß unser Bauer schon in solcher Verfassung sei und die Bauernversammlungen waren gewiß das zweckmäßigste Mittel, um diesen Zustand zur Blüthe und Frucht zu treiben.

Dank also, ewigen Dank dem Manne, dessen helles Auge das, was Noth that, erkannte, dessen großes Herz *)

ritterschaftlichen Bauern sind ja in quali et quanto fast ganz der Willkür unserer Ritter preis gegeben und der Staatskalender von 1819 hat noch circa 50 ritterschaftliche Bauern mehr als der heutige; — das kommt aber davon, wenn man von der Ritterschaft vertreten wird!

A. d. Herausgebers.

*) Pogge war nichts weniger als sentimental; aber als er auf der Doberaner Versammlung der deutschen Landwirthe seine Begeisterung für die Idee der Bauernversammlungen aussprach, war er so ergriffen von seinem Gegenstande, daß er seine Rührung nicht bemeistern konnte. Eine solche Thräne ist werthvoller als der köstlichste Diamant, der in der Krone eines morgen- oder abend- ländischen Herrschers fultell.

höher schlug bei dem Gedanken, eine ganze, bis dahin wenig beachtete Classe von Mitmenschen auf den Weg der Bildung und des Fortschritts zu führen.

Wenn wir nun auf diese großartige Wirksamkeit eines schlichten Privatmanns zurückblicken, so erscheint uns das Beamtenthum mit seinen behänderten und betitelten Söldlingen in einem höchst impotenten Zustande. Ja, wenn wir nur in allen Classen Pogge's hätten, wir würden gewiß nicht mehr bei jeder Gelegenheit sagen: Das muß der Staat thun, dafür muß der Staat sorgen, — sondern wir würden inne werden, daß das Gemeinwohl vielmehr wesentlich auf dem Gemeinfinn der Staatsbürger beruht und daß wir selbst mit anfasseln müssen, wenn es besser werden soll, — dazu möge denn uns Alle diese Erinnerung an den theuren Todten führen.

Ich kann es mir nicht versagen, neben diesem Abriss von der Wirksamkeit Pogge's, wie sie äußerlich ins Leben trat, meinen Landsleuten auch noch ein Bild seines inneren Menschen zu geben, ein Bild, welches auch an sich und abgesehen von unserem theuren Freunde Leben ansprechen wird. In der landwirthschaftlichen Literaturzeitung des Staatsraths Fischer, Jahrgang 1843, Heft 12. findet sich nämlich von dem genannten Herausgeber nachstehender Nekrolog unseres Pogge.

Dem Andenken dieses vortrefflichen Mannes in diesem Blatte einige freundliche Zeilen zu widmen, war dem Heraus-

geber ein von seinem Herzen gebotenes Anliegen. Welchem Mitgenossen der schönen Erinnerung an die heitern Tage des Zusammenlebens so vieler befreundeten Männer auf den Versammlungen der Landwirth zu Doberan und Altenburg wäre der gemüthsheitere Fogge entgangen, der mit dem regsten Eifer für seinen Beruf ein so rein menschliches Herz zeigte, das in der Lebendigkeit seiner Gefühle so oft bewegt wurde, wo es sich von Aeußerungen liebevoller Theilnahme an rein menschlichen Interessen handelte.

Sehr am Herzen lag mir dabei die Sorge nicht bloß in Bezug auf sein äußeres Leben und Wirken, als Landwirth und Staatsbürger, sondern hauptsächlich auf sein inneres Leben, einen treuen Berichterstatter zu gewinnen. Ich erhielt einen solchen nach Wunsch in einem Correspondenten, von dessen eignen Worten eine Sylbe dem Publikum vorzuenthalten, ich für einen Verrath an der Gemüthlichkeit der Leser halten möchte. Ich thue es auf die Gefahr, daß eine solche buchstäbliche Veröffentlichung dieser Mittheilung sogar als ein unzarter Gebrauch eines hingegebenen unbefangenen Vertrauens gelten könnte, — ja auf die Gefahr, meine eigene Persönlichkeit dem Verdacht des Eitelkeitsgenusses auszusetzen. Aber ich appellire an das Gefühl meiner Leser, ob ich bei der in dieser Form gegebenen biographischen Mittheilung nicht von denselben eines größern Danks und Beifalls mich zu erfreuen habe, als wenn ich diese Darstellung

von der Feder des gewandtesten Redners und Schriftstellers Deutschlands hätte geben lassen.

P. P.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren den aufrichtigsten, wärmsten Dank für die mir ausgesprochene Theilnahme an meinem theuren, verklärten Mann und für das Mitgefühl mit meinem unerseßlichen Verluste verpflichte, bitte ich Sie, diesen Aufschub der Beantwortung Ihres geehrten Schreibens mit dem Umstände entschuldigen zu wollen, daß unser unglückseliges Haus seit dreizehn Wochen Krankheit und Tod preisgegeben war, daß ich, vier Wochen nach seines Vaters Tode, einen hoffnungsvollen, reichbegabten Sohn von beinahe 25 Jahren verloren, und daß ich, bisher selbst krank, physisch wie moralisch unfähig dazu war.

Sollte mein Schreiben für Ihre gütige Absicht, meinem theuren Mann eine öffentliche Anerkennung verschaffen zu wollen, bereits zu spät kommen, so dürfte es Ihnen vielleicht eine gewünschte Genugthuung sein, durch mich bestätigt zu finden, was Ihnen, trotz der kurzen Bekanntschaft, Scharfsinn und Beobachtung lehrten: daß er der Mann war, der mit Redlichkeit des Herzens ein hohes geistiges Streben verband, und dessen kräftiger Wille, sich seiner Mitwelt nützlich zu machen, nie Schwierigkeiten wich, sondern durch sie erstarkte, und der dabei aller Ruhmsucht ferne war.

Die Veranlassung seines Todes ist offensichtlich die Altenburger Reise, die ihn geistig zu sehr erregte und anspornete, indeß sie ihn körperlich zu sehr ergriff und abspannte, zumal da er schon auf der Reise dorthin eine Rippe gebrochen hatte, und nun allen dadurch verursachten Schmerz heldenmüthig überwand, um das nicht zu versäumen, was seine ganze Seele erfüllte: Streben nach eigener Aufklärung und Beförderung des Gemeinwohls nach Kräften. Hierzu noch kam die von der Reise unzertrennliche Erhitzung und Erkältung und die damit verknüpften durchwachten Nächte. Er kam sehr angegriffen, aber mit kaum unterdrückter Lebhaftigkeit zurück, legte sich nach fünf Tagen, lag im Verlauf einer Woche im schrecklichsten Nervenfieber und in einem Monat — als Leiche.

Selbst sein Krankenlager war charakteristisch; so lange er Bewußtsein hatte, trug er seine Leiden mit einer gewissen anmuthigen Leichtigkeit und Launigkeit; als dasselbe schwand, hielten ihn seine reichen, blühenden Phantasien inmitten seines großen Wirkungskreises, und ließ ihm die wahrhaft furchtbare Krankheit lichte Momente, so trug er deren Schrecknisse mit männlicher Haltung und ruhiger Ergebenheit.

Eintiegende Abschrift *) aus einem hiesigen öffentlichen Blatte lehrt Hr. Hochwohlgeboren die Hauptmomente seines öffentlichen und betriebsamen Lebens, indeß ich mir auf Ihr

*) Es ist dies die im Abendblatt von 1843 Nr. 1298 erschienene Biographie Fogge's.

Verlangen eine Hinweisung auf sein inneres Leben erlaube, jedoch nur in schwachen Umrissen, aus dem einfachen Grunde, daß mein Gemüth und mein Herz ihn nur im Stillen zu würdigen gewohnt waren, und ich dem, was mein ganzes Glück ausmachte und mein eigenstes Wesen erfüllte, ein Wort lieb.

Eine Wahrheit muß ich zuerst feststellen: daß er Alles, was er war, durch sich selbst war, oder besser noch: daß er seines Seins Elemente, die der Himmel ihm so herrlich verliehen, allein, ohne irgend eine Beihülfe auf seine Weise formte und ausarbeitete, mit Hülfe des Gedankens, seines Vaters würdig zu werden, den er bis zu seines Lebens Ende kindlich verehrte, und dessen Vorzüglichkeit er verstand und hochschätzte. Da war nichts Angelerntes, nichts Eingeeimpftes, Alles in ihm war reine Originalität. Schulbildung hat er nie besessen, systematisches Wissen nie sich angeeignet, verfeinernden, bildenden Umgang in seinen jüngern Jahren nie viel genossen, und so erklärt sich die verhältnißmäßige Abschleifung seines äußern Wesens, seine Welt- und Menschenkenntniß, sein leichter Umgangston, seines Herzens und Geistes Bildung nur allein durch ein ihm inwohnendes natürliches Zartgefühl, eine schnelle Beobachtungsgabe, einen raschen, auffassenden Sinn, sowohl für das Lächerliche, als für das Werthvolle und Anmuthige, eine Empfänglichkeit für alles Große, und durch das Genie, den Erfolg einer Sache stets von dem Willen dazu zu trennen, woran so

Mancher scheitert, was alles Zuthaten sind, um den Mann auf den Standpunkt zu heben, den er einnahm im Weltverkehr. Dabei war er von großer Herzensgüte, gesellig und gemüthlich, und ewig heiter und unverzagt, ohne viel Klage im Mißgeschick; voller Duldung, Nachsicht und Wohlwollen gegen Menschen, und überhaupt gegen alle Gottesgeschöpfe; man durfte, unbedauert von ihm, weder Thiere kränken noch Blumen pflücken; stets hatten wir einen Hund und eine Kaze im Zimmer, die er mit dem Rockschöße schlug, wenn sie der Züchtigung bedurften. Den Fliegen öffnete er Thür und Thor, weil ihm deren Umschwärmen gemüthlich war; jedem Uebelstande der Jahreszeit gewann er, Poeten gleich, die bessere Seite ab. Seinen Kindern, deren wir sechs besaßen, war er der liebevollste Vater, und vorzüglich hübsch sein Umgang mit den drei erwachsenen, die er weiter ausbildete durch Unterhaltung und Beispiel und durch Vorstellungen, wenn sie irgendwie fehlten, wobei er indeß seine Autorität aufs Vollkommenste bewahrte. Mit den drei Kleinen war er ganz Kind, er spielte und rang mit ihnen, und erlaubte ihnen die übertriebensten Launen überstürmisch in seiner Gegenwart auszuführen, selbst wenn er bei schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt war. Ueberhaupt war er, was er auch trieb, am liebsten im Kreise seiner Familie, und fand sich nie gestört durch sie. Morgens stand er in der Regel früh auf, und schrieb und las; der Tag war seiner Außenwirthschaft bestimmt, wo er oft selbst handthätlich versuhr. Bei

seinen landwirthschaftlichen Anordnungen und Betriebenissen verrieth er eben so regen Sinn für das Schöne, wie für das Zweckmäßige; einen Beweis liefern drei durch ihn cultivirte Güter, bei deren Einrichtung er nicht das Angenehme über dem Nützlichen versäumte. Ueberhaupt sprach sich seine Vielseitigkeit im Großen wie im Kleinen entschieden aus. Den Abend, von der Theestunde an, widmete er wieder geistigen Arbeiten, denen er sich von Zeit zu Zeit mit derselben Leichtigkeit entzog, als er sie wieder begann, um sich mit den Erwachsenen zu unterhalten und die Kinder zu hätscheln; denn sein Familienkreis, in zwei Zimmern zerstreut, deren Thüren geöffnet waren, zusammt Hund und Kaze — welche letztere, was auch eigenthümlich war, er nie liebfosete, sondern nur duldet, und geduldet wissen wollte — war stets um ihn, und wurde durch ihn in keinem seiner Betriebe gehemmt, wenn dieser auch noch so geräuschvoll war. Er liebte geselligen, nachbarlichen Umgang, und trug zur allgemeinen Heiterkeit und Belebung jedes Kreises sehr viel bei durch seine fließende Mittheilbarkeit, durch die Anmuth seiner Laune — er neckte gern — die Frische seiner Darstellung, die Schärfe und Richtigkeit seiner Auffassung und durch die Anspruchslosigkeit seines Wesens. Ueberhaupt forderte er nie für sich, und gewährte Jedem, der es verlangte, so Vieles. Selbst Aussicht auf Ruhm konnte diese liebenswürdige Eigenthümlichkeit nicht schwächen, denn wie oft hat er bei Förderung gemeinnütziger Vortheile und Einrichtungen die Ehre

davon Andern überlassen, indeß ihm sein Wert und sein Bewußtsein genügten. Seine vielseitige Menschenkenntniß und deren oft nicht erfreulichen Resultate erregten sein Mitleid, nicht aber Verachtung der menschlichen Gesellschaft, und gaben wohl den Impuls zu seinem öffentlichen Leben und Wirken, zu deren Nutzen und Frommen. Er wurde auch, wie Jeder, der die häusliche Schwelle zu überschreiten wagt und weiter strebt, als die Gewöhnlichkeit gebietet, angefeindet; aber stets verschmähte er alle persönliche Rache, ausgenommen die eines treffenden Wiges; ebenso trennte er in Differenzen jeder Zeit die Sache von der Person. Der Umgang mit seinem uns nahe wohnenden Bruder, der ihm über Alles theuer war, und der mit ihm ein Ziel und ein Streben vor Augen hatte, aber nichts desto weniger oft mit ihm in freundschaftlichen Streit über die verschiedenen Wege zu diesem gemeinschaftlichen Ziele gerieth, machte ihn klarer in sich und anschaulicher für Andere. Adel und Bürgerthum im Conflict, gaben ihm seine öffentliche Bedeutung. Hier hörte er auf, einem Stande anzugehören, sondern er war nur Mensch mit dem Menschen, und diesem Grundsatz treu, versocht er die Sache mit Nachdruck, die in göttlichen und menschlichen Gesetzen vertreten wird, diejenige, die sich auf Recht stützte. Hierbei nun entwickelte er alle seine herrlichen Fähigkeiten, und wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Verfechtung seiner Sache, „des Menschen Sache an;“ fließende, malende Beredtsamkeit, sich auf Verstandes- und Wahrheits-

gründe stützend; schlagender Witz, heitere Ironie und Sarcasmus, wenn es nicht anders gehen wollte; aber nie seine Gutmüthigkeit ganz verleugnend, die das eigenste Element seines Wesens war und aus allen seinen Handlungen hervorzuleuchtete. Besiegte er einen Feind, so bot er die Hand zum Frieden; errang er Vortheile, so stand er bei wieder vorkommenden Anlässen dazu freiwillig zurück, und griff man ihn an, so vertheidigte er Ehre und Namen mit Kraft und Nachdruck, aber verzich, ohne sich dieser Güte bewußt zu sein, die Absicht, ihn beleidigen zu wollen; — jeden Fehdekrieg mied er, sobald er persönlich wurde. — Diese seine Anspruchslosigkeit für sich selbst, verbunden mit dem unerschütterlichsten Humor, der Nachsicht und Duldung gegen Andere und der Schätzung fremden Verdienstes, ohne den mindesten Neid, machten auch einen großen Theil seines Wesens aus, verliehen ihm und dem Umgange mit ihm diese große Liebenswürdigkeit, und hielten, bis auf den geringsten Anflug, ein rauhes Tugendheldenthum von ihm ferne. Seine Lebensweise war höchst einfach, in wie außer dem Hause, sowohl aus Reizung wie aus Grundsatz; ebenso seine Kleidung, worauf er wenig gab — eine Art Röcke, die nur er trug, und seine kurze Pfeife sind fast eben so bekannt wie er, — da sie, nur den Bedürfnissen angemessen, wenig der Mode und dem guten Geschmack entsprach. Seinem Fürsten war er der treueste Unterthan und seinen Untergebenen der liebevollste Herr. Fragen Ew. Hochwohlgeboren nach Fehlern?

ich weiß von keinem, wo er nicht zu gut war? — Dagegen vermöchte ich Ihnen noch Hunderte seiner liebenswürdigen Eigenschaften anzuvertrauen, die dieß wunderbare Gemisch von höchster Kraft und Milde, und seine Eigenthümlichkeit überhaupt noch näher beleuchten würden, wenn ich nicht begriffe, daß das eben Gesagte neben gedachter Abschrift Ihnen vollkommen genügend wäre zu dem beabsichtigten Entwurf, sei er für Sie, oder für die Oeffentlichkeit.

Das darf ich indeß nicht verhehlen, daß die großen landwirthschaftlichen Versammlungen seiner geistigen Richtung einen noch höhern Schwung gaben, wie sie auch sein Redner-talent mehr und mehr ausbildeten, wozu viel beigetragen zu haben, durch Ihre in Doberan gehaltenen Reden, die ihn wahrhaft in Ver- und Bewunderung gesetzt hatten, Ew. Hochwohlgeboren nicht verschmähen dürfen. Es betrübte ihn sehr, in Altenburg auf diesen gehofften Genuß vergeblich gerechnet zu haben, und dieß war vielleicht seine letzte irdische Betrübniß.

Da mir Ew. Hochwohlgeboren gütig gestehen, meinem theuren Manne eine freundliche Erinnerung aufbewahren zu wollen, so hoffe ich, sein Bild werde bei Ihnen eine dem gemäße Aufnahme finden, welches meinem Briefe anzuschließen, ich mir die Freiheit nehme. Ich wollte, daß ich so glücklich wäre, neben demselben auch seine gesammelten Schriften und Aufsätze zu besigen, um Ihnen auch davon ein Exemplar überantworten zu können, aber dieß Sammeln ist

noch der Folgezeit vorbehalten und einer fleißigen, mühsamen Hand; denn die Ergebnisse seiner Feder sind seit Jahren schon zerstreut in den verschiedensten gemeinnützigen Blättern erschienen.

Erw. Hochwohlgeboren nochmals meines tiefsten Ergriffenseins und meiner Erkenntlichkeit für Ihre wohlwollende Absicht versichernd, wie wiederholt mein langes Stillschweigen entschuldigend, empfehle ich mich hochachtungsvoll Erw. Hochwohlgeboren

Zierstorff, den 31. December 1843.

ergebene
Auguste Vogge."

Wie hätte ich, fügt Fischer hinzu, das Grab des edlen Mannes mit einem schönern Blüthenkranz zieren können, als hier die zarteste Weiblichkeit in Zügen des heitersten Gemüthslebens und in den Farben der reinsten Wahrheit, gleich einem azurnen Cyanenkranz gewunden hat! — Wer zeugt mich der Uebertreibung, wenn ich in dieser Schilderung Deutschlands landwirthlichen Frauen eine Berufsgenossin darstelle, die in hoher geistiger und gemüthlicher Bildung wenigen der geistvollsten Frauen unseres Vaterlandes zurücksiehen möchte?

Schwerin.

Ein Sommermärchen.

Motto:

Mir scheint darin, — mit Eig'nem schalten
Darf Jeder frei, — Laune zu walten.

v. Rumohr, Kynalopekomachia.

Caput I.

Im schönen Mai vier und vierzig war's,
Als die Sonne die Knospen sprengte,
Und ich den Baums und die Winterideen
In die Garderobe hängte.

Wie unter diesem Himmelsfrisch
Vergleichen man wagen kann?
Ich hab's gewagt und fing damit
Auf eig'ne Hand den Frühling an.

Und wenn wir Deutschen allzumal
Vereint etwas begönnen, —
Ich wüßte nichts, das hoch genug,
Daß wir es nicht gewönnen.

Der Lenz ist doch ein Teufelskerl,
Er bringt auch neue Moden,
Und für den Geschäftsmann obendrein
Ganz wunderfame Perioden.

Perioden, die dem Tragen nah'n,
 Lächelnd im rothen Feierkleid; —
 Der orthodoxe Christ nennt sie
 Die heil'ge saure Gurkenzeit.

Es ist diese saure Gurkenzeit
 Eine Plage für die Leute,
 Die morgen gern so fleißig sind
 Wie sie gewesen heute.

Ich hätte mich selbst nicht halb so lieb,
 Wenn ich so fleißig mich nannte. —
 Nach geschetzener Arbeit erbe ich mich
 Gerne dem dolce far niente.

Ich gebe dann mit Behaglichkeit
 Audienzen meinen Gedanken,
 Und lächle, fliegen sie leicht geschürzt
 Ueber conventiönelle Schranken.

Ich denke dann an die Censur,
 Den zweiten Samsen der Presse; —
 Zuweilen auch an Schöpfenfleisch
 Das ich geschmort gern esse.

Ich lache dann, seh' ich stumme Leut',
 Die begeistert reden könnten,
 Ich weine über Hierarchie
 Und päpstliche Superintendeten.

Ich lache über die Geistlichkeit
 Der wir zu klug geworden,
 Und über Censoren weine ich
 Die uns're Gedanken morden.

Ich lache über den Zwist der Herr'n
Vom Bürger und Ritterblute,
Ueber Feudalismus weine ich
Und über das Faustrecht, das gute. —

Ich lache ob der trefflichen Brief'
Ueber Pietismus von Reinhardt,
Und weine über die Friemann'sche
Und die Neudecker'sche Weinkart'. —

Vor allen Dingen betrübt mich die
Mission nach außen und innen,
In der Inländer nichts verlier'n,
Ausländer nichts gewinnen.

Scheinheiligkeit und Frömmelei
Das sind Geschwisterkinder, —
Wir sind ein frisches Menschengeschlecht
Und keine arme Sünder! —

Wir schlagen uns nicht an die Brust, —
Wir wollen der Freud' uns ergeben;
Wir wollen nicht unser Fleisch kastei'n, —
Wir wollen genießen und leben! —

Die Lebenslust hoch und hoch der Genuß! —
Der Duckmäuferei legt Zäume! —
Der Gott der Freude spricht deutlicher
Als Teterow'sche Apfelbäume.

Mein religiöser Standpunkt ist
Ein and'rer als der von Jung Stilling. —
Die Post von Waren nach Schwerin
Kostet zwei Thaler zwölf Schilling.

Caput II.

Der Schwager blies in trauriger Art
Eine lustige Melodie; —
Diese Jahrspost ist auf die Eisenbahn
Die trefflichste Parodie.

Der Wagen wühlte durch den Sand,
Besah' mir die Reisegenossen. —
Vor allen gefiel mir ein hübsches Kind
Mit Wangen so roth übergoßen.

Gegenüber ein Landmann und rechts ein Gesicht,
Ich glaube, das kannte ich schon; —
Es reist, irr' ich nicht, als *commis voyageur*
In Sachen der innern Mission.

Das Gesicht, das hatte beiläufig auch
Eine Nase mit großen Nüstern,
Das Haar, das war gescheitelt zwar
Aber die Augen sehr lüstern; —

Nicht lüstern nach dem Himmelreich,
Sondern nach der gefüllten Flasche,
Die über seinem Haupte hing
In der rechten Wagentasche.

Auch wandte sich der fromme *Commis*
Sehr bald an meine Schöne
Und sprach von Harß und Hengstenberg
Und auch von „Brandt und Söhne;“ —

Von Letzteren glaub' ich bezieht sein Haus
Zur Stärkung die rothen Weine; —
Man kann im Wein auch selig sein
Und nicht im Himmel alleine.

Ich fragte, wie die Geschäfte geh'n?

„Ich mache in Frömmigkeit, —

So sagte er — „am currentesten

Ist dieser Artikel heut.“ —

Malchow ist eine arme Stadt; —

Ich sah sie im Sonnenscheine;

Sie ist zur Mäßigkeit verdammt

Dhne Mäßigkeitsvereine.

Zwischen Malchow und Goldberg brüsket sich

Die Prosa breiter und länger;

Da wäre Platz zum Monument

Für Ludwig, den hohen Sänger.

Die Gegend ist flach wie ein Gesicht

Auf dem geschrieben sehr wenig; —

Welch' schöner Platz zum Monument

Für Ludwig den Sänger-König! —

Goldberg besitzt einen heilenden Quell

Vor dem mich der Himmel behüt', —

Er empfiehlt sich durch sich selber nicht

Wohl aber durch Hofrath Dornblüth.

In Crivitz baut man Dreimännerwein,

Hab' nicht davon genossen; —

Oh! daß er dem deutschen Michel doch

Würde ins Maul gegossen!

Wie würde die Crivitzer Blume ihm

In der Nasenspitze prickeln!

Was würde der verschlafene Held

Für riesige Kräfte entwickeln! —

Es hielten drei Nationen ihn nicht
 Viel weniger drei Männer: —
 Der Criviger hat ein gut Bouquet
 Zumal für Michelkenner.

Ah! Wenn er doch seine Wunderkraft
 Am deutschen Michel bewährte!
 „Criviger, könntest die Sonne sein,
 Die das einige Deutschland verklärte!“

Ballfahrten würden wir sans culottes
 Und auch sans gêne zu Dir;
 Sind doch der Narren gezogen viel
 Zum heiligen Rock nach Trier. —

Die erste Morgendämmerung
 Hatte vor Crivitz begonnen,
 Und hinter Crivitz flammte es
 Fast wie ein Meer von Sonnen.

Und diese Sonne, voll Flammen und Glut,
 Bescheint so viele Leute,
 Die dem Absolutismus ohn' Weiteres
 Fallen wie Gimpel zur Beute!

Die Sonnenstrahlen sind ohne Schuld,
 Ich will nicht rechten mit ihnen,
 Bricht sich doch auch ihr glänzend Licht
 Auf Galgen und Guillotinen.

Gott ist gerecht, er läßt den Tag
 In tausend Tropfen funkeln; —
 Ich möchte weinen, daß wir düpiert
 So lange schon tappen im Dunkeln.

Das schöne Kind, mit Tages Nah'n,
Erwachte mit zartem Eröthen,
Sah andachtsvoll in das Morgenroth:
Und betete ohne zu beten.

Der fromme Commis mit der Flasch' in der Hand
War in dem Herrn eingeschlafen,
Doch zuckte er stets, wenn die Lichter des Tags
Die geschlossenen Augen trafen.

Der Landmann, ein Mitglied des patriotischen
Districtvereins zu Röbel,
Der schlief als hätt' er Geschichte gehört
Beim Herrn Professor Loebell.

So fuhren wir, halb schlafend; halb wach,
Zu die Residenz des Fürsten,
Und in der Post schon verfehlte ich nicht
Mich zu säubern und zu bürsten.

Ich bürstete mich, ich muß es gesteh'n,
Mit einem heimlichen Bangen,
Es könnt' Etwas von dem frommen Commis
Und der innern Mission an mir hängen.

Caput III.

Hosiannah Schwerin! Sei mir begrüßt!
Dein Ruhm ertöne heute!
Nicht fürcht' ich, daß es für Ironie
Halten verständige Leute.

Sei mir begrüßt Metropolis
Mit deinen zukünftigen Thürmen,
Und deinen Freiheitshelden, die
Mit der Faust in der Tasche stürmen.

Sei mir begrüßt, du Sitz der Vernunft,
 Und vieler Hohen Behörden,
 Die hoch geachtet und höher geschätzt
 Und am höchsten besoldet werden.

Sei mir begrüßt du Sitz der Kunst
 Und beleibter Histrionen,
 Thalia hat hier ein Palais
 Ohne darin zu wohnen.

Im Stillstand der Kunst, da werden fett
 Die Jünger an diesem Tempel.
 Voran geht freilich die Intendantur,
 Ein nachahmungswürdiges Exempel.

Die Stadt Schwerin ist Residenz
 Mit prahlender Physiognomie,
 Doch fehlt ihr noch der rechte Tiz,
 Wie jedem Parvenu.

Sie ist aus einem Dorfe schnell
 Eine große Stadt geworden,
 Der Bürgerrock ist jetzt Livrée
 Mit Lifen und mit Borden.

Einst Aschenbrödel, ist sie nun
 Zur stolzen Prinzessin gemacht, —
 Ist jetzt das Bruchstück einer Mär
 Aus Tausend und Einer Nacht.

In der Altstadt kann man beim Sonnenschein
 Wie unter den Linden braten;
 Der Menschen sah ich wen'ge dort
 Nur Beamte und Soldaten.

Die Neustadt ist dem Kirchhof gleich,
So ruhig, so ledern und flach,
Sie kommt mir vor wie in Engelland
Ein Sonntag-Nachmittag.

Nur selten geschieht's, daß Droschken hin
In diese Gegend gerathen,
Nur selten ein Mensch und dann und wann
Beamte und Soldaten.

In der Paulstadt die schöne Häuserreih'
Erinnert mich stets an Mailand,
Und an den allerburchlauchtigsten Herrn,
Paul Friedericus weiland.

Seine hohe Gestalt, sein fester Schritt,
Sein bürgerfreundliches Wesen! —
Das Wohlwollen konnte auf seiner Stirn'
Man für die Menschheit lesen. —

Wer kann in die Reize der Paulstadt sich
Bohl mit Genuß versenken,
Ohne dabei mit Innigkeit,
Mit Verehrung Seiner zu denken?

Er hat dem heiteren Lebensgenuß
Gebuhldigt mit Philosophie.
Auch ohne Dentmal von Bronz' oder Rauch,
Paul Friedrich vergessen wir nie.

Daß er so frühe schon scheiden gemußt,
Wer hätte das gedacht?
Er hätte das Bruchstück einer Mähr
Complet zum Märchen gemacht. —

Die Thore hat er hinausgerückt
In immer weitere Ferne,
Doch giebt's der Thoren auch in der Stadt,
Sie tragen Bänder und Sterne.

Ein Communist und Socialist
Kannte Paul seine Macht vergeben,
Der lebenswürdigste Fürst war Er
Und Er verstand zu leben.

Nun ist er hin, nun ist er todt,
Gestorben und begraben,
Doch Alle, die ihn einstens gekannt,
Die möchten ihn wieder haben.

Caput IV.

Man hat mir viel von Esiquen erzählt,
Von Casino und Nefsource,
Und daß der adelige Stubb
Stände am höchsten im Course.

Wie jämmerlich das Treiben heut',
Wie ist es mir zuwider; —
„Ca ira, ca ira,“ — wie lang ist's her,
Da begleiteten diese Lieder

Französische Nobless' zum Grèveplatz; —
Die Zeit ist noch nicht ferne,
Da brüllte plebejische Majorität
„Les aristocrates à la lanterne!“

Doch lullt Euch nur in Sicherheit,
Ihr die ihr Hochgeboren; —
Sie werden so zart, daß beim ersten Choc
Sie den Hut und den Kopf verloren.

Ich rette mich gern vom Straßenstaub
In des Schloßgartens prächtige Räume; —
Warum ließt du nach Syrakus,
Du Peripatetiker Seume?

Hierher, hier flöhet die Nachtigall
Und die Lerchen jubiliren,
Hier muß der Frühling bis zum Herbst
Sich bestens conserviren.

Hierher, ich kenne ein Plätzchen hier
Unter zwei großen Linden,
Ich glaube das allerzerrissenste Herz
Könnte hier Ruhe finden.

Oft wenn die Sonne mit Herkules Kraft
Die Steine glüht' in den Gassen,
Hab' ich auf diesem kühlen Plaz
Mich Träumen überlassen.

Von Deutschlands Einheit träumte ich; —
Bei Gott, es soll kein Wig sein!
Man hatte damals noch nicht verjagt
Aus Preußen Hecker und Zpslein.

Von Glaubensfreiheit träumte ich; —
Man schreie nur nicht „Zeter oh!“ —
Der Tag vor Damasco war vorbei,
Doch nicht die Tage in Zeterow.

Sanct Zeterow ist wie Bethlehem
Eine kleine Stadt im Lande,
Dort saßen jüngst viele Herren vereint
Im rabenschwarzen Gewande.

Und um den untersehten Hals
Trugen sie weiße Tücher,
Die Röthe der Nasen war echter noch
Als die symbolischen Bücher.

Und sie beschloffen mit Ungestüm, —
Und schwigten dabei vor Bönne, —
Wir löschen das Licht in Kötchen aus
Und kaufen uns eine Sonne.

Und fehlt es uns an Varibus,
So wollen wir eine borgen; —
Und schreiben dann an Hengstenberg:
„Freund, hier beginnt der Morgen, —

Der Morgen für die Christenheit,
Und alle rauhen Häuser; —
Wir wollen eine Kirche sein,
Und Du — sei unser Kaiser.“

In einen Teterower Apfelbaum
Sah einen Schwarzrock ich steigen; —
Was er gesprochen, — aus Mitgefühl
Für die Menschheit will ich's verschweigen.

Und wenn mir meine Träumeret
Zu sehr das Herz beschwerte,
Dann suchte ich dort Erleichterung,
Wo ich Gungl'sche Töne hörte.

Ein and'res Bild! — Wie ändert sich
Mit einem Male die Scene! —
Hier hören die Gesetze auf,
Hier beginnt das Reich der Töne.

Hier darf der Bürger dem Edelmann
Sogar „guten Morgen“ sagen,
Und unmittelbar beim Pavillon
Darf man's, zu rauchen, wagen.

Der Eine sucht im Menschengewühl
Seine Amelie oder Betty,
Der And're schlürft beim Glase Eis
Töne von Donizetti.

Dort spricht ein Lieutenant von Jenny Lind,
Und schwört auf seine Ehre,
Er wünsche, daß das schöne Kind
Seine Vielgeliebte wäre.

Hier geht im sehr gemess'nen Schritt
Eine originelle Figur; —
Sie trägt, trotz 30 Grad Reaumur,
Drei Ueberröcke nur.

Der dritte aber ist ein Hlausch
Wie Elephantenleder. —
„Wer ist das?“ fragte ich, „den Mann,
Den kennt gewiß ein Jeder.“

Das ist ein Universalgenie
Mit beneidenswerther Verdauung, —
Ein Candidat, der viel gethan
Zur häuslichen Erbauung.

Erst Lehrer einer Kinderschul'
— Es herrschte der Baculus da, —
Catechisirte er später hin
Sehr scharf die Colonia.

Auch hat über inländ'sche Eisenbahn
Der Polyhistor geschrieben,
Bei höchsten Geburtstagen hat er jüngst
Sogar Poesie getrieben.

Ich weiß nicht, welchen Sünden der Mann
Sich sonst noch hat ergeben; —
Seine Gedichte — nun Gott ist groß,
Er wird sie ihm vergeben.

„Und Jener,“ so fragte ich weiter noch, —
„Mit den süßsantenen Mienen?“ —
Der sendet seine Opuscula
An alle deutschen Bühnen.

Entsetzt durch seinen stupiden Fleiß
Bittet die Welt ihn „Sei faul!“ —
Zu vergleichen ist sein Pegasus
Mit einem Karrengaul.

Weil ohne Kopf, so ohne Müß'
Arbeitet er ohne Ferien; —
Er hat in einer Stunde verfaßt
Die berühmten Schweriner Mysterien.

Ein obdixitischer Lorbeerkranz
Soll ihm allnächtlich erscheinen,
Einst geht er gewiß getrönt einher
Auf etwas wackligen Weinen.

„Und jener Cicisbeo dort
Der unter die Damen gerathen?“ —
Das ist ein glücklich' Amalgam
Von Capaunen, Shaffpeare und Platen.

Seitdem er sich so ausgelegt,
Daß ihm die Knöpfe springen,
Hat er mit allgemeinem Applaus
Ganz aufgehört zu singen.

Caput V.

Es fallen durch der Zweige Grün
Die Sonnenstrahlen schräger, —
Zu meiner Havannah trinke ich
Noch einen Seidel Stavenhäger. —

Die Musik verstummt, verlaufen hat
Sich die beau-monde inzwischen;
Es weilen nur Verliebte noch
Hinter verschwiegenen Büschen.

Ich ging hinunter an's Ufer des Sees
Und sah hinüber zum Schlosse,
Dem feudalistischen Warnungspfahl,
Dem riesigen Steintolosse. —

Man sagt die Hand des Kindes wächst
Einst wieder aus dem Grabe,
Die vormals an dem Vater sich
Thätlich vergriffen habe.

Das alte Schloß im Dämmerlicht,
Gleich ausgeflakten Ruinen,
Es ist mir stets wie die Todtenhand
Des Mittelalters erschienen. —

Und jauchzen will ich, ich kann's der Nacht
Zu meiner Freude wohl sagen,
Werden, wie es verheissen ist,
Diese Thürme erst abgetragen.

Mit diesen Thürmen vertilget auch
Des Mittelalters Reste,
Und bauet auf den Schwingen der Zeit
Und dem Herzen des Volks eine Befestigung! —

In solchen Gedanken schwelgend ging
Ich heimwärts durch die Gassen, —
Da fühlte plötzlich vier Krallen ich
Nach meinem Arme fassen.

„Sie rauchen!“ — „Si freilich!“ — „Zwei Thaler her!“
„Einer dem Denunzianten!“
Brentano sagt: „Seid gute Leute!
Doch schlechte Musikanten.“

„Sie heißen?“ — Das ist Euch einerlei, —
Nun packt Euch fort Ihr Wichte! —
„Der Teufel hol' die Schinderlei,“ —
Sagt Chamisso in einem Gedichte.

So lange man die Raucher darf
Auf off'ner Sträß' überfallen,
So lange bittet bei wem ihr wollt
Und ihr kriegt nichts von Allen.

Ihr Deutschen, ich begreif' Euch nicht, —
Ihr seid doch sonst nicht prude; —
Geht schlafen, bald begreif' ich Euch,
Ich werde plötzlich müde.

Ich werde schlafen. — Ich will Schwerin
Schon morgen wieder verlassen. —
Ihr Deutschen, wenn mein Haar erbleicht
Vermag ich Euch zu fassen? —

Vielleicht begreif' ich früher Euch
Wenn ich mich Michel kaufe,
Und mir bei Kahl & Böh sofort
Ein Duzend Schlafmügen kaufe.

Einem Freunde las ich die Verse vor,
Auf dem Berder, dem Wohnort der Mücken,
Der wollte darin viele Aehnlichkeit
Mit Heine'schen Versen erblicken.

Nur fehle denselben die Feile noch
Und die Schärfe der Ideen. —

Mein Freund hat Recht, nur das Warum
Darf er nicht übersehen.

Kristophanes, den Jeder nennt
Den Liebling der Camönen,
Der hat den Heinrich Heine erzeugt
Mit einer Hamburger Schönen.

Ich aber stamme von Heine ab; —
Der liberale Sünder
Hat außer mir in die Welt gesetzt
Viel illegitime Kinder.

Nur liberal und heineisch dabei
Sind diese Strophen gesungen; —
Und wie sie Anno Dreißig sang'n,
So zwitschern jetzt die jungen.

Gerold von Vollblut.

Ein Genrebild.

(Fortsetzung.)

Ich war schon Willens, den kleinen Junker Gerold in den Windeln stecken zu lassen, in welchen wir ihn im vorigen Jahrgange dieses Buchs verließen: viele harte und niederschlagende Urtheile über dies Nachwerk verleiteten mir das selbe, ja ich habe sogar die Kränkung erfahren, daß ein höherer Officier adligen Standes und Wesens, der gewohnt war, (er ist nämlich inzwischen in das Jenseits hinübergegangen) seinen Kammerdiener die von ihm gelesenen Bücher gleichfalls lesen zu lassen, meinen armen Gerold als ein giftiges Kraut zuvor mit seiner Censurscheere aus dem Büchlein herausgeschnitten, und dasselbe erst nach dieser Castration ihm hingegeben hat. Indessen ist es besagtem höheren Officier hiebei eben so ergangen, wie es der Büchervolizei allenthalben ergeht: der Herr Kammerdiener wußte sich ein vollständiges Exemplar zu verschaffen und las nun den Gerold mit einer Andacht, die ich allen seinen Lesern hätte wünschen mögen. Der arme Mensch, bei dem der Sinn für histori-

sches Recht nie vorherrschte, ist leider durch diese Lectüre ein ganz flacher Adelschaffer geworden; freilich giebt es für die Kammerdiener bekanntlich keine großen Herren und namentlich haben diese Kerle über die Reinheit des adligen Bluts zuweisen höchst keizerische Ansichten, aber als geborner adliger Leibeigener, konnte er sich doch bis zu jener Krisis eines gewissen Respects vor adligen Personen nicht erwehren, — und jetzt (ich mag's eigentlich gar nicht sagen) hat sich der Kerl im Domanio einen Erbfrug gekauft und raisonirt wie ein Kutschpferd über den Adel und verführt nach Kräften die politisch unbefangenen adligen Hintersassen der Gegend.

Wir kann aber dies betäubende Resultat nicht zur Last gelegt werden, denn ich habe mein Genrebild nicht erfunden, sondern aus dem Leben abgeschrieben und wenn es dem Adel wirklich bei Einigen geschadet hat, — nun so ist es ihm ja unbenommen, ein Gegenstück aufzustellen, in welchem nur edle Adlige eine Rolle spielen: er wird so sicher den etwai- gen schlimmen Eindruck des Gerold vollkommen wieder ausmerzen. Denn es herrscht in Mecklenburg noch viel Devotion vor dem Adel. Die alten klingenden Namen der Hahne, Matzahne, Dergen, Bülowen, Lügowen, Penzen und so vieler anderer noch blühenden Geschlechter, welche uns auf jedem Blatte unserer Geschichte begegnen; der von vielen derselben wohl conservirte Reichthum; die Entfaltung von Pracht und Glanz; die Wichtigkeit der bis dato noch von ihm behaupteten politischen Vorrechte; der Nimbus der von

ihm bekleideten Hof- und Militairchargen *); seine edle Dreistigkeit unter den Formen ausgesuchtester Höflichkeit — dies Alles giebt dem Adel und nicht bloß bei dem Frauenzimmer und bei weiblich gearteten Männern regelmäßig einen leichten Sieg. Wird ihnen ein Herr Fischer vorgestellt, so befehen sie sich ihren Mann ganz kühl und unbefangen, und macht er bei so bewandten Umständen einen günstigen Eindruck auf sie, so muß wirklich in irgend einer Beziehung etwas an ihm sein. Anders, wenn ihnen ein Herr von Fischer vorgestellt wird: urplötzlich nimmt ihre Visage einen übelriechenden schmachthenden und hingebenden Zug an; sie bewundern das Vornehme seiner schnarrenden, dünnen Stimme, die da klingt wie ein brüchiger Topf oder wie der Ton gewordene Egoïs-

*) Unter den Officieren finden wir freilich schon von je an einzelne bürgerliche Subjecte, namentlich in den Zeiten schwerer Kriege und auch Friedrich Franz I. gab zu einer solchen Zeit unter dem 23. April 1813 die Versicherung, daß allein Brauchbarkeit und nicht Stand und Geburt bei der Besetzung der Officierstellen entscheiden sollte; jetzt aber finden wir wieder bürgerliche Officiere hauptsächlich nur unter der Artillerie, welche Waffe bekanntlich die meiste wissenschaftliche Bildung voraussetzt. Die eigentlichen Hofchargen sind jedoch auch bei uns ausschließlich eine Domäne des Adels, da sie eben keine wissenschaftliche Bildung erfordern, sondern nur Eleganz der äußern Erscheinung; wohingegen aber die uneigentlichen Hofchargen, z. B. das sogenannte Cabinet gewöhnlich mit Bürgerlichen besetzt werden, weil hier der Firniß des ordinären Hofsings nicht ausreicht.

mus, und in seinem nackten Schädel sehen sie nur eine hohe Stirn und in seinen nichts sagenden Redensarten eine gnädige Herablassung. Es ist nur gut, daß unter unserem mecklenburgischen Adel, im Ganzen genommen, sich eben nicht viele körperlich schöne Menschen finden — das Frauenzimmer wäre sonst gar des Teufels auf die Kammerjunker und Lieutenants. Ich glaube, daß dieser Mangel körperlicher Schöne bei unserem Adel von der Inzucht kommt, nach welcher unsere adligen Geschlechter meist nur in sich heirathen: jeder Schafzüchter weiß aber, daß die Inzucht zwar eine Seite seines Thiers, z. B. den Wollstapel zu einer erstaunlichen Vollkommenheit bringen kann, daß aber die ganze Constitution des Stammes wesentlich durch dieselbe leidet. Der englische Adel, welcher keine Mißheirathen kennt und bei welchem vielfache Kreuzungen mit bürgerlichem Blute vorkommen, hat bekanntlich unter seinen Mitgliebern die schönsten Menschengestalten und könnte in dieser Beziehung dem unsrigen zum Vorbild dienen; leider aber werden nur bei uns die jungen adligen Damen, welche von bürgerlichen Müttern gefallen sind, nicht in die Landesklöster des Adels eingeschrieben.

Ich wollte also, wie schon gesagt, eigentlich meinen Junker in seinen Bindeln belassen. Aber da dacht' ich denn wieder, daß dormalen, wo alle Welt sich den Adel recht genau von hinten und vorn besieht, um seine angebliche Nothwendigkeit in der Gliederung des Staates zu entdecken und endlich mal aus ihm klug zu werden, vielleicht doch Einigen

diese Fortsetzung willkommen sein möchte. Ueberdies hatte ich die gedachten harten Urtheile nur von meinen adligen Bekannten gehört; ich gehe nämlich gern mit Adligen um, — um sie zu studiren — für meine dereinst zum Besten einer Kleinsinderschule erscheinende Naturgeschichte dieses Geburtsstandes. Freilich urtheilten aber meine bürgerlichen Bekannten auch nur theilweise günstig über den Gerold, denn die geistige Aristokratie unter den Bürgerlichen sagte, es habe das Ding neben allen Fehlern einer Parteischrift auch noch alle sonstigen. Doch wir wollen uns nur kopfüber wieder in den Gerold hineinstürzen, denn ich würde seine Fortsetzung am Ende doch nicht anders motiviren können, als wenn ich eingestände, daß ich die Tinte nicht halten kann. —

Es ist ein regnerischer Sommernachmittag mit einem sogenannten Landregen, und die grüngelbe Flagge derer von Bollblut hängt wassersteif an ihrer Stange herab: die hohen Herrschaften sind demnach daheim. Unser gute Kammerherr, dessen Wohlbeleibtheit beträchtlich zugenommen hat und dessen Liebe zu einer copiösen Tafel gleichmäßig mit der Abnahme seines hausherrlichen Ansehens gewachsen ist, ist über dem mecklenburgischen Gestrüch eingeknickt und Frau Kammerherrin hat eben mit ihrer verächtlichsten Miene der armen Albertine von Plotow sogenannte „Gedanken“ aus der Hand gelegt und blättert im Grimm über diese verunglückte mecklenburgische Bettina im mecklenburgischen Wappenbuch, dazwischen von Zeit zu Zeit hinaus starrend in die Ebene. Die Kam-

merherrin sieht übrigens ganz wohl conservirt aus, ja stellenweise zu wohl, denn hie und da bricht auf der hohen Nase *) ein verrätherisches Kupfer zu Tage. Ach es ist auf dem Lande so einsam, ein Tag geht wie der andere spurlos seines Weges, keine Anregung und keine frischen Eindrücke heben die Dame aus den Lütten-Klein'schen Umgebungen in das Reich der Phantasie, und wenn neuerdings nicht die Adelsausstellungen auf dem Berliner Corso erfunden wären, zu denen unsere Gnädige mit mehreren Gleichgesinnten dann und wann wallfahrtet, so hätte ja schier alles geistige Leben in derselben ersterben müssen. Was Wunder, wenn sie, so viel es sich ohne Gefahr für ihre Haltung thun läßt, zu jenen starken Geistern ihre Zuflucht nimmt, welche mit ihrem Riesenarm den armen Sterblichen über die enge Wirklichkeit hinaus zu heben vermögen **).

*) Mein Better Karl, ein berber Pächter, sagte neulich von einem Hochnasigen: Der Kerl trägt die Nase so hoch, daß ihm am Ende noch die Vögel hinein hofiren werden. (Ein Beitrag zu der Sammlung mecklenburgischer Sprichwörter.)

**) Ein kritischer Freund, der es sich nicht ausreden lassen wollte, daß der Gerold eine reine Erfindung meines müßigen Kopfes sei, bemerkte mir hiebei und das von diesem seinen Standpunct aus mit vollem Recht: ich dürfe die Kammerherrin nicht trunksüchtig machen, da diese Schwäche bei unseren abligen Damen etwas Unerhörtes und ihm nur eine, jetzt auch bereits hochselige Dame bekannt geworden sei, die sich zuweilen in geistigen Getränken übernommen habe. Doch meine Geschichte ist eine wahr-

Solch' ein Moment war's, als der Bediente, dessen Livree den vollständigsten Rococostyl darstellte, den Herrn Domainenrath von Pechvogel meldete. Nachdem die Kammerherrin zuvor den Kammerherrn aus seinem Schläfchen hatte aufstören lassen, erhielt denn der dienstthuende Lafai Befehl, den Domainenrath vorzulassen. Der alte Mensch sah sehr mitgenommen aus. Seit seiner Verpflanzung auf die öden Bergkuppen des Adelsstandes hatte er unfählich gelitten. Zuerst hatte er sich auf das hohe Pferd der Freiheit zu setzen gesucht und mit seiner Ueberläuferei förmlich geprahlt. Er hatte sich seine eigene Theorie in dieser Hinsicht gebildet. Aus den Gutsbesitzern wäre nach und nach der niedere Adel als eigner Geburtsstand entstanden, und es hätte früher keinen Rittergutsbesitzer ohne Adel, so wie keinen Adel oder wenigstens keine adlige Familie ohne Rittergut gegeben: die Begriffe Adliger und Rittergutsbesitzer wären zusammengefallen. Dieser Zustand wäre wieder herzustellen, indem man den bürgerlichen Gutsbesitzern den Eintritt in den Adel erleichtere, da bei ihnen die historische Voraussetzung für den Adel, der Besitz eines Rittergutes, von welchem sie ritter-

haftige, und ich kann nicht dafür, daß meine Kammerherrin zuweilen in einem ganz kleinen und selbst für den Kenner unmerklichen Spitz lebt. Ich bitte meine Leser bei dieser Gelegenheit, überall die Eigenschaften meiner Personen nicht zu den Eigenschaften ganzer Stände zu generalisiren: sie mögten auch keine zweite Roswitha unter unsern adligen Damen finden.

mäßig leben könnten, vorhanden sei. Die bürgerlichen Gutsbesitzer sollten sich nur einstreifen und bis zu ihrer wirklichen Nobilitirung nicht schreiben: Hinz auf Büffelhagen oder Hinz-Büffelhagen, sondern Hinz von Büffelhagen und in dem Falle, wenn Hinz Büffelhagen selbst bewohne, nicht sagen auf und zu, sondern von und zu Büffelhagen; das thäten ja auch Bürgerliche, die nicht zu den Gutsbesitzern gehörten, — diese freilich nur in dem Falle, wenn sie einen sehr gang und gäben Namen führten, z. B. Schmidt von Lübeck und Hoffmann von Fallersleben. Der Lütten-Kleiner Pastor, sein alter Gegenfüßler in Adelsangelegenheiten, entgegnete dann wohl, der Adel sei ja seiner eigenen Angabe nach etwas Naturwüchsiges, ein Urproduct und darum sei aller gemachte Adel ein Widerspruch in sich selbst. Darum könne man also auch keinen Adel fabriciren, denn derselbe entstehe allenthalben unter günstigen Umständen, nämlich bei dauernder Gesunkenheit des Volkslebens, von selbst. So habe das deutsche Recht des Mittelalters keinen niederen, landsässigen Adel gekannt und erst gegen Ende desselben, als unser Deutschthum geknickt und gestört war, habe sich diese lästige kleine Aristokratie als Geburtsstand aufgethan. Aber dieser niedere Adel habe von je an den Keim des Todes in sich getragen, denn er wurzele nicht in der Liebe und Achtung des Volks und der Fürsten, sondern lediglich in dem Erbfehler hartnäckigen Festhaltens an den angemachten Vorrechten. So habe er sich denn von je an mit Unterdrückungslust der allmählig steigenden

Bildung und Wohlhabenheit der gemeinen Freien entgegenstemmt und sich der ordnenden nivellirenden Fürstengewalt nicht unterwerfen wollen. Aber die Zeiten hätten sich geändert und fast allenthalben in Deutschland, nur in Mecklenburg freilich noch nicht, wäre das Volk und die Fürstengewalt dem Adel bereits über den Kopf gewachsen und die unbefangenen, die jetzige Geschichte der Staaten und Völker verstehenden Adligen könnten und dürften in dem Adel nur noch die anerkannte Abstammung von einem alten und berühmten Geschlecht sehen, wobei freilich der Papieradel schlecht wegfäme. Am besten, meinte der Pastor, wäre es daher, den Adel aussterben zu lassen, also einmal keine weiteren Adelsverleihungen weder zu Gunsten simpler Rittergutsbesitzer, noch zu Gunsten wirklich verdienter Männer vorzunehmen, und zweitens die von jetzt an von adligen Eltern Gebornen nicht mehr als Adlige gelten zu lassen, so daß also, wenn auch nicht wir, doch wenigstens unsere Enkel das Vergnügen genießen, dem letzten Mohikaner, will sagen: dem letzten Adligen ihre Huldigung darzubringen. Mecklenburg hätte durch die Verordnung vom 18. Januar 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben, obgleich dieser Geburtsstand auch von Vielen in zärtlichen Schutz genommen worden sei, — man müsse nun auch hinsichtlich unseres zweiten Geburtsstandes, des Adels, dem Zuge der Geschichte nachgeben, und er als Geistlicher wolle immerdar seine Stimme zu diesem Zweck erheben, denn der wahrhaft christliche Staat dürfe eben so wenig Leibeigene als Adlige dulden.

Von Pechvogel warf dann ein: Mit ihm, dem Pastor, sei eigentlich gar nicht zu streiten; aber die Aufhebung des Adels ginge ja schon wegen unserer Verfassung nicht, nach welcher die Landrathsstellen mit Mitgliedern des eingebornen Adels zu besetzen seien.

Dann wurde das alte Gotteswort vom Lande feierlich und begann: Domainenrath, ich will Euch im Vertrauen gestehen: ich liebe unsere Verfassung nicht. Ich wollte sie lieben, ich habe mit allen Kräften danach gerungen, aber — es ging nicht. Hätte Friedrich Franz I. als Mitglied des Rheinbundes unsere Verfassung aufgehoben, so hätten wir jetzt wahrscheinlich keine Patrimonialgerichte, keine adligen Patronate, keine Grundherrlichkeit mehr, und ihr Herren Rittergutsbesitzer wäret nichts als Gutsbesitzer und Mitglieder der Landgemeinden; wir hätten dann gute Landschulen und zwar überall und nicht wie jetzt bloß in den Domainen; unsere Juden wären dann emancipirt; wir hätten keine Jüdeicommiss; wir hätten nicht die Verordnung, daß eure Güter schlechterdings zwei Hufen groß bleiben müssen; wir hätten eine Menge kleinen und mittleren Grundeigenthums; wir hätten freie Stadtordnungen; wir wären im deutschen Zollverein; wir — doch mir geht der Athem aus, Domainenrath, und ich seh's Eurem sehr verlängerten Gesichte an, daß Ihr genug habt von all den Herrlichkeiten, die wir dann für eure Guts herrlichkeit und für die regierenden Herren Bürgermeister hätten.

Domainenrath. Gott Lob, daß solche Revolution von oben herab jetzt nicht mehr denkbar ist.

Pastor. Habt recht, sie ist nicht denkbar; aber Gefahr wäre auch jetzt nicht bei der Sache. Laßt mal den Fürsten sagen: ich will die Verfassung durch einen Federstrich, durch die Unterschrift dieser Annullirungsacte aufheben und euch eine andere zeitgemäßere geben, oder laßt ihn auch gar keine neue versprechen — was glaubt Ihr, was geschehen wird? Die Bürger werden sagen: nun ist's mit dem Bürgermeisterregiment aus, und die Bauern werden sagen: nun ist's mit dem Edelmann aus, und es wird ein Gaudium im ganzen Lande sein und die unbegrenzte Liebe und das unbegrenzte Vertrauen des Volks zu seinem Fürsten wird dann erst recht erwachen, denn ihr Herren Landstände steht dann nicht mehr trennend zwischen beiden. Der Bürger in den Städten weiß, daß der Bürgermeister nicht die Freiheit der Bürger, sondern nur das Regiment über seine Bürger liebt; der Bewohner des platten Landes weiß, daß der Rittergutsbesitzer nicht ihn, sondern nur die eigene Gutsheerlichkeit liebt, — wo soll da Sympathie für die Landstände herkommen? Sprecht, Domainenrath! Ich seh's Euren verzweifelnden Mienen an, daß Ihr diese Folgen nicht leugnen könnt.

Domainenrath. Als Landstand und als Mitglied des eingebornen Adels darf ich solche Reden nicht anhören. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamt.

So schieden die beiden Leuten oft von einander. Und

doch konnten sie nicht von einander lassen. Von Pechvogel, so sehr er sich auch zuweilen über den adelsfeindlichen Pastor ärgerte, wußte doch, daß der trotz alles politischen Polemizirens überaus gutmüthige Pfarrer allein von allen seinen Bekannten ihm wirklich zugethan sei; auch stellte der Pastor selbst seine Feindschaft gegen den Adel gern als etwas Unwillkürliches, Nothwendiges dar, da nach seiner Meinung alle Pfarrer adligen Patronats eine starke Aversion gegen den Adel hätten. Ueberdies mußte der Pastor Jemand haben, gegen den er so recht von Herzen über den Adel herziehen konnte und von Pechvogel Jemand, gegen den er den Adel vertheidigte und erhob. So waren sie denn oft zusammen und unsere dermalige publicistische Literatur, die sich hauptsächlich um Sein oder Nichtsein der Adelsvorrechte dreht, bot diesem Kampfe immer neue Nahrung. Was die Sendschreiber, was Schnelle und Lüders, Zacharia und Beseler, v. Glöden und Dresen, v. Kamps und Laspeyres über diesen Gegenstand geschrieben haben, wurde immer und immer wieder ihrer Kritik unterworfen, und sie pflegten bei dieser Gelegenheit zu schreien wie die Zahnbrecher, so daß die Leute auf der Dorfstraße stehen blieben und sagten: Dei hebb'en gewiß all werre den Eddelmann vör. Der Krüger hatte ihnen nämlich gesagt, daß der Pastor gar keine Edelleute statuiren wolle, der Knüppeldammer Herr dagegen wolle, daß Alle adlig und hochwohlgeboren werden sollten; daß Beides auf

Eins herauskomme, merkten sie aber zum großen Gaudium des Pffiffigen nicht.

Diese Dispute waren aber auch die einzigen Lichtpunkte im Leben unseres von Pechvogel. Er hatte es unglücklich getroffen mit seiner Nobilitirung. Zur Zeit derselben war freilich das Gerücht verbreitet gewesen, als wollten sich mehrere, man nannte deren ungefähr sechs, der mecklenburg-schwerin'schen bürgerlichen Gutsbesitzer ebenfalls nobilitiren lassen und er hoffte in dieser Schaar von Neugebadeenen mit seinem Diplom, gedruckt in diesem Jahr, nicht so viel Aergerniß zu geben. Aber diese Leute fanden Hindernisse *) auf ihrem Wege zum Adel und er war also jetzt allein dem Hohn und Spott der Bürgerlichen bloßgestellt, ohne dafür, wie er gehofft hatte, ein wirkliches Mitglied der adligen Genossenschaft zu werden. Man duldete ihn freilich, ja durch den Einfluß des Landraths von Büffelskopf, der bei dieser Ge-

*) Der Kaiser von Oestreich soll nämlich künftig nur eingeborne oder recipirte Oestreicher in den Adelsstand erheben wollen und demnach unsere Adelscandidaten abschläglicb beschieden haben; diese sind dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt, da bis jetzt noch, wie man hört, unser sogenannte eingeborne Adel statt des früheren Reichsadels den kaiserlich östreichischen von dem zu Recipirenden fordert. Von wo die vier Gutsbesitzer im star-gardischen Kreise, Gebrüder Michael, ihren Adel herbezogen haben, weiß ich nicht; Koch auf Trollenhagen hat den seinigen aus Berlin, von wo die Mecklenburg-Strelitzer überhaupt ihre Luxuswaaren zu beziehen pflegen.

legenheit wieder 1000 Pistolen von ihm entlieh, setzte er sogar seine Aufnahme in den sogenannten eingebornen Adel durch, aber bei seiner krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit glaubte er dennoch auf jedem adligen Anstich nur Verachtung zu lesen. In der ersten Zeit seines Adelthums war er regelmäßig zu den Güstrower Wettrennen, während der Saison nach Doberan, ja sogar zum Landtag gereist; aber da er jedes spöttische Lächeln, jedes Winken und jede Berührung des Streits der adligen und bürgerlichen Ritter auf sich gemünzt glaubte, so verlor er bald alle innere Haltung und wagte sich zuletzt fast nie mehr über die Feldmark von Knüppeldamm hinaus. Denn auch die größeren Reisen ins sogenannte deutsche Ausland konnte er nicht mehr aushalten, da es sich doch zuweilen traf, daß ihn sein Tischnachbar, wenn er hörte, er sei aus Mecklenburg, nach dem merkwürdigen kleinen Krieg unserer Ritter fragte, oder gar Einer, der ihn noch als Domainenrath Schuster gekannt hatte, als solchen anredete; im letzteren Falle mußte er alle Kraft aufbieten, um herauszubringen: Er sei seitdem von Seiner Kaiserlichen Majestät von Oestreich unter dem Namen von Pechvogel in den Adelsstand erhoben. So unterließ er denn auch diese Reisen und grübelte sich nun in seinen vier Pfählen immer tiefer in die Mysterien der Nothwendigkeit des Adels hinein; aber er hatte oft lichte Augenblicke, wo sich sein bürgerliches Blut rächte, wo sein Gewissen erwachte und er sich so verächtlich vorkam wie Einer, der aus schlechten

Gründen seine Religion gewechselt hat. Dann ging er zum Pastor und vertheidigte gerade dann den Adel am scharffsinnigsten. Nur einmal hatte er mit seinem gegnerischen Freunde gebrochen. Der Pastor hatte nämlich seine jüngste Tochter als „eine inländische Jungfrau, so sich in eins der Jungfrauenklöster zu begeben Lust habe,“ und nach diesem Wortlaute der Ueberweisungsacte so gut wie das beste Edelfräulein im Lande dazu berechtigt sei, als Expectantin auf eine Klosterstelle einschreiben lassen wollen und einen desfallsigen Antrag an die Prävisoren des Klosters Dobbertin abgelassen, den diese Herren, wie zu erwarten war, als ein schlechtes Zeichen einer schlechten Zeit ruhig ad acta legten. Der Pastor wollte es nun, da man ihn nicht einmal einer Antwort würdigte, eben so machen wie jetzt der Rittergutsbesitzer Vogge auf Roggow und bei der zuständigen Justizkanzlei zu Güstrow eine desfallsige Klage einreichen, als unglücklicher Weise die fränkische Tochter starb und mit ihr die Aussicht auf diesen allerliebsten Rechtsfall. Von Pechvogel, der diese Unterbrechung seiner Dispute mit dem Pastor schon sehr schmerzlich empfunden hatte, machte ihm drauf eine Condolenzvisite und das alte Lied ging von vorn wieder an.

Der arme, wunde von Pechvogel hatte freilich auch außer dem Pastor noch das Bollblut'sche Haus, denn sein ältester Sohn, dem er Bürgerende, eine zu einem Hauptgute erhobene Meierei von Knüppelbamm, abgetreten, hatte die älteste der drei noch lebighen Bollblut'schen Töchter

geheirathet, und sein zweiter, der unüberwindliche Second-
lieutenant mit der jüngsten Anciennetät, der täglich bei der
Barttoilette den Herrn der Heerschaaren um ein wunderbar
schnelles Avancement anging und nur auf Carriere suchte,
war mit der nächst folgenden verlobt. Und doch war dem
Domainenrath nie recht behaglich im Bollblut'schen Hause;
der Kammerherr war ihm denn doch zu unbedeutend und die
Kammerherrin befiel immer eine beleidigende Protectionsmiene
gegen ihn bei und brach, wie um ihn zu schonen, in seiner
Gegenwart jedes Gespräch über den Adel sofort ab. Man
verkehrte daher wenig mit einander und sah sich fast nur bei
den großen Familienzweckessen an den hohen Festtagen, oder
wenn ein Gewerbe den einen zum andern führte. Die Kam-
merherrin erwartete daher sehr neugierig das Eintreten des
von Pechvogel und auch der Kammerherr äußerte seine Ver-
wunderung darüber, daß der Herr Bruder sie bei diesem
Hundewetter mit seinem Besuch beehre. Nachdem man nun
über das gegenseitige Befinden die nöthigen Erkundigungen
eingezo-gen und das Wetter scharf getabelt hatte, platzte denn
auch von Pechvogel alsbald mit seinem Gewerbe heraus.
Er war der Ueberbringer einer großen Neuigkeit: der Doctor
Bauer aus Mannheim sollte sich so eben mit Roswitha, der
Schwester unseres Kammerherrn verlobt haben. Man kann
sich denken, wie diese Nachricht auf unsere Gnädige wirken
mußte; sie sank mit vielem Anstande in den Fauteuil zurück
und erst nachdem der Kammerherr ihr eine starke Dosis von

den eigenthümlichen Tropfen, die ihr ihr Leibarzt, der Medicinalrath Dr. Blatter, immer selbst mitbrachte, eingeflößt, konnte sie ihrer gerechten Entrüstung Worte geben. Sie begriff nur eine Heirath zur Ehre des Hauses und wer bei der Wahl des Gatten andere Rücksichten nahm, der war nach ihr unwürdig der Ehre von Familie zu sein. Die Kinder des Volks möchten immerhin aus Neigung heirathen, aber die Kinder des Adels dürften sich nicht so an ihre Triebe wegwerfen, denn der Adel könne in jetziger Zeit sich nur noch auf seiner isolirten Höhe erhalten, wenn seine Glieder ihre ganze Subjectivität und alle die sogenannten rein menschlichen Empfindungen unterdrückten und ganz in dem Adel aufgingen. Darum heirathe der wahre Adlige, so sehr er auch immer hübschen bürgerlichen Frauenzimmern gewogen sein möge, doch nie anders als nach Familienrücksichten, wie denn überhaupt der Glanz und die Macht seines Geschlechts bei Allem, was er beginne, die Hauptrücksicht abgäbe, wodurch denn ja aber keineswegs eine sehr reiche bürgerliche Partie für den armen Adligen verdammt werde. Die adlige Dame dürfe aber nimmer einen Bürgerlichen heirathen und solche Heirath aus Liebe, erklärte sie endlich auf dem Gipfelpunkte ihres Eifers, sei rein plebejisch, ja thierisch, denn wer sich seiner Liebe ganz hingebe, habe ja eben damit alle Rücksicht auf seine Stellung in der Gesellschaft vergessen. Es wäre allerdings unter Umständen so leicht nicht, ohne Liebe zu heirathen, fügte sie mit einem Seitenblick auf den Gemahl hinzu, aber

es sei auch überhaupt sehr schwer, einen vollkommenen Adligen in sich darzustellen. Wie die Jesuiten nur dadurch im geraden Widerspruch mit dem Zeitgeist und allen Anfeindungen zum Trotz ihre Macht behaupteten, daß sie bei allem ihren Thun nie ihr Ziel aus den Augen verlorren und ihren Oberen einen unbedingten Gehorsam leisteten, so müsse auch der Adlige sich immer von seinem Adelsbewußtsein, was ihm das sei, was dem Volke das Gewissen, leiten lassen und seinem Stande auch die liebsten Reizungen zum Opfer bringen können. Wer diese Kraft der Selbstentäußerung nicht besitze und bei wem das sogenannte Gemüth mißspreche, der möge der beste Mensch sein, aber werde immer nur einen schlechten Adligen abgeben.

Von Pechvogel hörte der Rednerin mit um so ehrerbietigerer Andacht zu, als sie sonst ihren Feuereifer für den Adel nie vor ihm aufflammen ließ; ja er gewann den Muth, die Frau Schwester unter obligatem Handfuß zu versichern, daß sie ihn durch ihre herrlichen Worte recht gehoben und gestärkt habe. Die Frau Schwester benutzte diese gehobene Stimmung dahin, daß sie sich von dem Herrn Bruder bei adligem Wort und Ehren versprechen ließ, daß er die Landtage wieder besuche; auch der Kammerherr solle wieder regelmäßig auf denselben erscheinen, denn in den Zeiten der Gefahr wäre, wie sie sich boshaft genug ausdrückte, auch die schwächste Hülfe willkommen; gefährlich seien aber die Zeiten, denn wenn auch die Liebe zur landständischen Wirksamkeit bei

den Bürgerlichen allerdings nur ein Strohfeuer sei, so könnten sie doch möglicher Weise während dieses Strohfeuers einmal die Stimmen beherrschen; hätten sie aber erst einmal dadurch einen ihres Mittels als Deputirten in den Engern Ausschuß gebracht, hätte so die Canaille (entschuldigen Sie, meine Herren, diesen ungehörigen Ausdruck, fügte sie denn doch hiebei hinzu) einmal Blut geleckt, so sei der Adel verloren und das Malheur einer repräsentativen Verfassung die nothwendige letzte Folge; die sogenannten bürgerlichen Ritter sähen in ihrer Bornirtheit diese Folge ihres Beginns nur nicht, sonst würden sie nicht dahin arbeiten, mit ihrem Feinde, dem Adel, zugleich sich selbst als Mitglieder der persönlich landtagsfähigen Ritterschaft unter den Mauern unseres Verfassungsbaues zu begraben. Schon sei das Unerhörte geschehen und der Adel habe die Landtagsbälle aufgeben müssen, weil dieselben zu gemischt geworden, ja weil es sogar vorgekommen sei, daß einige dieser sogenannten bürgerlichen Ritter, als wären sie auf dem Königsschußball ihres Nachbarkindchens, Damen, denen sie gar nicht vorgestellt worden, um die Ehre eines Tanzes gebeten hätten. Sie hätten nur die Landtagsbälle in ihrer früheren Reinheit kennen sollen, Herr Bruder, fügte die Kammerherrin in süßen Erinnerungen schwelgend hinzu. Neben dem Allerhöchsten Hofe waren sie die glänzendsten Versammlungen, die das Land aufweisen konnte und manche interessante Liaison wurde auf diesen Bällen geschlossen und zu vielen Vermählungen hier die erste

Annäherung gegeben. Auf den Landtagen feierte der Adel den Triumph seiner politischen Herrschaft, auf den Landtagsbällen den seiner socialen. So war es in den guten alten Zeiten. Ach, mein Geschlecht verbietet mir nur thätig an der Zurückführung derselben zu arbeiten, und ich muß es in gezwungener Noth mit ansehen, wie sich der Adel aus einer Position nach der andern verdrängen läßt. Doch ich werde thun, was in meinen Kräften steht. Der Kammerherr soll auf dem nächsten Landtage an den Klostertagen eine Denkschrift übergeben, in welcher ich vorschlagen werde, die Ueberschüsse aus den Klostergrütern nicht zur Stiftung neuer Klosterstellen zu verwenden, sondern aus diesen Ueberschüssen einen Fond zu bilden, aus welchem eingeborne Adlige, die sich anzukaufen wünschen, mit einem unverzinslichen Darlehn zu unterstützen sind. Nimmt man dazu denn noch die Klostergrüter in eine bessere und sparsamere Verwaltung und leiht sogleich für jenen Fond auf die Klostergrüter eine halbe Million an, so läßt sich in dieser Hinsicht schon immer etwas ausrichten. So nur kann dem Verfall des Adels entgegen gearbeitet werden, denn derselbe ist einzig und allein der wachsenden Zahl der bürgerlichen Gutsbesitzer zuzuschreiben. Aber man müsse die eingeborne Ritterschaft nicht bloß zahlreicher zu machen, sondern es überhaupt gänzlich zu vermeiden suchen, daß die Rittergrüter an Bürgerliche kämen. Dies wäre nur möglich durch Stiftung von Fideicommissen. Diese befördere man aber am besten durch ein Statut, nach welchem

jeder adlige Gutsbesitzer, der ein Fideicommiss innehatte, auch sofort und von selbst als zur eingebornen Ritterschaft gehörig angesehen werde und dagegen alle anderen Receptionen und Agnitionen aufhörten. So werde der eingeborne Adel bald alle reichen bürgerlichen und alle nicht eingebornen adligen Gutsbesitzer zu seinem eignen Frommen in sich aufgenommen haben. Denn dem bürgerlichen Gutsbesitzer, der ein Fideicommiss stifte oder inne habe, werde kein Potentat den Adelsbrief verweigern, und er werde ja dann unentgeltlich und ohne Weiteres Mitglied der eingebornen Ritterschaft *), der adlige Gutsbesitzer aber, der in dieselbe hinein wolle, müsse schon ein Fideicommiss stiften, weil eben dies dann der einzige Weg zu ihr sei. Die reichen bürgerlichen Gutsbesitzer ließen sich jetzt nicht leicht nobilitiren, weil sie vor ihrer doch immer nicht so bald **) erfolgenden Reception nicht Fisch noch Fleisch wären, und eben so stifteten die nicht eingebornen adligen Gutsbesitzer keine Fideicommissen, weil sie auch dadurch noch nicht

*) Frau Kammerherrin, Frau Kammerherrin! Die bürgerlichen Ritter werden protestiren gegen solchen Ausdruck. Diese Leute wollen nämlich nur von einem eingebornen Adel wissen und legen regelmäßig zum Landtagsprotocoll einen Protest ein, sobald Jemand von eingeborner Ritterschaft spricht; auf der andern Seite protestirt der eingeborne Adel regelmäßig, sobald ein bürgerlicher Ritter des sogenannten eingebornen Adels erwähnt.

**) Mit sonst leicht gefährlich werdenden Intriguanen macht man wohl zuweilen eine Ausnahme.

wirkliche Bollbürger würden. Dies Alles werde sich wie mit einem Schlage durch jenes Statut ändern. Sie habe allerdings keine besondere Sympathie für die eingewanderten Adligen und noch weniger für die neugeborenen (ach, ich bitte inständigst um Verzeihung, Herr Bruder, fügte sie hinzu), aber wenn beide Fideicommissinhaber seien, so achte sie dieselben den besten Eingebornen gleich. Der Eingeborne ohne Fideicommiss habe freilich seine glorreichen Ahnen, aber ihm fehle die Gewissheit, daß seine Nachkommen nicht verarmten und in den Bürgerstand hinabsänken; der neu Nobilitirte mit einem Fideicommiss dagegen, habe zwar keine Ahnen, aber er habe dafür die Gewissheit der ewigen Fortdauer seines Geschlechts als eines aristokratischen, und es frage sich noch, was von beiden am meisten werth sei.

Die Kammerherrin schwieg erschöpft und nahm in ihrer Zerstreuung eine grogmachende Menge Rum zu ihrem Thee; sie wollte eben die Tasse zum Munde führen, als von Pechvogel vor ihr auf die Kniee fiel und mit bewegter Stimme also anhub: Hohe Frau! Ihr achtet den neu Nobilitirten mit einem Fideicommiss dem besten Eingebornen des Landes gleich: so gelobe ich denn in Eure Hand und bei adligem Wort und Ehren, daß ich, wenn Gott der Herr mir das Leben läßt bis dahin, in Jahr und Tag mein Lehn Knüppeldamm mit einem Fideicommiss belegen will.

Die Kammerherrin, obgleich sie sogenannte Scenen als plebejische Gefühlsausbrüche nicht liebte, war doch so sehr

geschmeichelt von diesem unverhofften und glänzenden Erfolg ihrer Rede, daß sie in die von Pechvogel angestimmte Rede-weise einging. Sie sprach: Steht auf, mein Bruder! Und dem Aufgestandenen hauchte sie einen Kuß auf die Stirn, also fortfahrend: So begrüße ich denn in Euch alle künftigen mit Euch anhebenden Geschlechtsfolgen derer von Pechvogel; mögen sie immerdar in voller, freier Guts Herrlichkeit herrschen auf ihrem Territorium. Sie aber haben, mein geehrter Herr Bruder, meine ganze unverbrüchliche Achtung gewonnen.

Der Kammerherr hatte während dieses ganzen hochtrabenden Discurses baumstill geschwiegen und nur in seinem unbehaglichen Gefühl über denselben unaufhörlich auf dem Sessel hin und her gerückt. Er konnt's nicht länger aushalten und da überdies die Sache auf ihren Gipfelpunkt gekommen war, so faßte er sich ein Herz und sagte: Mein Schatz, Du bist ganz alterirt; es ist wohl das Beste, ich mache mit dem Herrn Bruder einen Gang durch den Park: der Regen scheint etwas nachgelassen zu haben.

Der Kammerherr zeigte nun zunächst seinem Begleiter das schöne Pfauenpaar, mit welchem er sehr passend die Kammerherrin an ihrem Geburtstage beschenkt hatte und begann dann demselben sein Herz auszuschütten. Der Arme, den Liebe und Bewunderung an seine Schwester fesselten, war tief betrübt über die Mißheirath derselben, nicht so sehr aus Abscheu vor einer solchen, als deswegen, weil, wie er voraussah, in Folge derselben das in der letzten Zeit ohnehin

schon sehr locker gewordene Verhältniß seiner Schwester zu seiner Gemahlin nun vollends abgebrochen werden würde. Von Pechvogel aber, bei dem der Adelsmuth, den ihm die Kammerherrin einzulösen gewußt, noch vorhielt, fühlte sich wenig aufgelegt ihn zu trösten. Den Zurückkehrenden eröffnete denn auch die Kammerherrin: Da Roswitha, wenn sich die vom Domainenrath mitgetheilte Nachricht bestätige, durch ihre beabsichtigte gemischte Ehe sich muthwillig in den Bürgerstand erniedrigt habe, so könne von einem geselligen Verkehr mit ihr natürlich nicht weiter die Rede sein und der Kammerherr habe, wenn sie vielleicht brieflich seine, als des Familienhauptes, Einwilligung erbitte, solche Anfrage unbeachtet zu lassen. Von Pechvogel hatte noch die Befriedigung, sich mit seiner Gemahlin von der gnädigen Frau Schwester für den nächsten Sonntag zum Diner eingeladen zu sehen, und fuhr mit dem Gefühle, nun erst recht geabelt zu sein, seinem Knüppeldamm zu.

Die Kammerherrin war aber nur scheinbar so entrüstet über Roswitha, und eigentlich nicht wenig erfreut darüber, daß dieselbe ihr auf diese Weise die für Leute adligen Wesens gerechteste Ursache zu einem gänzlichen Bruch gab. Das geistige und sittliche Uebergewicht derselben war ihr um so unerträglicher geworden, als sie dem Grundsatz aller Vornehmen, sich auf keine Weise imponiren zu lassen, im vollsten Maße huldigte. Und doch konnte sie sich nun einmal platterdings nicht unter dem Zauber von Roswithens klarem Auge

mit ihren aristokratischen Fadaisen aufthun, denn sie fühlte, ohne es sich eingestehen zu wollen, diesem Seelenadel gegenüber recht gut das Pauvre ihres Geburtsadels. Dazu kam Neid und Eifersucht. Die Kammerherrin hatte Geist genug, um in einem Kreise gewöhnlicher Menschen die Königin zu spielen. Aber auch gewöhnliche Menschen zieht der Instinct des Göttlichen zu den edleren Wesen hin und die Kammerherrin sah sich also jedesmal durch Roswitha entthront und war hierüber um so erbitterter, als jene ohne Anwendung aller jener kleinen Hülsen und Mittel, mit welchen das ordinaire Weib nur zu siegen weiß, ja ohne daß sie es überall wollte und sich dessen bewußt ward, immer den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. So wußte die Kammerherrin es denn im Geheim dem Doctor Bauer vielen Dank, daß er sie von dieser für ihre souveraine Macht so gefährlichen Dame befreiete. — Wir werden nun den Leser zuvörderst mit diesem Bauer näher bekannt machen müssen.

Bauer war der Sprößling einer alten mecklenburgischen Predigerfamilie, deren Stammvater schon zur Zeit der Reformation aus dem Sächsischen ins Land gekommen war und welche seitdem demselben eine ununterbrochene Reihe von Landpfarrern gegeben hatte. Auch unser Bauer war von seinem Vater, dem Pastor zu Kirchdorf, zum Geistlichen bestimmt. Die einsame Lage des Pfarrhofes und die Entbehrung aller Spielgenossen hatten in dem, dem ernstesten, aber zärtlichsten Vater mit ungetheilter Liebe anhängenden Knaben,

einen Ernst und eine Innigkeit erzeugt, die ein inhaltsreiches, reiches Leben versprochen. Sein liebster Aufenthaltsort war das Bibliothekszimmer, denn der Pastor war wie viele seines Standes ein großer Bücherfreund und verwandte trotz der lebhaftesten Gegenvorstellungen, die früher seine Frau und jetzt seine dem Haushalt vorstehende Schwester unermüdlich dagegen erhoben, jährlich eine allerdings unverhältnißmäßig große Summe auf seine Büchersammlung. Seine Pfarre, früher eine der reichsten, war nämlich jetzt kaum noch zu den sogenannten Mittelpfarren zu rechnen; nach dem Visitationsprotocoll von 1534 hatten die Edelleute alle die „Börung“ an sich gerissen, und später als man meinte, der Geistliche dürfe keinen Ackerbau treiben, (eine Meinung, welche nach Hegel mit derjenigen der katholischen Kirche, daß der Geistliche nicht heirathen dürfe, dieselbe trübe Quelle hat), waren die Pfarrländereien zu einer Zeit, in welcher die landwirthschaftlichen Producte gerade wenig galten, für ein Butterbrot, wie man sagt, dem Gutsherrn in Erbpacht gegeben. In jener reichen, aber die Wahrheit zu sagen, an theologischen Schriften sehr armen Bibliothek war der Knabe fast immer zu finden, wenn er nicht mit der Tante im Garten hantirte oder den Vater auf seinen weiten Spaziergängen begleitete. Er kannte jedes Buch derselben, ja er hatte fast alle gelesen und die meisten verstanden, denn bei der ihm inwohnenden Energie ruhete er nicht eher, als bis ihm durch Befragung des Vaters oder durch wiederholtes Lesen das

Verständniß seiner Lectüre aufgegangen war. So wuchs er zum Jüngling heran und als sein Vater den 17jährigen auf eine benachbarte Gelehrtschule brachte, hatte er freilich nicht den aus Leihbibliotheksromanen gewonnenen fließenden und blumenreichen Styl unserer Primaner, aber er hatte einen scharfen wissenschaftlichen Sinn und eine Masse schätzbare Kenntnisse. Ostern 1830 die Universität Heidelberg beziehend, hatte er sich noch nicht zurechtgefunden in dem wunderlichen Studentenleben und noch weniger in den Irrgängen der Gottesgelahrtheit, als die Julirevolution wie ein Blitz in das faule, abgestandene Leben der Restaurationszeit einschlug und der Menschheit wieder einmal einen lichten Augenblick gab. Auch in Deutschland, dem Altenweiberlande, hatte Michel in der großen Woche des Juli unruhig geträumt, ja war am Ende wirklich erwacht und hatte in seinem Ungeschick und in seiner Unbehülfslichkeit wunderliche Emancipationsversuche gemacht. Bauer wußte den großartigen Vorgängen des Jahres 1830 gegenüber nichts mehr mit der Theologie anzufangen; er ließ sie fahren und wandte sich mit ganzer Kraft dem Studium der Staatswissenschaften zu. Da er in seinem Freiheitsrausche jeden Maßstab für die deutschen Verhältnisse verlor, so hatte er als Mitglied einer geheimen politischen Verbindung sich leicht zu Schritten und Unternehmungen verleiten lassen, deren deutsch-gründliche Untersuchung ihm allein schon auf einige Jahre der Freiheit berauben und jedenfalls seine Habilitation als Docent einer deutschen Uni-

verfügt auf lange Zeit hin unmöglich machen mußte. Aber mehr noch als alles dies vertrieb ihn aus dem Vaterlande das Gefühl, daß ihm die Praxis des Lebens, die Kunst, seinen Ideen in der Wirklichkeit Geltung zu verschaffen, noch gänzlich mangle. Dieser Mangel macht den Sprung aus dem Studentenleben in das Philistertum bei den meisten zu einem tödtlichen. Wo man wie in Deutschland, als einem Censurlande, die Ideale nicht einmal aussprechen darf, wo die Wissenschaft so ganz von dem Leben getrennt ist, wie bei uns, wo man also weder Ideale noch Wissenschaft, sondern nur Hingebung an Rechtsalterthümer und Altslickersinn für die Conservirung des Bestehenden gebraucht, da wird der gewesene Student entweder ein verzweifelter Unzufriedener oder aber ein vollkommener Philister, der in seinem Berufe nichts als die milchende Kuh sieht, sein Tagewerk maschinenartig abhaspelt und nur gegen die Zeit des Theaters oder der Bostonpartie ein gelindes Fieber fühlt. Bauer konnte sich in dieser Unfertigkeit nicht dazu entschließen, mit so vielen Anderen aufs Geradewohl nach Paris zu gehen. Er wollte handeln, handeln im eigentlichen Sinne, im Sinne des Kaufmanns. Mit dem Erlöse aus der Bibliothek des inzwischen verstorbenen Vaters, schiffte er sich nach den nordamerikanischen Freistaaten ein, und stieg mit einem Dollar in Newyork ans Land. Aber auch Salomon Heine ging mit acht Groschen nach Hamburg und jede handelsöthätige Stadt hat reiche Leute aufzuzeigen, welche mit Nichts angefangen

haben, so daß es fast scheinen will, als müsse der Kaufmann mit Nichts anfangen, damit er gezwungen sei, alle die Thatkraft aufzuwenden, deren er überhaupt fähig ist. Unser Bauer ward nun freilich nicht so reich wie Salomon Heine, aber er erwarb doch so viel, um sich in seinem Geburtslande das Gut Mannhagen kaufen zu können. In der weichen Stimmung, die der Tod eines geliebten Weibes in ihm zurücgelassen, hatte ihn nämlich eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Heimat ergriffen.

Das Gut Mannhagen gehörte zu der wohl arrondirten Besitzung des Landraths von Büffelskopf auf Borgwall und wurde in dessen Concurse verkauft, denn die schönen Büffelskopfschen Güter hatten doch am Ende die großartige Verschwendung des Landraths nicht mehr lasten können und obgleich man denselben noch durch die Erwählung zum Klosterhauptmann eines der adligen oder sogenannten Landesklöster zu retten gesucht, mußte er doch zuletzt das alte Erbe seiner Väter meiden; er zog sich mit einer Pension, die ihm theils seine Verwandten, theils als einem verarmten „Eingesessenen“ und wegen seiner angeblichen großen Meriten die Ritterschaft bewilligt hatte, nach Bügow zurück, wo er sich aus Langeweile zuletzt allen Vereinen unserer Frommen und Frömmuler anschloß. Bei der Besichtigung der Büffelskopfschen Güter hatte der Doctor Bauer zuerst Roswitha kennen gelernt. Büffelskopf hatte dieselbe nämlich flehentlich gebeten, ihn auf einige Tage zu besuchen und ihm einige Fassung wiederzugeben;

der leichtsinnige alte Mensch, der den Ruin seines Vermögens immer selbst vorausgesehen und gesagt hatte, war bei dem endlichen Eintritt desselben doch ganz wie aus dem Leime gegangen. Hier konnte Roswitha ihre ganze geistige und sittliche Macht entfalten, und Bauer, der seinen Besuch so lange als möglich ausdehnte, fühlte bald, daß ein inniges Verhältniß zu ihr zur Abklärung und Heiligung seines Wesens unendlich viel werde beitragen müssen. Auch Roswithen that die tiefe Verehrung, welche ihr der durchgebildete, thatkräftige und für die höchsten Interessen der Menschheit begeisterte Mann bewies, unendlich wohl. Roswitha hatte viele bedeutende Staatsmänner, viele glänzende Cavaliere, viele namhafte Gelehrte und Künstler kennen gelernt und die meisten derselben hatten ihrem Genius gehuldigt, aber eben nur ihre Geistreichigkeit nach Art des Gutschmeckers genossen und dabei ihre Behauptungen als paradox und ihre Vorschläge als unpraktisch belächelt. Anders mit Bauer, der ihre Begeisterung theilte, aber besonnener und erfahrener als sie, die Gegenstände derselben in schärferer Begrenzung hinstellte und ihr die Berechtigung derselben zum Bewußtsein brachte. So sich ergänzend mußten sie in wenigen Tagen einander zum Bedürfniß werden. Büffelskopf hatte auch schon Roswithen prophezeit, daß sie noch Madame Bauer die zweite werden würde, da sie sich nicht gescheut habe, dem scheidenden Bauer auf seine Bitte gern und freudig zu versprechen, daß sie in einen regelmäßigen brieflichen Verkehr mit ihm treten wolle.

Der Doctor Bauer dachte übrigens allerdings ganz ernstlich an eine Heirath mit Roswitha. Er hatte freilich bei dem Tode seiner Frau, von welcher ihm zwei Kinder lebten, seine Wiederverheirathung für unmöglich gehalten, da er meinte, zu einer guten Stiefmutter gehöre mehr Resignation und Reidlosigkeit als bei den Weibern zu holen sei, — aber einer Roswitha gegenüber hielt dieser Vorsatz nicht Stich, und er dachte sich dieselbe vielmehr gerade am liebsten als die mütterliche Freundin seiner Kleinen.

Als nun der Doctor die Büffelkopfschen Güter füglich nicht länger in Augenschein nehmen konnte, machte er, um sich zu seinem künftigen Beruf würdig vorzubereiten, eine landwirthschaftliche Kunstreise durch Mecklenburg, von welcher er die Ueberzeugung mitbrachte, daß die landübliche Ansicht von der Vollkommenheit unserer landwirthschaftlichen Cultur mit zu den vielen Vorurtheilen der Mecklenburger gehöre. Zur Entschuldigung dieser seiner kegerischen Ansichten müssen wir bemerken, daß ihm bei seiner Sehnsucht nach dem Umgange mit Roswitha Alles schaal und widerwärtig vorkam. Er schrieb damals in einem Briefe an dieselbe: Welches Heimweh hatte ich zuweilen unter den Geldmachern in Amerika und welche Unbehaglichkeit jetzt in der Heimath! Ja, Sie haben Recht, wir haben in Mecklenburg in keiner Sphäre einen ausgezeichneten Mann, einen bedeutenden Charakter, und hätte Mecklenburg nicht eine ausgezeichnete Frau, ich hielte es nicht länger aus in diesem Lande selbstgefälliger

Indolenz. Es ginge wohl, aber es geht nicht, das ist das ewige Ciapopeia, mit dem der mecklenburgische Michel sich selbst einwiegt. God dam! (entschuldigen Sie diese Kothheit, aber ich kann unter Umständen einen kräftigen Fluch nicht entbehren: ein solcher ist uns Männern das, was den Weibern der Seufzer), also God dam, wenn ich mir so neben dem Bruder Büffelskopf meinen nativen Bruder Jonathan denke, so verliere ich allen Stolz auf meine mecklenburgische Eingeborenheit und jener kommt mir neben diesem vor, wie ein uralter obotritischer Mops neben dem muskelkräftigen, immer sprungfertigen Windspiel. Was mir meine Landsleute so sehr verleidet, das ist ihr großer Mangel nicht bloß an Tüchtigkeit, sondern auch an Lebenswürdigkeit. Da ist zuerst der Abel. Vor dem jetzigen Bürgerkriege in der Ritterschaft gab es wirklich ganz erträgliche Menschen unter ihm, denn der Abel wurde damals noch getragen von dem Gefühl seiner Unverletzlichkeit, und in der Sicherheit seines Adelthums mischte er sich unbesorgen unter die Bürgerlichen, so daß beide Theile, sich gegenseitig anerkennend, auf ziemlich gutem Fuß mit einander standen. Das ist unsere sogenannte gute alte Zeit. Aber jetzt wird der Abel von allen Seiten lebhaft angegriffen, man sagt es ihm auf den Kopf, daß er völlig unberechtigt dastehe und das geheime Gefühl seiner verlorenen Sache, das Gefühl, das ihm das ganze Land eine totale Niederlage gönnt, macht ihn trogiger und anmaßender als je, wie ja das Bewußtsein des Unrechts immer, um mit der Bibel zu reden,

das menschliche Herz zu einem zugleich trozigen und verzagten Dinge macht. Daher das gereizte und gespannte Wesen des Adels. Der Adlige scheint mir in einer gemischten Gesellschaft immer zu fürchten, daß sein bürgerlicher Nachbar, vertraulich werdend, zu ihm sagt: Nicht wahr, lieber Baron, wenn Sie ganz aufrichtig sein wollen, so müssen Sie selbst zugeben, daß der Geburtsadel der baarste Unsinn ist. So machen die jezigen Angriffe auf den Adel denselben nur noch abwehrender, ablehnender, unnatürlicher.

Was die bürgerlichen Gutsbesitzer betrifft, so ist von ihnen ebenfalls wenig Rühmliches zu melden; sie haben überhaupt noch keinen besondern Typus, sondern gleichen, wenn man die Herren vom Sport, die Adelsfüchtigen, die Demagogen und den gebildeteren und gesinnungsvolleren jungen Nachwuchs abrechnet, meist unsern Gutspächtern und sind also nichts mehr und nichts weniger als ganz gewöhnliche praktische Landwirthe, denen, wie man zu sagen pflegt, die Drittel aus dem Halbe schreien und die eine gründliche Verachtung des Städters fühlen. Der Bürgerliche kauft sich nämlich ein Gut, weil er durch dasselbe Geld machen will, der Adlige dagegen mit seiner selten recht viel aus dem Gute herausbringenden Inspectorwirthschaft, weil er nur durch ein solches zum Vollgenuß aller politischen Rechte gelangen kann. Jener sieht also nur ein landwirthschaftliches Ganze in seiner Besizung und die mit demselben verbundene Landstandschafft, für die er weder politische Bildung, noch politisches Interesse

hat, wird von ihm nicht ausgeübt. Die auch ihnen regelmäßig zugehenden Landtagsauschreiben betrachteten sie, da der Adel ja doch allein auf den Landtagen herrsche, als eine bloße Formalität, als eine staatsrechtliche Curiosität und blieben während der Landtagszeit ohne Scham und Gram auf ihrer Hufe sitzen. Zwar pflegten schon immer einige bürgerliche Gutsbesitzer den Landtag zu beziehen, aber diese fühlten sich mehr auf demselben geduldet als gleichberechtigt und sahen in dem Ganzen nur eine lehrreiche und interessante Unterhaltung, ohne im Entferntesten an einen möglichen Widerstand gegen die Adligen und an eine Partei der bürgerlichen Ritter zu denken; der Adel war übrigens damals so klug, die sich unter den bürgerlichen Rittergutsbesitzern aufthuenden Kampfhähne jedesmal dahin zu verführen, daß sie sich nobilitiren und demnächst in den eingebornen Adel aufnehmen ließen. Seit dem Landtage 1838 ist dies freilich anders geworden und wir finden die bürgerlichen Rittergutsbesitzer auf der Wanderschaft begriffen, um aus dem Flachlande politischer Nullität auf die Zinnen der Partei zu steigen. Doch giebt es noch immer viele Nachzügler unter ihnen und die Führer klagen herzbrechend über die Mühe, die es kostet, sie zu entscheidenden Momenten alle zusammenzutrommeln, so wie über das Ungeschickte in allem ihrem politischen Reden und Thun. Um jedoch nicht ungerecht zu sein gegen die bürgerlichen Ritter, muß man bedenken, daß sie erst sechs Jahre sich mit staatlichen Dingen abgegeben haben und also

noch im politischen Kindesalter stehen. Wenn sie nur all den Muthwillen und die Reckheit des Knabenalters erst angenommen haben, so werden sie schon mit ihren routinirten, aber altersschwachen Gegnern fertig und Mecklenburg dann endlich aus dem Burgverließe des Feudalstaates erlöst werden. Die bürgerlichen Ritter bilden nämlich einstweilen in ihrem Gegensatz zu ihren adligen Feinden die liberale Fraction unserer Stände; diese ihre Stellung ist aber keine naturgemäße, denn wer aus eigenem Rechte als Grundbesitzer eine persönliche Landstandschafft hat, der ist dem Stabilsismus verfallen und gehört in eine hemmende Pairskammer. Die Wichtigkeit der gegenwärtigen ritterschaftlichen Differenzen beruht nun vorzüglich darin, daß die Regierung, wenn sie jetzt Hinneigung zu den bürgerlichen Rittern zu erkennen gäbe, und die einstweilige liberale Richtung derselben benutzte, alle ihre lange projectirten Reformen durchsetzen könnte. Denken Sie sich nur die Staatsweisheit, welche die den bürgerlichen Rittern so günstigen landesherrlichen Rescripte von 1789 und 1793 dictirte, wieder am Ruher, so werden Sie gestehen müssen, daß jetzt bei solcher offenen Anerkennung der gerechten Sache der Bürgerlichen der Adel alsbald verloren sein würde. Möchte denn Mecklenburg endlich mal wieder klar sehen in dieser verhängnißvollen Frage, möchte es alle die Folgen, welche nothwendig die Anerkennung des eingebornen Adels als einer besonderen Corporation nach sich ziehen muß, wohl erwägen! Schon nimmt neben der adligen Oligarchie die adlige

Bureaucratie immer mehr überhand und der Adel packt wie ein tausendarmiger Polyp alle Theile unseres Mecklenburg und macht es krank. Nach dem Staatskalender von 1800 gab es nur 9 adlige Domänenbeamte und jetzt haben wir deren circa dreißig; damals waren von 22 Oberförstern 17 bürgerlicher Geburt und jetzt sind von den bestehenden 21 Oberförstereien nur noch 7 mit Bürgerlichen besetzt. Welche Regierung würde am Ende auch mächtig genug sein, den Bitten unserer Eigefressenen vom eingebornen Adel um die besten und bequemsten Stellen des Staatsdienstes für ihre Söhne, zu widerstehen, wenn dieselbe nicht die bürgerlichen Gutsbesitzer zu gewinnen sucht?! Die Regierung klagt, daß unsere Verfassung ihr bei den meisten Reformbestrebungen hemmend in den Weg trete. Diese Klage ist unbegründet. Unsere Regierung hat alle Macht, deren sie bedarf, sobald sie den bürgerlichen Rittern ihr Recht giebt.

Was soll ich noch von den übrigen Ständen sagen? In einem Feudalstaate haben dieselben ja keine Bedeutung. Unsere mecklenburgische Feudalverfassung ist aber noch dazu so steif und fest wie versteinertes Holz, weswegen denn auch Mecklenburg nie große Staatsmänner hat haben können, denn die Erhaltung des status quo ist keine Kunst, sondern die Erweckung der Aufopferungsfähigkeit für großartige Reformen, das ist die wahre Staatskunst.

In den Städten treffen wir nun zunächst die sogenannten Honoratioren und die sogenannten Gebildeten mit ihren

Clubbs und ihren Modezeitungszirkeln; sie halten jetzt alle die illustrierte Zeitung und ratheu Rebus und gegen die großen Interessen der Gegenwart stellen sie sich blasirt diese wohlherzogenen armen Schächer, und werden nur warm, wenn sie ihre Stimme abgeben über einen Clubbcandidaten. Da ist weiter der eigentliche Bürgerstand ohne Bürgerfönn und Mannhaftigkeit; er ist noch nicht einmal so weit gekommen, daß er einsieht, wie die Herren vom Rath nicht die Herren der Stadt sind, sondern vielmehr Stadtdiener. Ich bitte, denken Sie sich neben einem nordamerikanischen Schuster, der aus seinem Meeting kommt, einen meßlenburgischen Ausschußbürger, der in der Raths- und Bürgerfözung mit andächtiger Ehrfurcht den Vorschlägen der „Herren“ beistimmt!

Auf dem platten Lande haben wir, wenn wir von dem Proletariat unserer besözigen Tagelöhner schweigen, nun zuerst den Bauern. Durch Alles, was man ihm angethan hat, ist er so mißtrauisch geworden, daß er sich jetzt auch gegen wohlthätige Neuerungen mit Hand und Fuß sträubt, obgleich er am Ende bei der großen Machtvollkommenheit des Amtes doch immer sagen muß: Ach ja, Herr Amtmann, ja. Ein Anfang zum Besseren sind in dieser Beziehung die von Vogge-Zierstorff hervorgerufenen Bauernversammlungen, welche aber freilich von den Anhängern der Theorie der Unreise für noch lange nicht an der Zeit gehalten werden.

Am besten gefallen mir noch die Büdner in den Domainen, was Sie aber bei Leibe nicht verrathen dürfen, denn

unsere Gutsbesitzer und Pächter hassen diese Menschen, wegen ihrer verhältnismäßigen Unabhängigkeit, wie die Sünde. Steht so'n Büdner mit der langen Pfeife vor seinem Häuschen und calculirt, ob das Wetter wohl noch lange so landtagen wird, oder macht er lieber Molken und Schaufeln zum Verkauf, statt auf dem Hofe zu tagelöhnern, so ist er ein ausgemachter Faulenzer; spielt er einmal irgendwo zum Tanz auf, so verführt er das Volk; ist er im Besitz einer Flinte, so heißt er der gefährlichste Wittdieb; sieht man ihn Holz karren, so werden die Forsten total von ihm ruiniert. Unsere Pächter und Tagelöhner wollen nämlich auf dem platten Lande neben sich nichts als die nothwendigen Hoftagelöhner geduldet wissen, denn nur dann könne Mecklenburg nach wie vor die meisten seiner Urproducte ausführen und ein reiches (!) Land bleiben, und nur so könne das gemeine Landvolk, das ganz dem lieben Vieh gleich sei, in Zucht und Ordnung gehalten werden. Diese Herren beweisen dann durch Zahlen, wie durch ihre Leute das Landarbeitshaus und Dreiberger und der Sachsenberg verhältnismäßig am wenigsten bevölkert würden und die Sittlichkeit unter denselben also mehr zu Hause sei als in den Städten, den Bauerndörfern oder gar in den Büdnercolonien, vergessen aber ganz und gar, daß der freie Mensch nur durch sich selbst und durch das Gesetz, aber nicht gleich dem Sträfling durch einen seiner Mitunterthanen in Zucht und Ordnung gehalten werden soll. Ich habe bei meinen Unterredungen über diesen

Gegenstand immer unwillkürlich an meinen kurzen Aufenthalt in den Sklavenstaaten der Union denken müssen: die Sklavensbesitzer vertheidigten die Sklaverei genau mit eben den Gründen, mit welchen unsere Gutsbesitzer die Tagelöhnerie der Besitzlosen in Schutz nehmen. —

Da unsere Leser der Kannegießereien des durch die Zurevolution und durch den Aufenthalt in den nordamerikanischen Freistaaten für das alte Europa politisch völlig verdorbenen Herrn Doctors nachgerade gewiß herzlich satt sind, so könnten wir in unserer Erzählung jetzt ungehindert weiter fortfahren, wenn wir nicht hinsichtlich des auffallenden Tons der in diesen seinen Briefen über mecklenburgische Zustände an eine Dame aus dem eingebornen Adel herrscht, annoch eine weitere Erklärung für nöthig hielten. Wir haben freilich schon oben erwähnt, daß beide sich mit einander fleißig über die sogenannten höchsten Interessen zu unterhalten pflegten, aber wir müssen nachträglich noch erwähnen, daß sie namentlich den Geburtsadel in ihren Gesprächen mit Stumpf und Stiel auörotteten. Wie weit es Roswitha damit bei sich gelungen war, werden wir am besten aus den nachstehenden Stellen ihrer Briefe an Bauer sehen. —

Die Kreuze der Orden, welche uns Klosterdamen verliehen worden, sind bei den bürgerlichen bedeutend kleiner gerathen, und diese sind, wie mir heute Eine von ihnen erzählte, damals so tapfer gewesen, deswegen die Annahme

derselben der Herzogin-Stifterin zu verweigern. Ist das nicht hübsch? Aber hernach kommen sie und bitten demüthigst und unterthänigst um diese selben kleineren Ordenskreuze, die ihnen denn auch sofort verliehen werden. Fi done! *)

Wenn die Juden unseren Adel bildeten, so könnte man denselben wenigstens einigermassen begreifen. Der Jude hat ein anderes Exterieur, eine andere Nationalität, einen andern Glauben und es ist durch dies Alles eine natürliche, aber von der Vernunft freilich nicht anzuerkennende Scheidewand zwischen ihnen und uns gezogen. Diese natürliche Grenze fehlt aber zwischen dem Adel und den übrigen Volksgenossen und die Annäherung besonderer Rechte ist also in keiner Weise an eine besondere Eigenschaft desselben geknüpft, mithin die adlige Geburt eine reine Gnadenwahl, so daß also sehr füglich mit vollem Titel der Adlige sich nennen dürfte: Wir Victor August von Gottes Gnaden Herr oder Baron oder Graf von N. N.

Der Adel hat keine geschichtliche Mission mehr, denn es haben sich andere aristokratische **) Elemente aufgethan, die

*) Die Ribnigerinnen erbaten diesen im Jahr 1763 gestifteten Orden pour la vertu schon im folgenden Jahre 1764; die Dobbertinerinnen hielten's aber bis 1787 ohne Orden aus.

**) Das mag wahr sein, wenn man von dem deutschen Adel im Allgemeinen spricht, aber der reiche und politisch mächtige Adel Meßenburgs bildet mit den übrigen Gutsbesitzern allerdings noch unsere ausschließliche Aristokratie.

weit mehr materiellen und moralischen Einfluß haben. Der Adel spielt aber noch immer den Don Quixote der exclusiven Aristokratie und ist noch immer der Rococoaristokrat, welcher vor lauter Standesvorurtheilen die Kämpfe unserer Zeit gar nicht sieht. Wie albern ein eingefleischter Junker wohl aussieht, wenn er ein communistisches oder socialistisches Buch liest?!

Was sagen Sie dazu, daß der Adel jüngst auf die solennste Weise ausgelacht ist und das nicht incognito von Einem oder Einzelnen, nein vor der ganzen civilisirten Welt und vor der mächtigsten Versammlung des mächtigsten Reichs. Hören Sie nur. Obgleich der Adel in Frankreich so wenig Bedeutung hat, daß man sich durch eigenmächtige Nobilitirung nur in den Augen aller vernünftigen Menschen lächerlich, aber nicht vor dem Gesetze strafbar macht, so macht gleichwohl die Regierung ein sehr gutes Geschäft mit Adelsdiplomen. Die verschiedenen Arten derselben haben einen verschiedenen Tarif, welcher durch eine Stempeltaxe wahrgenommen wird. Hievon war in der französischen Kammer die Rede und der Justizminister verspricht sich unglücklicher Weise und sagt statt Stempeltaxe Narrentaxe (sceau und son). Da erfaßte die Kammer eine Lachlust, so wüthend und hinreißend, daß sie unerhört ist in den Annalen dieser ehrenwerthen Versammlung. Als der erste Sturm sich gelegt hatte, wollte man die Verhandlungen wieder anfangen, —

aber es ging nicht, denn immer und immer kamen großartige Nachstöße, und so lachte man die Sitzungszeit bis zu Ende.

Bei meiner jüngsten Reise nach Schwerin zerbrach mir in dem berühmten Steinfeld der Holze, in welchem schon einmal ein zur Huldigung reisender Landrath beim Umstürzen seines Wagens das Leben verloren haben soll, glücklicher Weise nur etwas am Wagen, und mußte mit meinem Kammermädchen die kurze Strecke nach der Fährre gehen. In der für die Gäste niederen Ranges bestimmten Stube, deren Thür weit offen stand, saßen Bauern beim Kartenspiel und ich hörte den einen derselben einem andern mehrmals erwiedern: Dat litt dei Ritterschaft nich. Der Wirth erklärte mir auf mein Befragen, daß das ein gäng und gebes Sprichwort sei und man damit die absolute Unmöglichkeit einer Sache zu bezeichnen pflege. Der erste Bauer werde wohl gesagt haben, er würde so und so viel Stiche machen und der zweite ihm darauf habe erwiedern wollen, daß sei unmöglich, weil er die Matadore habe; in solchen Fällen sage man: Das leidet die Ritterschaft nicht — oder: Ja, wenn die Ritterschaft nicht wäre. So ist das Bewußtsein von der Uebermacht unserer Ritterschaft bis tief ins Volk gedrungen und die Nachkommen der Bauern, welche zu Karl Leopold's Zeit schrien: Wi willn den Edelmann dobt schlagen, erkennen diese Uebermacht jetzt sprichwörtlich an. —

Jetzt wird wohl Keinem mehr der Ton in des Herrn Doctor Bauer Briefen an Roswithen auffallen. Der geneigte Leser sieht zugleich aus diesen Proöben, wohin es führt, wenn die Naseweisheit sich mit den höchsten Interessen der Menschheit befaßt und den Boden des historischen Rechts verlassend in die bodenlosen Räume der sogenannten Ideen hineinplumpset.

Doch fahren wir in unserer Erzählung endlich einmal wieder fort. Der Doctor Bauer kaufte also Mannheim und betrieb so schnell als möglich seine Zulassung zur Ableistung des Lehneides, (welches, beiläufig gesagt, einer unserer unnützeften Eide ist), damit er schon zur Beziehung des nächsten Landtages, wie es in dem alterthümlichen Landtagsauschreiben heißt, citirt, geladen und geheißt werde. Es gelang ihm dies und er war nun, ohne daß das Land etwas davon erfuhr, flugs einer seiner sogenannten Vertreter. Er wollte diese erste Saison sich eigentlich darauf beschränken, den Geschäftsgang und die Parteiführer kennen zu lernen, und der meiste Mann hätte hiemit allerdings vollauf zu thun gehabt, denn bei dem Mangel einer Geschäftsordnung und bei dem Durcheinanderreden und resp. Schreien während der Debatten, ist das Eine so schwer wie das Andere. Bauer fand sich jedoch mit seiner scharfen Beobachtungs- und Auffassungsgabe bald einigermaßen zurecht in dieser babylonischen Verwirrung und da bei unseren landständischen Verhandlungen nicht die offene parlamentarische Feldschlacht,

sondern kleinliche Intriguen und allerlei diplomatische Kunststücken den Ausschlag geben, so konnte er schon jetzt durch die Rücksichtslosigkeit und den Scharfsinn, mit welchem er das Spiel der Gegner aufdeckte, seiner Partei die größten Dienste leisten. Dabei hatte Bauer ein bedeutendes Rednertalent. Besonnene Ruhe neben höchster Begeisterung, Takt und Schönheitsgefühl neben tiefer und umfassender politischer Bildung, eine klangvolle, biegsame Stimme, dies Alles würde ihn in der französischen oder englischen Kammer zu einem Redner von europäischem Rufe gemacht haben; aber auch in unserer Ständerversammlung, welche Rednertalent weniger zu würdigen weiß, machte gleich seine Jungferrede, wie die Engländer es nennen, das größte Aufsehen und alle Parteien fühlten, der Strom dieser Rede werde in seinen Strudeln noch manches altherwürdige Herkommen verschlingen. Bauer stellte nämlich in freier Rede den Antrag auf Abänderung des §. 167 des Landesvergleichs, nach welchem der sogenannte eingeborne Adel allein zu den Landrathsstellen wählbar ist. Er wußte allerdings, daß sein Antrag wegen mangelnder Intimation desselben nicht einmal eine Abstimmung zur Folge haben könne, aber es war ihm bei jenem Antrage auch zunächst noch überall nicht um einen directen Erfolg, sondern nur darum zu thun, die durch ein eben eingegangenes Regierungsrescript an die Landtagsversammlung augenblicklich etwas gedrückte Stimmung der Bürgerlichen wieder zu kräftigen. In glänzender Rede entwickelte er den Wider-

spruch, in welchem dieser einzige Paragraph mit unserer ganzen übrigen, sonst in sich so consequenten Verfassung stehe, wie dieser Widerspruch sagt, wo die Zahl der bürgerlichen Ritter der der adligen gleich komme, immer schreiender werde, wie verderblich und unvernünftig es überhaupt sei, die Zulassung zu diesen vielen und hochwichtigen Aemtern von der Zufälligkeit der Geburt abhängig zu machen und wie die Aufhebung aller Vorrechte des eingebornen Adels erst der Ritterschaft ihre ganze frühere Macht wiedergeben könne, wogegen mit der Beibehaltung des Begriffs der Eingeborenheit der Adel Alles aufs Spiel setze, da die bürgerlichen Ritter bald das numerische Uebergewicht haben und die Stimmen der Landtagsversammlung beherrschen würden.

Der Redner hatte seinen Zweck vollkommen erreicht: nie hatten die bürgerlichen Ritter es lebhafter und bestimmter gefühlt, wie demüthigend für sie und wie unheilbringend für das Land der gedachte Paragraph sei, nie hatten sie so von Muth und Drang für die gute Sache geglüht. Der Adel aber war wie niedergebunnert, wie in Ohnmacht gefallen, und als er von derselben zum Ingrimm erwachte, schrie Alles durcheinander und ihre Demagogen selbst hielten die wenigen Rebellstüßigen, die als Freiwillige vortraten, zurück, denn man fühlte recht gut, daß man einem solchen Redner keinen Ebenbürtigen entgegenzustellen habe. Mehrere jüngere Adlige aber, die den Heißsporn spielten und stolz darauf thaten, daß ihre Vorfahren das Faustrecht geübt, hatten

angeblich immer schon viele Lust gehabt, den Knoten wie weiland Alexander mit dem Schwerte zu durchhauen; diese sprachen nun in einer eigends dazu angesetzten Conferenz ein Langes und Breites darüber, wie es anzufangen sei, den Doctor Bauer auf gute Manier zum Duell zu kriegen. Da rechte sich gähnend der gewaltige Hüne von Unband auf Schadeland, denn das endlose Gerede der Leute machte ihm große Langeweile, und sagte: Wißt ihr was, Kinder, laßt mir das Doctorchen; ich habe mich seit Göttingen her nicht gepaukt und möcht' das Ding für mein Leben gern mal wieder probiren. Mit ungemeiner Bereitwilligkeit ließ man ihm auch sofort den Doctor, obgleich man wußte, daß dem von Unband, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, der ganze ritterschaftliche „Trödel“ ungeheuer „Wurst“ sei. Der von Unband auf Schadeland war aber auch ganz der Mann von dem man nicht zu fürchten brauchte, daß er sich bei einem Duell compromittire. Von der Natur mit einem unverwundlichen Körper und einer ihn nie verlassenden Sozialität begabt, war Unband unter der laien Aufsicht einer zärtlichen Mutter schon als Knabe zu einem Meister in allen tollen und übermüthigen Streichen geworden, so daß er in dieser Beziehung sogar auf der Universität nichts mehr lernen konnte, sondern auf derselben sofort der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ward. Als die Vormünder ihm Schadeland übergeben hatten, setzte er hier seine gewohnte Lebensart fort. Ein Kirchthurmrennen mitreiten, die Nacht

am Pharaotisch sitzen und dann zu einer Hezjagd aufspringen, die kleinen Städte der Nachbarschaft, einmal sogar bis zum Läuten der Sturmglöcke in Angst und Schrecken setzen, von dem Wirthshauskellner, der ihm das geforderte Viertel Wein bringt, statt der viertel Flasche ein viertel Anfer verlangen, in fremden Revieren jagen, Chausseeböcke umfahren, — das waren so seine kleinen Amüsements. Er wollte freilich die Sache im Großen treiben und sich dem berühmten Lord Waterford anschließen, aber seine alte Mutter hing so sehr an dem Wildfang, daß sie ihm keinen Urlaub geben wollte; das wäre ihm nun an sich eben nicht sehr zu Herzen gegangen, aber sie fügte die Drohung hinzu, daß sie ihm bis ans Ende der Welt nachreisen werde, und das war denn allerdings außer allem Spaß.

Unband ging nun sogleich ans Werk. Er ließ sich dem Doctor Bauer in bester Form vorstellen und begann alsdann den Handel mit folgender Anrede: Auf Ehre, Doctor, Ihr könnt parliren wie ein Advocat und ich war während Eurer Rede himmelangst, daß mein alter Dhy, der geheime Kriegsrath, vor Wuth bersten würde. Doch seht, ich bin, was man einen Edelmann von alter Familie nennt und die Unbands haben schon seit Olin's Zeiten im Lande Mecklenburg randalirt, ja, ich bin sogar Johanniteritter und da darf ich denn solche Rebellion, wie Ihr sie da macht, nicht leiden. S'ist freilich ein wunderliches Ding mit dem Adel, aber, seht, bei mir heist's: Ein Hundsfott, wer seine Fahne ver-

läßt. Ergo, wie wir Lateiner sagen, müßt Ihr blaue Bohnen mit mir essen. Ich bitt Euch nun, sagt mir das im Guten zu, denn sonst müßt ich Euch erst insultiren und das sollte mir auf Ehre sehr leid thun, denn Ihr seid, der Teufel hol', ein ganzer Kerl.

Der Doctor Bauer besah sich seinen Mann erst gehörig und erwiderte ihm sodann ohne weitere Discussion, wie er nach dem Schlusse des Landtags jeder Zeit zu seinen Diensten stehe, worauf er sich mit einer kühlen Verbeugung verurlaubte. Unser Unband besaß so viel Unverschämtheit wie nur irgend ein Anderer, aber er fühlte sich dennoch durch die sichere, ruhige Manier, mit welcher ihn der Doctor abgefertigt hatte, gewissermaßen, wie man sagt, aufs Maul geschlagen. Doch konnte er unmöglich so verdutzt da stehen bleiben und er drehte sich also, nachdem er noch in den Bart gebrummt, das ist aber ein verheult vornehmer Kerl, auf dem Absatz um und ging, um seinen Auftraggebern zu rapportiren.

Der Doctor Bauer war nicht bloß in der Theorie ein Gegner des Duells, sondern würde auch den Muth gehabt haben, in einer ihn rein persönlich betreffenden Sache die Annahme eines solchen zu verweigern; er vertrat aber hier die Sache seiner Partei und glaubte aus Rücksicht auf dieselbe dem Adel auch nicht einmal den zweifelhaften Vortheil eines vergeblich angebotenen Duells lassen zu dürfen, hoffte vielmehr durch die Annahme des auf so brüste Art gesuchten

sogenannten Ehrenhandels demselben eine nicht unbeträchtliche Schlappe beizubringen. Wirklich entlud sich auch auf Unband und Consorten der Tadel aller Parteien, denn selbst der größere und bessere Theil des Adels fühlte, daß durch solche Mittel seiner Sache mehr geschadet als genützt werde *); auch wurde Unband auf dem folgenden Landtage von den fürstlichen Commissarien gänzlich ignorirt und nicht ein einziges Mal zur Landtagstafel gezogen, aus welchem Allen er sich freilich bei seinem Naturel sehr wenig machte.

Das Duell war übrigens gleich nach dem Landtage hart an der Grenze vor sich gegangen und Bauer hatte in demselben eine freilich nicht gefährliche, aber doch große Schonung heischende Wunde davon getragen und mußte sich, da der Arzt durchaus nicht zugeben wollte, daß er weiter als bis zum nächsten Orte fahre, bei unserem alten Bekannten, dem Baron Neuerung, auf dessen Feldmark man sich geschlagen, einquartieren. Unband, dem die Verwundung des ihm immer vornehmer erscheinenden Bauer herzlich leid that, ritt voraus und bestellte das Quartier, welches der je älter, je geiziger werdende Baron aber erst nach vielem Schimpfen und Fluchen von Seiten Unband's bewilligte, der ihm zuletzt

*) Es scheint sich also wenigstens in dieser Beziehung der Geschmack unseres Adels sehr geändert zu haben, denn noch unter Karl Leopold klagte die Ritterschaft auf Aufhebung des von demselben erlassenen Duellbicts, da dasselbe „ihrer Ehre und ihrem auswärtigen Ruhme nachtheilig sei“.

erklärte, er sei eben so wenig ein Cavalier wie seine alte Peze, wenn er einem im Duell verwundeten Mann die Aufnahme versage.

Das Gerücht von diesem Duell war auch zu Roswithen gedrungen und das Gerücht hatte nach seiner alten Gewohnheit Bauer's Wunde alsbald zu einer solchen gemacht, an welcher er unbedingt sterben müsse. Der tiefe Schmerz, der Roswithen bei dieser Nachricht ergriff, machte es ihr erst klar, wie sehr dieser Mann ihre Achtung und, wie sie der Wahrheit gemäß hätte hinzusetzen müssen, auch ihre Neigung gewonnen habe. Um aus der peinigenden Ungewißheit über seinen Zustand herauszukommen, entschloß sie sich rasch, den Baron zu besuchen. Bei ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen zu demselben konnte dieser Besuch dritten Personen nicht auffallen, und was den Baron selbst betraf, so hatte derselbe, der durch sie Geschmac an der Lectüre gewonnen und aus Dankbarkeit dafür keine anderen Bücher las als solche, welche sie ihm leihen konnte, sie oft und dringend um ihren Besuch gebeten. Sie traf den Doctor Bauer, der schon am folgenden Tage nach Mannheim abreisen wollte, fast völlig wiederhergestellt. Sie konnte ihre Freude darüber nicht verbergen und hätte es auch nicht mehr mögen, als sie gesehen hatte, wie wohl dieselbe dem Doctor that. Dieser schob nun seine Abreise noch um einen Tag hinaus, um Gelegenheit zu einer ungestörten Unterredung mit Roswithen zu erlangen; während seines Krankenlagers war der Ent-

schluß, dieselbe um ihre Hand zu bitten, in ihm gereift und er wollte nun möglichst bald ihre Entscheidung haben. Aber als er sie am folgenden Tage fragte, ob sie seinen Kindern die Mutter ersetzen und ihm die fernere Lebensgefährtin sein wolle, sagte sie doch nicht gleich Ja — das wäre ein Formfehler gewesen, sondern sie erbat sich noch erst, einem allhehrwürdigen Herkommen gemäß, einige Tage Bedenkzeit. Für den Doctor, dem freilich starke Indicien vorliegen mochten, daß sie im Herzen ihr Klostergelübde bereits gebrochen habe, schien jedoch keine Ungewißheit weiter vorhanden und er versprach in der Freude seines Herzens dem Baron, dem er bald abgemerkt hatte, daß ihm courante Sachen als Geschenk am liebsten seien, zum Dank für die genossene Gastfreundschaft seine schöne Nirshirekub Bandalia, welche auf der letzten Güstrower Thierschau prämiert worden war. Roswitha schickte aber sogleich durch einen Boten einen Brief an ihren Bruder nach Lütten-Klein, um über den Antrag des Doctors sein rathames Bedenken einzuholen, welchen Brief jedoch die Kammerherrin in schweigender Verachtung sogleich dem Feuerode im Ofen übergab und darauf dem zum Mitbringen eines Bescheides instruirten Boten sagte: er solle nur eine gehorsamste Empfehlung vom Herrn Kammerherrn machen und es wäre Alles schon gut. So ward das Hochwohlgeborne Fräulein Conventualin Roswitha von Bollblut Frau Doctorin oder, wenn man lieber will, Frau Doctor Bauer.

Hier nun höre ich einen alten bürgerlichen Gutsbesitzer,

der sich diese Geschichte Abends nach Tische von der Erzieherin seiner Töchter vorlesen läßt, denn ihm thun von der frischen Luft dann die Augen weh, ausrufen: Das ist ja aber 'ne Geschichte wie ein Bandwurm, der reißt auch gar nicht ab. Ach bitte, entschuldigen Sie, meine Damens, fügt er auf einen strafenden Blick seiner auf Anstand haltenden Ehehälfte hinzu, seinen Fehler noch vergrößernd; entschuldigen Sie, daß ich den alten dummen Bandwurm schon wieder anbringe; da ist Keiner anders Schuld daran als mein alter seliger Vater: der pflegte immer von solchen Herren, die gar zu lange Titel haben, als zum Exempel: Geheimer Obermedicinalrath, zu sagen: Der Kerl hat 'nen Titel wie'n Bandwurm. Na, was ich sagen wollt', Sellin, ist denn also die Geschichte bald aus, oder geht's noch mal wieder seldein?

Sellin konnte aber noch nicht zu Wort kommen, denn seine Jüngste, Zettchen, die im Rufe großer Klugheit, wenigstens pflegte der Vater oft auszurufen: Na, was die Dirn' doch klug ist! — Zettchen sagte belehrend: Ach Papa, Du hast doch Alles, was im vorigen Kalender von der Geschichte stand, rein wieder ausgeschwigt! (Sellin: Zi, Zettchen, man sagt nicht ausschwigen statt vergessen.) Da ist ja noch der kleine Junker Gerold, der so hübsche Hände und Füße hat und der ist die Hauptperson in der ganzen Geschichte; sieh', der kommt nun und dann fängt's erst recht an, denn dies ist ja noch alles nichts Ordentliches gewesen.

Feldkümmel. Ja, mein Kind, ich hab' wohl was anderes in'n Kopf zu nehmen als so'n dummen Junfer mit seinen hübschen Händen und Füßen. Ach, Mutter, gib mir doch noch ein Glas Rothwein, ich bin nach den Fischen ganz durstig geworden. Na, was ich sagen wollt', Sellin, ist die Geschichte also bald aus?

Erzieherin. Entschuldigen Sie, Herr Feldkümmel, ich weiß es wahrlich nicht; am Ende steht nichts von: Fortsetzung folgt und auf den paar Blättern, die nun noch kommen, kann doch auch die Geschichte unmöglich beendet sein.

Ach, die ganze Geschichte ist man sehr mäßig, sagte hierauf das älteste Fräulein Tochter, die sich in ihr Kämmerlein wünschte, um Eugen Sue's Memoiren einer jungen Frau, welches Buch ihr das Buttermädchen heimlich mit aus der Leihbibliothek hatte bringen müssen, zu verschlingen — das ist ja gar nicht ein bißchen spannend, setzte sie hinzu.

Na, was ich sagen wollt': ich weiß gar nicht, was Du seit einiger Zeit mit Deinem Spannen hast, sagte der Vater sie fixirend. Die Geschichte soll auch gar nicht spannend sein, Du dummes Ding; das ist eine politische Geschichte und hängt Alles mit uns Bürgerlichen und mit den Adligen und mit der Ritterschaft und dem Landesvergleich zusammen.

Erzieherin. Ja, darum sagte der Pastor auch, das Buch würde verboten werden.

Feldkümmel. Na, was ich sagen wollt', Sellin, der Pastor hat das Seinige rechtschaffen gelernt, aber von der

Verfassung und von uns Landständen da versteht er nun einmal nichts! Sehen Sie, Sellin, wir von der Ritterschaft sind doch immer die Hauptsache, denn, was ich sagen wollt', wenn wir keinen Weizen an den Engländer verkaufen, so kann der Stadtmann nichts verdienen, und wenn wir nichts haben, so haben sie alle nichts. Wir sind also die Hauptsache und wir sind alle gut zu Wege und rebelliren nicht und was so die andern sind, die haben ja nichts und müssen sich also wohl schicken. Also, was ich sagen wollt', warum sollten die Herren von der Regierung sich ein Ansehen machen und so'n Zeug verbieten? Ne, Sellin, wenn die Regierung das Buch hätte verbieten lassen, so hätte sie das wegen des Aufsatzes über den Grundbesitz gethan, denn was da darin steht, das ist lauter dummes Zeug, und wenn es nach dem Menschen seinen Kopf ginge, dann bliebe die Ritterschaft nicht mehr die Hauptsache und es würde Alles anders im Lande. Aber das leidet die Ritterschaft nicht und die Regierung weiß das und ist ruhig und vertraut auf uns Ritterschaft, denn wir werden nur falsch, wenn das liebe Korn nichts gilt — aber da hilft freilich kein Rebellen, denn da sind die Conjunctionen an schuld. Ja, wo sie die Kamern haben und Fabriken und wo die Leute über die Zeitung ihren Kasse kalt werden lassen und Constitutionsfeste feiern, und wo keine ordentliche Ritterschaft ist, da muß die Regierung wohl hange werden bei all dem Rufen und Schreien und die Demagogen verbieten und solche Bücher, die immer

alles anders haben wollen. Na, was ich sagen wollt', ich muß immer noch über den Pastor lachen mit seinem Bücher-verbieten. Ne, Herr Pastor, das thut unsere Regierung den Leuten nicht zu Willen, denn dann würden unsere Scribenten jubeln, daß unsere Regierung nun auch Furcht zeige vor solchen papiernen Drachen.

Madame Feldkümmel. Jettchen, hol' Vater'n noch ein Glas Wein, er ist heut so beredtsam, daß ihm gewiß die Kehle schon ganz trocken geworden ist. Aber, was ich sagen wollt', Vater (Na, ich glaube, ich gewöhne mir Deine dumme Redensart am Ende auch noch mit an), der Candidat bei Barons, der unser Sellin immer besucht, — —

Erzieherin. Bitte, Madame Feldkümmel, sein Besuch gilt gewiß gar nicht meiner unbedeutenden Person, sondern allein Ihrem gastfreien und liebenswürdigen Hause.

Feldkümmel. Na, Sellin, was ich sagen wollt', ich habe doch auch schon ein Vögelschen von Ihnen und von dem Candidaten singen hören. Nun, Sellin, Sie brauchen ja darum nicht so roth zu werden; es ist ja ein netter, ordentlicher Mensch, der gut Karten spielt und das neue schwere Examen auch schon gemacht hat.

Madame Feldkümmel. Also der Candidat bei Barons, der unser Sellin, i nicht doch, der unser gastfreies und liebenswürdiges Haus so oft besucht und der die Briefe über den Pletismus von dem langen Reinhard, der in der KirchENZEIT mal mit ihm einen Nachmittag hier war, von

Det zu Ende auswendig weiß, der sagte mir lezlich: Ja, das Buch wäre wirklich verboten, aber nicht wegen Eures Junker Gierath, sondern wegen der Reinhard'schen Briefe und weil keiner die Pietisten, was ganz ruhige, stille Menschen sind, turbiren soll.

Erzieherin. Ja, der Herr Candidat sagte, die Reinhard'schen Briefe hätten, wie er sich ausdrückte, eingeschlagen wie Hagel in die Fenster und allen Leuten die Augen geöffnet über die Religionsheuchelei. Die Regierung sei zwar nicht so, daß sie dergleichen verbiete, aber die Pietisten hätten schon allenthalben vielen Anhang und hätten richtig das Verbot durchgesetzt. Der Herr Candidat klagte dabei, daß er unter diesem Pietismus wohl noch lange auf eine Pfarre warten könne, denn er habe nicht das jetzige Glaubensmaß und verstehe die fromme Augenverdrehung nicht.

Feldkümmel. Na, Sellin, die Augensprache versteht er doch sonst aus dem Grunde. Also, was ich sagen wollt', da ist der Candidat auch auf einem Holzwege, wenn er glauben thut, die Duckmäuser von Pietisten hätten Einfluß bei unserer Regierung. Ne, die Regierung weiß: Religion muß sein und Spas muß auch sein, und so denkt die Ritterschaft auch. Denn sehen Sie, Sellin, ohne Religion glauben unsere Leute nicht an den Dienstzwang und ohne ein bißchen Spas halten sie ihn doch wieder nicht aus.

Madame Feldkümmel. Na Kinder, nun macht nur, daß Ihr mit Eurer Vorleserei fertig werdet und dann wollen wir zu Bett gehen.

Feldkümmel. Na, was ich sagen wollt', Zettchen, du schläfst ja wohl schon?

Zettchen. Ach Papa, wenn Gerold keine Geliebte kriegt, so ist es ja gar kein ordentlicher Roman und dann mag ich auch nichts mehr davon hören.

Erzieherin. Zettchen, wie oft habe ich Dir schon gesagt: Man sagt nicht: kriegen, man sagt: bekommen.

Zettchen. Soll ich denn auch sagen: Alwine, bekomm mir mal das Strickzeug her?

Feldkümmel. Zettchen, wenn Du auch noch so klug bist, so mußt Du doch nicht dummdreist werden gegen Sellin. Na, was ich sagen wollt', Kinder, ich bin auch häßlich müde und wir können die Geschichte ja morgen weiter hören, wie der Großmogul immer sagt, wenn der Sandmann kommt, in dem hübschen Buche, was wir im vorigen Winter lasen. Und was ich sagen wollt', Sellin, ich weiß nicht, die Wine (seine älteste Tochter Alwine) will mir jetzt gar nicht gefallen; sie sieht so weiß aus wie Stoppelbutter ohne Safran und ihre Gedanken sind immer so weit weg wie meine Füßen, wenn sie aus der Koppel gebrochen sind. Lassen Sie die Dirm' nur ja nichts Spannendes lesen; das soll nicht gut sein für die Moral und solche junge Dinger sollen dadurch so confus werden wie die Schafe, wenn sie die Drehe haben. Also, was ich sagen wollt', Sellin, lassen Sie die Wine nur solche Geschichten lesen, wie dieser Gerold — die thun keinem Menschen was.

Erzieherin. Aber Herr Feldkümmel, solche Geschichten sind denn doch wohl ein bißchen zu langweilig für junge Damen.

Feldkümmel. Weiß wohl, Sellen. Ich höre die Geschichte von Gerold auch nur darum so gern, weil man so barbarisch müde dabei wird und die Wine soll auch müde sein, wenn sie zu Bett geht und nicht bis zwölf im Bett lesen und das Licht verschwelen. Na, was ich sagen wollt', da ist Mutter ja schon mit den Schlüsseln und wir sprachen ja vom Zubettgehen. Na, gute Nacht auch, meine Damens.

Und auch wir wollen hiemit allen Mitgliedern des Hauses des bürgerlichen Ritters Feldkümmel auf Kümmelfeld eine geruhfame Nacht wünschen. Aber damit kommen wir noch nicht wieder in das Gleis unserer Geschichte, mit der ich mich, wie dem geneigten Leser nicht entgangen sein wird, so ziemlich festgefahren habe. Ich wandte mich in dieser Verlegenheit an meine liebe Frau, welche in solchen Dingen zu weilen einen ganz guten Einfall hat. Aber die Gute arbeitete, wie sie es zu nennen beliebt, schon wieder an ihrem Reisetagebuche, und bat mich, sie nicht zu stören, da sie eben in der Schilderung eines Sonnenuntergangs auf der offenkaren See oder, wie mein Junge sagt, auf der Offenbarung begriffen sei. Ach, das verwünschte Reisetagebuch! Ich lebte so glücklich mit meinem Frauchen, als sie noch an nichts Anderes dachte, als mir Alles so behaglich als möglich einzurichten

und nun habe ich, unglücklicher Mann, statt einer Hausfrau, deren höchster Stolz ihr musterhaftes Hauswesen ist, einen leibhaftigen Blaustrumpf. Die Sache kam so. Ein Sproßling einer alten Staatsdienersfamilie wurde ich nach nothdürftig bestandnem ersten Examen sofort als wirklicher überzähliger Secretair bei einem Collegium in Schwerin angestellt und erhielt auf meine klägliche und bewegliche Eingabe im vorigen Jahre wiederum eine Zulage von 150 Rthln. Man wendet in solcher Eingabe die uralte Tradition der Schweriner Bureaucratie, daß das Leben in Schwerin und merkwürdiger Weise besonders für die Angestellten beispieellos theuer sei, auf seine besondere Lage an und fährt hiemit so lange fort, bis Wirkung erfolgt. Sobald mir nun jene Zulage bewilligt worden war, fing meine Frau urplötzlich eine neue Art von Tischgesprächen an. Sie sei noch nie aus Mecklenburg heraus gewesen; sie habe von ihrem Leben eigentlich gar nichts; man reise jetzt so wohlfeil und bequem; Die und Die und Die habe auch mit ihrem Mann eine Vergnügungsreise gemacht, kurz: nur Reisen sei Leben und sie müsse vor ihrem seligen Ende zum wenigsten Dresden und die sächsische Schweiz sehen. Das gab mir einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, da ich allein eine Rheinreise machen wollte; ich machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel und änderte nur die Reise nach der sächsischen Schweiz und Dresden in eine Reise nach dem lieblichen Rügen, wohin vor der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe die

meßenburgischen Naturbewunderer so fleißig zu wallfahrten
 pflegten. Frau Gemahlin machte freilich die gewagtesten Ma-
 növer, um doch nach ihrem Dresden mit seiner Schweiz zu
 gelangen. Diese Reise, eiferte sie, sei das Minimum einer
 anständigen, redenswerthen Reise und eigentlich gehöre Prag
 und Karlsbad noch nothwendig zu derselben; nach Rügen lie-
 fen wohl noch in den Hundstagen ein paar Turner, aber sie
 wolte lieber zu Hause bleiben, als in den Thee's gestehen zu
 müssen, sie habe ein so unmodernes Reiseziel gehabt. Ich
 blieb aber diesmal fest und schrieb sofort an einen lieben al-
 ten Freund, dem Pfarrer und Alterthümer eines Rügenischen
 Dorfes, dem ich bei dieser Gelegenheit einen Besuch machen
 wollte. Meine Frau ergab sich denn auch klüglich in das
 Unvermeidliche und die Rugianische Familienreise ging vor
 sich. Vorher hatte sie alle Reisebeschreibungen und Fremden-
 führer, die sich nur über Rügen aufstreifen ließen, durchstu-
 dirt und auf der Reise selbst benutzte sie jeden Augenblick,
 wo es nichts zu sehen gab und ich in den Wirthsstuben ganz
 gemächlich über die Schwedenzeit und die Stralsund-Berliner
 Eisenbahn, über pommersche Gänse und pommersche Fräulein,
 über den Fürsten Putbus und seine Ritterakademie plauderte,
 um ihre Anschauungen und Erlebnisse gewissenhaft zu buchen.
 Ich ließ mir dies gern gefallen, denn eine hübsche, lebhafte
 Frau auch ohne mehr als landübliche Kofetterie wird in ei-
 nem Gasthause ihrem Ehemann nur zu oft Anlaß zu eifer-
 süchtiger Aufregung geben. Ich Armer hatte aber die Folgen

dieses Notizensammeln nicht bedacht. Sobald wir nur in unserer Häuslichkeit ordentlich wieder Posto gefaßt hatten, ging die Ausarbeitung der Reisenotizen zu einer lesbaren Reisebeschreibung vor sich und dies Leiden dauert noch ununterbrochen fort, denn meine anfängliche Hoffnung, daß die Gute der Sache bald überdrüssig werden würde, ist durch ihre abscheulichen Freundinnen, welche die Reisebeschreibung „göttlich, wunderherrlich, delicias“ finden, längst zu Wasser geworden. Wie will das noch werden, wenn erst alle unsere Eisenbahnen fertig sind! Meine einzige Hoffnung ist noch, daß man dann durch eine Ordonnanz allen fürstlichen Dienern das Reisen in Vergnügungsgeschäften bei willkürlicher Strafe verbietet.

Bei so bewandten Umständen war von der lieben Frau nichts zu hoffen und ich entschloß mich also zu dem, was ich gleich hätte thun sollen und schlankweg zu sagen: Wir kehren jetzt endlich wieder zu dem kleinen Gerold zurück. Ja, kommt nur mit zu ihm und laßt euch an dem kleinen Prachtmenschen. Der Knabe war an Geist und Körper eine so urkräftige Natur, daß ihm selbst die Affenliebe der gnädigen Mama und die Schmeicheleien der Domestiken nichts anhaben konnten. Für sein helles Kindesauge waren alle Menschen durchsichtig und er sah in leibhaftigen Gestalten alle die Männchen und Capriolen, die ihre Thorheiten und Schlichkeiten machten. Kinder haben oft diese Gabe und starren ihren Mann so lange unverwandt an, bis sie aus ihm flug

geworden sind oder schauen drein, als wenn die Erwachsenen eigends zu ihrem Amusement eine Komödie aufführen. Wir sehen freilich nichts Unnatürliches mehr darin, wenn sich ein paar sogenannte Freundinnen küssen und herzen, welche sich aus Herzens Grund hassen, oder wenn man einem verächtlichen Menschen eine devote Verbeugung macht, oder wenn eine alte Kofette ihre Gimpel exerciren läßt, — aber das Kind mit dem noch unbefleckten, reinen Sinn, mit dem noch nicht durch schmutzige Leidenschaften getrübbten Blick sieht noch vollkommen die Unnatur und Lächerlichkeit unseres guten Tons, die Verschrobenheit unserer Manieren und conventiöuellen Formen und plagt dann mit seinen oft wie Drakel klingenden naiven Bemerkungen heraus. Man schickt sie dann als unartig und unverschämt hinweg, fühlt aber dabei recht wohl die Wahrheit des Sprichworts, daß Kinder und Narren die Wahrheit reden. Darum können Menschen, in deren Innern es schlecht aussieht, den auf sie gehefteten Kindesblick nicht ertragen. So ein Knabe war unser Gerold. Man fürchtete seine Naivetäten und doch war er mit seinem liebesfunkelnden Auge der allgemeine Liebling; die gnädige Mama jedoch, die sich keine Mühe verdrießen ließ, um ihm all den Hochmuth seines Standes einzupumpfen, verzweifelte freilich immer mehr daran, daß ein Edelmann nach ihrem Sinne aus ihm werde. Sie hatte dies selbst verschuldet. Hätte sie dem Knaben gar nicht von edler, besserer Geburt und reinem Blut und dergleichen Unbegreiflichkeiten gesprochen,

so wäre er wahrscheinlich unbewußt in die Vorurtheile seines Standes hineingewachsen, aber die crassen Abgeschmacktheiten, die sie ihm einzutrichtern suchte, mußten bei einem Knaben wie Gerold das gerade Gegentheil bewirken: er entwuchs dem Adel auf das vollständigste. Am Schlusse ihrer Vorlesungen rief dann Gerold wohl: Ach, Mama, ich hätte Dich noch mal so lieb, wenn Du keine Edel dame wärst; denn sieh', ich mag die anderen Leute weit lieber und seitdem ich gehört habe, daß die meisten Sachsenberger sich einbilden, sie wären Könige oder Heilige oder gar unser Herr Christus selbst, obgleich sie ganz gewöhnliche Menschen sind, seitdem kommen mir die Adligen ganz sonderbar vor. Und dann lief der Knabe ins Feld und trug dem kleinen flachshaarigen Mädchen, welches dem Vater-Tagelöhner das Essen nachbringen mußte, den Henkeltopf, oder suchte sich seinen einzigen Freund, den alten Schäferknecht auf, und sie setzten sich unter die Eichen des alten Hünengrabes und der Schäferknecht erzählte ihm seine prächtigen alten Märchen und Sagen, und Gerold schauerte vor Lust zusammen und sah all die Geschichten lebhaftig hervortreten, wie auf einem alten Altargemälde auf Goldgrund. Er kehrte dann erst am späten Nachmittage mit seinem Freunde zurück; und wenn er dann durchglüht von der freien Lust des schönen Sonntags und von den Gebilden, die er mit seinem inneren Auge geschaut, sich an die Mutter schmiegte, so siegte auch in ihr das reinmenschliche Gefühl und sie konnte ihn nicht darüber

schelten, daß er schon wieder den ganzen Tag bei Johann Zochen gewesen, sondern mußte ihn herzen und küssen, bis er von Bonne ermüdet, dem Schlaf in die Arme sank. Nur Tante Witba ging ihm über Johann Zochen. War sie in Lütten-Klein, so wich der Knabe nicht von ihrer Seite, denn nur durch sie fühlte er sich ganz befriedigt und er starrte sie daher auch nie an wie ein Räthsel, da Alles, was sie that, ihm schien, als dürfe es gerade nur so und nicht anders sein; überglucklich war er aber, wenn Tante Witba mit ihm zu Johann Zochen ging und sich auch von demselben Geschichten erzählen ließ. Aber diese ehrfurchtsvolle Liebe des Knaben zu Roswithen weckte die Eifersucht der Kammerherrin und sie suchte seitdem derselben den Aufenthalt zu Lütten-Klein auf alle Weise zu verleiden.

Der Knabe war so seine sieben Jahr alt geworden und es wurde ihm nun in der Person des Candidaten Dunkelmann ein Hofmeister bestellt. Der Vater des Candidaten war ein in Rosstock wohnhafter armer Weber und wie viele seines Zeichens ein arger Frömmel und Heuchler. Der schwächliche, scheue Knabe, bei dem die Mutter immer auf die Würmer los docterte, sollte nach dem Plane des Vaters studiren, d. h. einmal Pastor werden. Dieser Plan schien bei der Mittellosigkeit des Webers sehr abenteuerlich, war aber nichts desto weniger wohl durchdacht, da die Frömmel aller Orten zusammenhalten wie die Kletten und unser Weber eines ganz besondern Ansehens unter ihnen genoß. Der

Knabe kam den Absichten des Vaters auf halbem Wege entgegen. Verhöhnt und verspottet von den anderen Knaben, wegen der ihm mangelnden körperlichen Rüstigkeit, wandte sich seine brennende Ehrsucht dem „Lernen“ zu; die Lehrer lobten bald den fleißigen, stillen, bescheidenen Schüler, aber seine Mitschüler waren auch schnell fertig mit dem Urtheile: Der Junge taue nichts und sei durch und durch wurmstichig. Und er taugte wirklich nichts und war sich auch vollkommen dessen bewußt, daß er nichts taue und da er zu feig war, um einen offenen Krieg gegen die Gesellschaft zu führen, so nahm er die Maske der Heuchelei vor. Den Scheinheiligen meisterhaft zu spielen, Alle, die in ihm einen sittenreinen, frommen Jüngling sahen, am Narrenseil zu haben, das war fortan sein größter Genuß. Nicht die Bewunderung der Menschen kitzelte ihn so, denn er verachtete das ganze Geschlecht auf das Gründlichste, sondern dies, daß sie sich so von ihm foppen und beherrschen ließen: es war dies ein Kitzel gleich dem, wie ihn die Giftnissherin empfindet, wenn sie durch ihr zerstörendes Mittel wie ein böser Dämon die heiligsten Bande zerreißt. Es konnte ihm nicht an Gönnern und Beschüzern fehlen. Er studirte zuerst in Rostock, wo man schon dahin gekommen ist, daß man in öffentlichen Blättern gläubige Ammen und christliche Hausknechte sucht, und darauf, an mehrere ältliche Damen warm empfohlen, in Berlin. Eben von der Universität zurückgekehrt wurde er nun, von einem vielgeltenden pietistischen Geistlichen als ein

junger Gottesgelehrte von wahrhaft christlicher Frömmigkeit ausgepriesen, Hofmeister unseres Gerold.

Gerold betrachtete ihn indessen bloß als Lehrer und keinesweges als Erzieher und Dunkelmann stand auch nach einigen mißlungenen Versuchen, den Knaben zu verziehen, gänzlich von diesem Vorhaben ab, denn er fühlte, daß diese Natur weder zu verderben noch zu beherrschen war. Die Kammerherrin dagegen wurde eine große Bewunderin Dunkelmann's, wie denn pfäffische und aristokratische Tendenzen sich von je an gesucht und verstanden haben. Ihn als Lütten-Kleiner Pastor zu sehen, war von jetzt an eins ihrer Lieblingsprojecte. Der jetzige Pastor, behauptete sie, sei ein gefährlicher Mann und bei dem demokratischen Grundton seiner Predigten nehme die Ergebenheit der Leute gegen die Gütsherrschaft immer mehr ab. Neulich noch habe er, der von jeher ungehöriger Weise das Landvolk von der Kanzel herab über seine Verhältnisse zu belehren gesucht, nach Anleitung der Textworte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, in einer Predigt gesagt: Dieser Bibelspruch, meine andächtigen Zuhörer, geht die meisten von Euch gar nicht, oder doch nur in so fern an, als Ihr dem Fürsten und dem Vaterlande als Soldaten dienen müßt; denn Euer näherer und beziehungsweise mächtigerer Herr ist der Gutsheer als Erheber der von Euch zu zahlenden Steuern, als Patron Eurer Kirche, als Inhaber der Polizei- und Gerichtsgewalt, unter der Ihr steht, und als Eigenthümer des Grundes und

Bodens, auf welchem Ihr wohnt. Für Euch muß jener Spruch daher heißen: Gebet dem Gutsherrn, was des Gutsherrn ist — und hiezu ermahne ich Euch denn hiedurch, bis auch für unser Land die Zeit kommen wird, wo Ihr keinen anderen weltlichen Herrn habt als den Fürsten des Landes und wo der Besitz nicht mehr jene hochwichtigen Aemter gibt, sondern die Gemeinde die Männer wählt, welche sie bekleiden sollen. Bei diesen grundverderblichen Lehren, fuhr die Kammerherrin fort, erhob ich mich sogleich und verließ die Kirche mit möglichst vielem Geräusch, aber der Pastor hatte noch die Impertinenz, die ganze Zeit über, welche ich dazu gebrauchte, mit seinem Vortrage inne zu halten.

Aber ein Pastor ist so leicht nicht zu vertreiben und dazu sah der unsrige ganz so aus, als wenn er sich fest vorgenommen habe, vor seinem Tode noch sein Amtssubläum, dieses große Fest der Anciennetät, zu feiern. Leichteres Spiel hatte man mit dem Schulmeister, der unseren beiden Verbündeten ebenfalls nicht fromm und gläubig genug war. Dieser Mensch, ein aus Rütten-Klein gebürtiger Schneidergesell, der längere Zeit in der Schweiz und in Frankreich gearbeitet und ungeachtet seines nicht geringen Schneidertalents in Folge unseres Heimathsrechts, jenes unseligen Rechts mit dem schönen Namen, in keiner Stadt und in keinem Dorfe des Landes sich hatte niederlassen dürfen, war erst vor Kurzem von der Kammerherrin selbst, der er zu schmeicheln gewußt und der er in seiner Noth gelobt hatte, alle

ihre Intentionen mit der Dorfsjugend in Ausführung zu bringen, angestellt worden. Er glaubte aber, nachdem er nun wirklich als Schulmeister eingeführt worden, ein selbstständiges Amt zu bekleiden und die Schulkinder nach seinem eigenen besten Wissen unterweisen und erziehen zu dürfen. Da kam aber das arme Dorfschulmeisterlein schön an. Wir haben nämlich eine Verordnung vom Jahre 1821, welche das Schulwesen im Ritterschäftlichen regulirt und die, wenn sie befolgt wird, den Schulmeistern, die daneben ein bißchen schneiden und schustern, allerdings ein nothdürftiges Auskommen gewährt. Aber trotz dem, daß die Prediger regelmäßig über die Einkünfte der Schulmeister berichten sollen und der Regierungsfiscal dieserhalb gemessene Instructionen hat, geben viele Ritter ihren Schulmeistern keineswegs das vom Gesetz bestimmte Einkommen. Der Prediger und der Fiscal sind hieran nicht schuld: Der Grund liegt vielmehr ganz einfach und allein in der Bestimmung jenes Gesetzes, nach welcher der Ritter seinem Schulmeister beliebig kündigen kann. Will nun der Schulmeister nicht gekündigt sein (und das darf er nicht riskiren, denn wo soll er hin bei der Abgesperrtheit unserer Commünen?) so muß er sich von dem Gutsherrn Alles gefallen lassen und muß den Prediger, der verordnungsmäßig von dem zu niedrigen Einkommen Anzeige machen will, nur bitten, dies nicht zu thun, wenn er ihn nicht unglücklich machen wolle, denn wenn der Fiscal den Gutsherrn zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anhalte,

so würde sicher er zum nächsten Gallen gekündigt werden. Bei solchem Gesetz, welches dem Schulmeister gar keine Garantie giebt, konnte denn freilich die Kammerherrin den ihrigen bald los werden und einen andern von Dunkelmann empfohlenen berufen.

Man machte nun einen förmlichen Man zur Wiederherstellung der früheren Ergebenheit des Landvolks. Die Kammerherrin ging davon aus: Die Leibeigenschaft sei zwar durch das Gesetz für aufgehoben erklärt, aber diese Aufhebung stehe nach dem Urtheile aller Sachkundigen im offenen Widerspruch mit dem sonstigen ungeschmälerten Bestande der Gutsherrlichkeit und habe daher die factischen Verhältnisse der Leute namentlich auf denjenigen alten Edelhöfen, die nie in den Händen von Pächtern oder bürgerlichen Gutsbesitzern gewesen, wenig verändern können, denn auf solchen Höfen hätten es die Leute bekanntlich am besten, so daß auch Kündigungen auf denselben selten vorkämen. Doch wüßten die Leute durch jenes Gesetz nun einmal, daß sie ein Kündigungsrecht hätten und wenn man dazu die Wirkung der Irrlehren des Pastors bedenke, so könne man sich nicht verhehlen, daß die gute alte Zeit auch in dieser Hinsicht vorüber sei. Wenn also das Recht nicht mehr den Tagelöhner an den früheren Leihherrn fette, so müsse der Adel ihn jetzt um so mehr durch Dankbarkeit an sich zu fesseln und so ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß herzustellen suchen; es müsse unter dem Landvolk die Ansicht,

daß sie im Adligen und zwar im eigentlichen Adligen *) mit der meisten Rücksicht behandelt würden, immer allgemeiner werden, und dies werde der Adel bei einiger Herablassung leicht machen können, da die Leute selbst es noch immer als abnorm ansähen, wenn ihr Herr kein Edelmann sei, auch es dem sie gut haltenden bürgerlichen Gutsbesitzer um ihre Ergebenheit nicht im gleichen Maße zu thun sei, da er sie lediglich darum gut halte, damit sie ihm viel leisteten. Sie stimme also in dieser Hinsicht nicht ganz mit ihrer intimen Freundin, der regierenden Gräfin Pfau auf Schloß Hahnenhorst überein. Diese energische Dame habe für die Begüterung ihres Gemahls ein Circular erlassen, nach welchem sie immer noch wirklich Leibeigene zu haben glaube und in welchem mehrfache Strafbestimmungen für die Austretenden enthalten seien. Doch sei sie, die Kammerherrin, durch die in jenem Circular enthaltene Bestimmung wegen der mecklenburger Käppel auf die Idee einer allgemeinen Kleiderordnung für die Leute gekommen, zu welcher es, da der Rattun und die Wollenzzeuge der Tuchmacher das kleidsame und haltbare

*) Der gemeine Mann theilt mit unserem älteren staatsrechtlichen Sprachgebrauch aus der Zeit, wo noch fast alle ritterschaftlichen Güter in den Händen des Adels waren, das gesammte platte Land ein in das Fürstliche (Domanium) und in das Adlige (die ritterschaftlichen Besitzungen). Das eigentliche Adlige der Kammerherrin sind denn die zur Zeit noch adligen Besitzern zugehörigen ritterschaftlichen Güter.

fogenannte eigengemachte Zeug immer mehr verdrängten, nur noch eben Zeit sein dürfte.

Zunächst beschloß nun unser Paar, allenthalben bei Kranken und in Sterbefällen bei den Angehörigen Besuche zu machen, bei welcher Gelegenheit denn Dunkelmann durch geistlichen Zuspruch und die Kammerherrin resp. durch Kräftsuppen und durch einen Zuschuß zu den Beerdigungskosten wirken sollte; bei Kündbetherinnen sollte aber die Kammerherrin allein agiren und bei vorstehenden Hochzeiten sollten die Verlobten vor ihr erscheinen und nach Anhörung eines leitenden Artikels über den Ehestand reichlich beschenkt werden. Daß für dies Alles die Leute von Dunkelmann befehligt wurden, die Familienfeste der Herrschaft aus freien Stücken durch Gratulationen und Eichenlaub zu verherrlichen, versteht sich von selbst; für das Neujahrsfest führte er eine vom Schulmeister zu überreichende Glückwünschungsadresse ein, welche von möglichst vielen Vollblut'schen Hinterlassen unterschrieben oder unterkreuzt sein mußte; dazu errichtete er eine Schillingsscollekte für die Heidenmission und vertheilte Tractätchen. So gelang es beiden, der Gegenstand größter Verehrung für die Lütten-Kleiner zu werden, denn die Lütten-Kleiner sind gute Leute, aber schlechte Menschenkenner; nur Johann Zochen, der alte Schäferknecht, brummte wohl in den Bart: Dei gnädig Fru is ein ollen Pageluhn und dei Randat is ein Schliffe.

Schon wieder haben wir unsern Gerold verlassen. Aber was läßt sich auch viel sagen von einem solchen Normal-

menschen, der sich naturgemäß aus sich selbst entwickelt. Denn erzogen wurde der Knabe, der mehr Selbstständigkeit und mehr Charakter hatte als irgend Einer aus seiner ganzen Umgebung, eigentlich gar nicht und diese täppischen Versuche, die Umrisse seines Wesens zu verwischen, und aus ihm einen ganz gewöhnlichen Menschen zu machen, blieben ihm also glücklicher Weise ganz fern. —

Nehmen die Leser aber auch noch ferner Antheil an unserm Helden, so wollen wir ihn im nächsten Jahrgange in Liebe fallen und nachdem er diesen großen Entwicklungsproceß glücklich überstanden hat, die Adelskette zerbrechen lassen.

Nachschrift des Verfassers an den Herausgeber.

Mein Herr! Ich stelle diese Fortsetzung meines Gerold nur unter der Bedingung zu Ihrer Disposition, daß Sie diesem „Nachwerke“ nicht wieder eine üble Nachrede beilegen. Da Ihre Nachschrift zum Gerold im vorigen Jahrgange einen so herben Tadel enthielt, daß Alle, welche das literarische Handwerk kennen, dieselbe für eine Selbstkritik gehalten haben, indem Keiner es glaublich fand, daß Sie einen Ihrer Mitarbeiter durch eine so scharfe Kritik zurückschossen würden, so muß ich Sie noch in unser beider Interesse ersuchen, hierunter zu erklären: wie nicht Sie, sondern ein Ihnen Unbekannter mit dem Kriegsnamen Franz Bürgerpact der Verfasser dieses Genrebildes sei. *)

*) Geschieht biedurch mit ganz besonderem Vergnügen. †)

Der Herausgeber.

†) Man sieht hieraus, wie unzuverlässig solche Erklärungen sind.

A. v. Seßers.

Die mecklenburg-schwerinschen Domänialforsten.

Der Oberlandforstmeister von Bülow zu Schwerin theilte der Doberaner Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe vom Jahre 1841 mehrere Notizen über den Titelgegenstand mit, welche wir hier mit dem Wunsche, „daß dieses Beispiel statistischer Aufrichtigkeit recht viele Nachfolger finden möge,“ folgen lassen und hin und wieder mit einigen Anmerkungen begleiten wollen.

Die großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Domänenwaldungen stehen unter Direction des aus einem Präsidenten, Director, Oberlandforstmeister, 4 Kammer- und 2 Forsträthen zusammengesetzten *) Kammer- und Forstcollegium. Verwaltet werden sie durch 22 Forstinspectionsbeamte **) mit

*) Auch der Oberbaurath Bünsch gehört jetzt mit zum Forstcollegium.

**) Es wird von Sachverständigen behauptet, daß die Mittelbehörde, welche die Forstinspectionsbeamten zwischen dem Forstcollegium und den Förstern bilden, füglich ganz fehlen könnte — erspart würde wenigstens dadurch ein Erkleckliches.

dem resp. Titel: Oberforstmeister, Forstinspector und Oberförster *), unter welchen wiederum 73 Förster, 9 Unterförster, 51 Holzwärter, 58 Holzbögte und 5 Stationsjäger stehen. Die Totalgröße der zur forstlichen Benützung überlassenen Domaniel-Waldfläche beträgt 51,795,076 Quadratruthen mecklenburgisch **) = 439,776 preuß. Morgen.

Davon ist bestanden Holzboden:

a) mit Eichen	3,635,611 D. R.
b) mit Buchen	9,309,594 „ „
c) mit Nadelholz	22,562,330 „ „
d) mit Weichholz	8,795,238 „ „
Summa	44,302,773 D. R.

*) Die Oberförster als solche sind jetzt ausgestorben und wir haben dermalen nur Oberforstmeister, — so heißen nämlich unsere adligen Forstinspectionsbeamte, und Forstmeister, — so heißen die bürgerlichen Forstinspectionsbeamte, welche vorher Oberförster titulirt wurden. Wenn die bürgerlichen Herren den Titel Oberförster nicht mehr aushalten konnten, so hätten sie wenigstens auf eine völlige Titelgleichheit mit den adligen bestehen sollen, welche Titelgleichheit allerdings alle möglichen Gründe für sich hat.

**) Die mecklenburgische Ruthe ist größer als die rheinländische und verhält sich zu derselben wie 55 zu 68; unsere Meile hat 25,885 Fuß oder 1618 Rutben, so daß also eine mecklenburgische Quadratmeile 2,617,924 Quadratruthen enthält.

Im Jahrgange 18³⁸/₃₉ lieferten obige Bestände einen Ertrag von

a) Eichenholz	984,421	Kubiffuß	mecklenbg.
b) Buchenholz	3,384,049	"	"
c) Nadelholz	3,331,347	"	"
d) Weichholz	1,384,162	"	"

Summa 9,083,979 Kubiffuß mecklenbg.

und 100 Quadratruthen

Eichenbestände	=	27,08	Kubiffuß	mecklenbg.
Buchen	=	36,35	"	"
Nadelholz	=	14,76	"	"
Weichholz	=	15,74	"	"

und war der Durchschnittsertrag auf 100 Quadratruthen an Holzmasse 20,50 Kubiffuß mecklenburgisch.

I. Haupt- und Nebennutzungen, wofür keine Zahlung geleistet.

A. Hauptnutzung.

	Eichen Kubiffuß	Buchen Kubiffuß	Nadelholz Kubiffuß	Weichholz Kubiffuß
a) Bau-, Nutz-, Pfahl- u. Befriedigungsh.	209,763	10,369	1,045,185	127,087
b) Brennholz	383,668	1,835,782	1,411,568	748,563
Summa	593,431	1,846,151	2,456,753	875,650

Summa Summarum der unentgeltlich abgegebenen Holzmasse 5,771,985 Kubiffuß zum Geldwerth von 321,235 Rthlr. N.²/₃

B. Nebennutzungen.

1) Torfabgang:

43,175 mille Soden Bagger- und Formtorf.

119,383 " " Stechtorf.

Summa 162,558 mille Soden zum Geldwerth von 53,566 Rthlr. N.²/₃

2) Geldwerth der sonstigen Waldnebennutzungen incl. vom Wilde 3,423 " "

Geldwerth aller Nebennutzungen 56,989 Rthlr. N.²/₃

Totalsumme des Geldwerths aller unentgeltlich abgegebenen Haupt- und Nebennutzungen

378,224 Rthlr. N.²/₃

II. Haupt- und Nebennutzungen, wofür Baarzahlungen geleistet, und sonstige Einnahmen.

A. Hauptnutzungen.

a) Eichenholzabgaben incl. Lohe 435,474 Rbfsf.

b) Buchen 1,757,407 "

c) Nadelholz 1,433,590 "

d) Weichholz 557,090 "

Summa 4,183,561 Rbfsf.

und Geldaufkunft 110,196 Rthlr. N.²/₃

B. Nebennutzungen und Einnahmen aus solchen.

1) für Lohse	7,895	Rthlr.	R. $\frac{2}{3}$
2) für verkaufte Kohlen	523	=	=
3) aus Theerschwelereien	444	=	=
4) für verkauften Torf und zwar für 12,163 mille Soden Bagger- und Formtorf 19,270 " " Stechtorf			
31,433 mille Soden	12,827	=	=
5) an Forstbruchgeldern	2,547	=	=
6) an Mastgeldern	655	=	=
7) aus Acker, Wiesen, Weide, Rohr und Streu	20,376	=	=
8) für Walsfämereien	3,864	=	=
9) an Insgemein	333	=	=
10) an Extraordinariis	2,454	=	=
	51,918	Rthlr.	R. $\frac{2}{3}$

Totalsumme der Geldeaufkunft aus gesammten Haupt-
und Nebennutzungen 162,114 Rthlr. R. $\frac{2}{3}$

Totalsumme des Geldwerths gesammter unentgeltlichen
und baaren Nutzungen, incl. Jagden 540,338 Rthlr. R. $\frac{2}{3}$

III. Die baaren Ausgaben bei der Forstverwaltung be-
trugen im Jahrgange von 18 $\frac{2}{3}$ 5:

1) an Besoldungen, Diäten, Fourage- geldern	63,343	Rthlr.	N. ³ / ₄
2) an Bau- und Reparaturkosten der Forstgebäude	10,128	„	„
3) an Hau- und Sägerlohn, Köhlerei und Torfbereitkosten	18,128	„	„
4) für Forstculturen	22,832	„	„
5) Vergütung für abgetretene Länd- ereien, Weide und aufgehobene Servituten	943	„	„
6) an Postporto und Botenlohn . . .	1,354	„	„
7) an Insgemein	1,119	„	„
8) an Extraordinariis	1,185	„	„

Summa der baaren Ausgaben 119,032 Rthlr. N.³/₄

Nach Abzug dieser baaren Ausgabe von der Total-
summe des Geldwerths des unentgeltlichen Abgangs und des
gegen Bezahlung ercl. Jagden, stellt sich der Netto-Ertrag*)
auf 421,306 Rthlr. N.³/₄

*) Zieht man aber von der Totalsumme der Gelbaufkauf die
Summe der baaren Ausgaben ab, so fließen oder flossen viel-
mehr im Jahre 1838 aus unserer Forst- und Jagdverwaltung
nur 42,102 Rthlr. baar Geld in die Staatscasse; dies ist aller-
dings wenig genug; da man jedoch mit den Forstculturen fleißig
forstfährt, auch nach und nach alles Deputatholz der Staats-
diener und der Kammerpächter einzuziehen will, so ist allerdings
eine allmählig steigende Einnahme aus unseren Forsten zu hoffen.

Resultate der Jagden.

Geldwerth des unentgeltlichen Abgangs an Wild	2,931 Rthlr. R.
Für verkauftes Wild und verpachtete Jagden kamen auf	5,531 „ „
in Summa	8,462 Rthlr. R.
An Jagdkosten, Fang- und Schießgeld wurden verausgabt	6,511 „ „
daher Totalertrag der Jagden	1,951 Rthlr. R.

Der Redacteur des amtlichen Berichts über die Dobraner Versammlung der Land- und Forstwirthe, der früher in Mecklenburg wohnhafte, jetzige Oekonomierath von Pengerke zu Braunschweig, fügt diesen Notizen Nachstehendes hinzu:

Die Domaniafwaldungen nehmen ungefähr 0,7, die Waldungen der Ritterschaft, Städte, Klöster und milden Stiftungen 0,3 der gesammten Waldfläche ein. Der siebente Theil der Landesfläche mag Wald sein. Der Dorf, die geringe Bevölkerung und die geringere Menge holzverzehrender Gewerbe machen die beschränkte Ausdehnung der Waldfläche weniger fühlbar; doch ist mitunter die Holznoth sehr groß und nöthigt z. B. der Holzmangel in der Gegend von Dobran zu starker Bewachung des aufgeschichteten Holzes und zur möglichst schnellen Abfuhr. — Mecklenburg hatte einen großen Reichthum von Eichen, theils in seinen Buchenwal-

dungen, welche sich im Uebergange von der Plänterwirthschaft zu einem schlagweisen Betriebe befinden, theils in reinen Beständen; es besitz noch jetzt ziemliche Vorräthe schönen Schiffsbauholzes. Die Nachsicht, mit welcher der Staat die nicht seltenen Ueberhiebe auf den adligen Gütern und selbst dort vorkommende Walddevastationen geschehen läßt, hat in der neueren Zeit diese Vorräthe in den Privatwäldungen sehr vermindert und in den letzten Jahren die Preise des Eichenstammholzes und der Eichenborke herabgedrückt.

Die Feier des Geburtstages der regierenden Frau Gräfin, wie sie am 29. und 30. Mai 1842 in der Begüterung vor sich ging.

Erster Tag.

Motto:

Lustig leben die Rosafen.

Eines schönen Morgens, es war am 29. Mai 1842, sah ich vor dem Hause eines Freundes einen Wagen halten, den dieser mein Freund mit einem andern Freunde, der uns beiden gehörte, eben besteigen wollte. Wohin? frag' ich. Nach S., ist die Antwort. Was habt ihr denn dort zu thun? — Oh, schreiet mein lebhafter Freund Fischer: Geburtstag — venetianische Regatta — Bucentaur — kleine Engel — Warena'sche Fischerknechte — Kanonen — Fischerstechen — Bier und Branntwein — Volk — Gräfin K. — Bratwurst!

Daraus werde ich nicht klug, sag' ich; lieber Meier *), sage Du mir, was es eigentlich giebt. Ich bin auch nicht

*) Die beiden Freunde heißen jedoch eigentlich mit dem ersten Buchstaben nicht Meier und Fischer, sondern anders.

flug daraus geworden, sagt Meier, nur so viel weiß ich, daß ich einen Brief gelesen habe, so eine Art Programm, worin von vielen Festlichkeiten die Rede war, von denen ich bei uns zu Lande noch nimmer gehört; zuletzt aber stand in dem Briefe ein Passus, den habe ich verstanden, denn er lautete sehr populär: „In den Ufern des Sees sollen Feuer angemacht werden; an diese soll sich das Volk lagern, soll daselbst mit Bier und Branntwein, Kartoffeln und Wurst tractirt werden und soll Hurrah! rufen und soll dieses Hurrahens kein Ende sein!“

Das Alles war zu verlockend; ich sprang auf den Wagen und wir fuhren nach S. Das erste, was mir allda vor Augen kam, war eine schöne, laubumwundene Ehrenpforte. Oben auf der Spitze derselben prangte die Grafenkrone und unter derselben der Namenszug der Gräfin A. H. Ich wollte eben die Pforte passiren, da gewahrte ich eine schwarzleibige und schwarzbeinige hagere Gestalt, in der Hand eine Papierrolle haltend, und in großer Unruhe unter der Ehrenpforte hin und her laufend. Ach Gott, dacht' ich, das ist auch wieder so ein armer Schulmeister aus der Begüterung, der eine Bittschrift anbringen will. Mit diesen mitleidigen Gefühlen schreite ich weiter; aber plötzlich hält mir der Schwarze die Papierrolle unter die Nase. Lieber Freund, sage ich, Sie irren mit Ihrer Bittschrift, ich bin keine hohe Herrschaft, ich bin Volk; und dabei schwebte mir so ein dunkles, aber hoffnungsreiches Bild von Bier und Branntwein,

Kartoffeln und Wurst vor. — „Was Bittschrift, was Volk, sprudelte mich das Kerlchen an, ich bin der Capellmeister R. und soll darauf sehen, daß kein ungeweihter Fuß den Boden unter der Ehrempforte betritt, bevor er nicht Die getragen, deren Strahlen bald hinter jenen Fichten aufgehen werden; Leute, wie Sie, gehen durch die kleine Pforte hier nebenan.“ Während ich mich nun zum Gehen durch die Nebenehrempforte umwandte, erschaute ich in geringer Entfernung einige grüne Leute mit gelben Blechinstrumenten unter dem Arm, welche mich lebhaft an Spinat mit Eiern erinnerten. — „Wer sind diese?“ frag’ ich. — Wenn sie roth und weiße Jacken tragen, sagt Fischer, sind sie Stallknechte; sehen sie aber grün aus, dann sind sie Capelle. — Das ist ein sonderbarer praktischer Dualismus, der hier herrscht, dachte ich; der Capellmeister ist zugleich Portier und die Stallknechte Capelle! — Doch wir zogen ein durch die enge Pforte in das Paradies hochgräflicher Lustbarkeiten.

Hinter der Ehrempforte standen ungefähr 20—30 kleine bunte Kinder, angethan mit rothen, blauen, gelben und gestreiften Jäckchen und weißen Pumphöschen; alle aber hatten rothe Schlafmügen auf, und sahen justement aus, wie die bunten Papierschnitzel, die ich als Knabe an den Schweif meines Drachen zu binden pflegte; der Capellmeister aber war der Drachen. — Ich bitte Dich lieber Fischer, sag’ ich, wie kann man so kleinen Kindern schon Schlafmügen aufsetzen; was sollen sie denn im Alter tragen? — Dieses sind keine

gewöhnliche Schlafmützen, sagt Fischer belehrenden Tones, sondern phrygische, wie sie zu Neapel und Ischia getragen werden; auch sind dies keine Tagelöhnerfinder aus der Begüterung, sondern wirkliche kleine Fischerfinder aus Castellamare und Sorrent, die sich die Mühe gemacht haben, erpreß hierher zu kommen, um etwas zu fangen und zwar sind's Männlein und Fräulein. — Du scherzst, sag' ich; das letztere wenigstens kann ich nicht glauben, denn Jungen sind's doch gewiß alle. — Du wirst's gleich sehen, sagt Fischer, und geht an das bunte Gewimmel hinan. „Guten Tag Kinder,“ ruft er, und siehe da! ich hatte recht: die Hälfte der armen Kleinen nahm die Schlafmützen ab und die andre Hälfte machte einen tiefen Knir, ganz ihrer Beinkleider ver-gessend.

Wir befanden uns jetzt in einer breiten Fichtenallee, die an den Strand des schönunferten Sees hinabführte. Schon früher war ich in S. gewesen, hatte aber nie so einen Baumgang bemerkt. Um mich zu orientiren, wandte ich mich an einen Tagelöhner, der in seinem „Sündagnamiddagschen“ und auf seinem Handstocke gestützt, das Ganze mit einem vertenfelt nachdenkenden Blicke ansah. — Mein Lieber! ist diese Allee schon immer hier gewesen? — O, wat woll's, Herr, hier stünnen süs schöne Plummendörn; dei hebb'en's äwa aßhau't un uns dei ollen Fichten ahn Wötteln inplant; so'n Herrschaften hebb'en mennigmal sönn Infäll! — Nehm er sich in Acht, sag' ich, was er da sagt ist ja Rebellion. —

Bestürzt stottert der hochgräfliche Unterthan: Ach nehmen't dei Herr nich ävel, i dacht, sei wiren fein von dei B.schen! und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Ich aber kann nicht unterlassen, eine Anekdote hier an den Mann zu bringen, die ich sonst wohl schwerlich los werde und die freilich auch gar nicht, oder doch nur insofern hierher gehört, als sie auch in der gräflichen Begüterung passiert ist und ebenfalls Tagelöhner die handelnden Personen in derselben sind. Es ist bekannt, daß nach dem gräflichen Haupt- und Residenzgute, genannt Schloß B., ein Prediger aus der Fremde berufen ist, wahrscheinlich, weil unter den 190 des Herrn Rector Reinhard zu Boizenburg sich kein Individuum gefunden hat, welches hinlängliche christliche Frömmigkeit oder fromme Christlichkeit besitz, um der Beichtvater einer erlauchten Gräfin werden zu können. Da nun also dieser neue Prediger weit her ist und im ausländischen Dialect spricht, so hatte sich unter den gräflichen Hintersassen das Gerücht verbreitet: der Mann sei katholisch. — Ree! sagt der eine Tagelöhner zum andern, von den'n Mann lat id min Kind nich böpen! — Id ok nich, sagt der andere. — Ja, wer fällt äwe denn dauhn? fragt der erste. — Nach langem Besinnen entscheidet endlich der zweite: Ja, denn mör't dei Oberinspector dauhn!

Doch wieder zur Sache. Am Ende der Allee, am Ufer des Sees, der tief blau vor uns da lag, hing ein Gerüst an, das eine ziemliche Strecke in den See hineinragte und

so eine Art von molo vorstellen sollte; das äußerste Ende desselben war durch ein Zelt gegen die Sonnenstrahlen geschützt, und dies war der Punkt, von wo aus die Noblesse das zu erwartende Schauspiel mit ansehen sollte.

Rechts und links von obbesagtem molo aber war ein kleines Eselsfuhrwerk mit einer Cosent-Tonne in den See hineingefahren, und auf dem einen derselben stand der Schweinejunge, auf dem andern der Gänsejunge, beide in Bachusse verpuppt und brüllten Mecklenburgische Dithyramben: „Hurrah, bei Frau Gräfin soll leben!“ Ihre Verpuppung war außerordentlich einfach durch ein Shirting-Hemde und einen Weinlaub-Kranz bewerkstelligt; ihr Attribut war ein hölzerner Becher, der genau so aussah, wie das Gefäß, in das die Meierinnen die Butter einzupfunden pflegen. Bei diesem Anblick ward mir wunderbarlich melancholisch zu Muthe und ich jammerte: Ihr armen Götterjünglinge! eure Götterschaft hat heute Nachmittag schon ausgespielt; euer Becher wird sich morgen in den Dreizack verwandelt haben, nicht in den des Neptun, nein, in den des Misthofs und eure Schultern, blendend jetzt durch die Unschuldssfarbe des griechischen Shirting-Gewandes, werden in allen Regenbogenfarben spielen, wenn der Wirthschafter merkt, daß ihr die göttliche Cosent-Tonne noch nicht vergessen oder daß ihr euch nach Art der alten Heiden-Götter in ein dolee far niente einwiegen wollt.

Diese trüben Betrachtungen wurden plötzlich durch ein fläglich Gewimmer von Kinderstimmen unterbrochen. Ich

weiß nicht wie es kam, es schreckte mich der Gedanke an den Kindermord von Bethlehem auf; mich umsehend gewahrte ich den schwarzen Capellmeister, wie er gleich einem Zauberer wunderbare Kreise über die kleinen bunten Kinder schwang, die sich um ihn herumdrängten und ausfahen, wie die herauf beschworenen Geister des Trödels.

I ch.

Was weben die dort um den schwarzen Mann?

Freund Fischer.

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

I ch.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Freund Fischer.

Eine Sängerkunft.

I ch.

Sie streuen ihr Weihrauch,

Freund Fischer.

Und singen dazu.

Ja wohl! sie sangen und was sie sangen ward uns durch herungereichte, gedruckte Zettel kund. Da ich noch so einen Zettel besäße, so will ich ihr Lied dem geneigten Leser nicht vorenthalten.

E m p f a n g.

Heil Dir, Du Blüthenkranz
 Herrin im Anmuthsglanz: —
 Heil Agnes Dir!
 Fühle wie tief bewegt,
 Heut' jedes Herz sich regt:
 Wenn uns Dein Engelsbild,
 Segnend erscheint! —

Grüß Dich Gott, unser Gott!
 Segne Sie, treuer Gott!
 Bäterlich-mild. —
 Die da mit frommen Sinn,
 Ueber die Erd' weit hin!
 Freundlich den Blick uns lenkt:
 Treu Dein gedenkt. — 1c. 1c.

Raum waren die dünnen Kinderstimmen verhallt, als plötzlich eine Schaar reißiger Reiter in Form und Gestalt meßlenburgischer Gensd'armen, unter Kanonendonner und lautem Ruf auf das Volk eindrang. „Plag, Plag für die Hohen Herrschaften!“ Das Volk riß aus, die Krieger behaupteten das Feld, ganz wie bei einer Pariser Emeute. Hier galt rascher Entschluß: entweder Gänsehirt oder Schweinehirt, entweder links oder rechts; ich hielt mich rechts und schwur zur Fahne des göttlichen Saubirten. Als sich nun Alles so recht fest und mich mit einem Fuß in den See gedrängt hatte, herrschte ein stummes Schweigen der Erwartung und aus purer Devotion rief das Volk nicht ein ein-

ziges Mal Hurrah. Jetzt wäre es sonst an der Zeit gewesen, denn die Königin des Festes nahete langsamen Schritts, schwanenweiß und auch so stolz, und hinter ihr die Festordner und Festordnerinnen, hier aufmunternd winkend, dort zürnend, dann die Gäste, dann die homines minorum gentium, als da sind Kammerzosen und Lakaien und zuletzt der bunte Schweif des Drachen, die kleinen Fischerkinder, deren Aufgabe noch nicht vollständig gelöst war.

Je näher der Zug unserm Bacchus kam, desto unruhiger wurde Letzterer, und als die Gefeierte des Festes ihm gegenüber stand, brach er in ein so ungeheures Freudengebrüll aus, daß wir uns davor entsetzten und sogar sein eigener Esel den Versuch, ihn zu übertreffen, kopfschüttelnd unterlassen mußte. Darauf seinen Becher leidend, schwenkte er denselben um sein mit Weinlaub umkränztcs Haupt und rief: „Profit Schwester!“ Leider aber hatte dieser unbesonnene junge Gott die Anfangsgründe seiner Bacchuschaft schlecht studirt und eine übergroße Nagelprobe in seinem Gefäße gelassen, die nun in den Lüssen einen Halbkreis beschrieb, der bei dem weißen Gewande seiner Gebieterin begann und bei meinem weißen Strohhute endigte, uns gewissermaßen durch eine Cofent-Kette in Rapport setzend. — Tausend, sagt Fischer, das war eine feine Schmeichelei! — Nun höre mal, sag' ich, wenn Du das schmeicheln nennst, wenn man Dament Cofent auf die Kleider gießt, so ist es leicht den Angenehmen zu spielen; ich bin auch schon beschmeichelt worden,

sieh' mal meinen neuen Hut an. — Ach, wer redet denn von dem Begießen, entgegnet Fischer; diesen Theil des Actus nahm die Gnädigste, wie es mir schien, auch ziemlich ungnädig auf; ich meine die Worte „Prosit Schwester“. — Und was findest Du anders darin als Unverschämtheit? frage ich. — Lieber Freund, antwortet er, Du scheinst in der Mythologie schlecht bewandert: der alte Jupiter gebar, ich weiß nicht in welchem Jahre seiner Weltregierung, den Bacchus aus seiner Hüfte, und ferner gebar er aus seinem Hirnkasten die Sinnigste, Klügste aller Göttinnen, die Minerva, — ergo! — Nun, ergo? — Ergo, wenn Bacchus sagt: Prosit Schwester, so heißt dies für den Kenner: Prosit Göttin Minerva!

Ein hoher Adel hatte sich derweil in das für ihn bestimmte Zelt begeben, und ein verehrungswürdiges Publicum stand gassend und drängend am Ufer des Sees, als wiederholter Kanonendonner vom Land auf den See und vom See auf das Land uns das Zeichen gab, daß die Spiele ihren Anfang nahmen. Mitten auf dem See lag die Flotte von bunt bewimpelten und bunt bemannten Fahrzeugen und in ihrer Mitte das Admiral- oder Orlogschiff. Freilich Alles in Miniatur, aber doch recht nett, denn die Flotte bestand aus Rähnen, das Admiralschiff aus einem großen Holzkahn, Prahm genannt, seine Karonaden waren gepumpte Königschuß-Böller und der Admiral ein Fischermeister. Die Mann-

schaft war mit respective blauen oder rothen Jacken und weissen weiten Beinkleidern bekleidet; auch fehlten die phrygischen Schlafmützen nicht. Sie waren in zwei feindliche Parteien getheilt, von denen die Blauen die Farben der Gräfin verfolgten, die Rothen die des Grafen. Mit dem ersten Kanonenschusse begann der Kampf; paarweise ruderten die Kämpfer in edlem Wettstreit dem Ziele zu, dem Zelte nämlich, und wie einst auf dem Hippodrom zu Constantinopel der Kampf der Grünen und Blauen Hof und Volk in ängstlicher Spannung erhielt, so harrete hier Hof und Volk ängstlich der Entscheidung zwischen den Rothen und Blauen. Endlich war das letzte Paar ans Ziel gelangt und nun erhob sich ein fragendes Gemurmel unter dem Volk: Wer hett wunnen? Der Graf hett wunnen, war die Antwort. — Und wirklich, in diesem Kampf hatte der Graf gewonnen. Beinahe wäre dies Veranlassung zum ersten Hurrahruf geworden, — doch

Der Respect und die Polizei,
Die schreckten den Bauer zurück aufs Neu';
Und Alles noch stumm blieb, wie zuvor.
Da erhob der Capellmeister sich nebst Chor:
Sie sangen von Herz und von Liebe,
Von seliger, goldener Zeit,
Von Treue, von Frauenwürde,
Von Stolz und von Mütterlichkeit;
Sie sangen von allem Schönen,
Was Menschen Aug' gese'n;

Sie sangen von allem Hohen;
 Wir konnten's nur nicht verstehn.
 Es war uns zu hoch und zu wunderbar,
 Wir konnten es nicht begreifen,
 Und die Gefühl', die da regten sich,
 Sie thäten an's Lachen streifen.

Sie sangen nach der Melodie der Barcarole aus der
 Stimmen von Portici folgenden Sang:

Oh fühl't's! wie strahlend reicher Segen,
 Heut hier uns naht: Geburtstag tag!
 Besingt den Tag, der Gottes Wegen,
 Den frohen Dank, aus Herzen sag't.
 Doch fühl't es tief, zu Gottes Preise!
 Gefühl! rege Dich! —
 Wie mütterlich, gut, klug und weise —
 Gefühl! rege Dich! — 2c. 2c. *)

Ich mache hier darauf aufmerksam, daß die beiden angeführten Festlieder wörtlich von mir copirt sind, und daß ich auch in der Interpunction nichts geändert habe, die in solchen exaltirten, gleichsam übersinnlichen Formen sich wohl einen großen Luxus von Zeichen, namentlich von Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen erlauben darf. Jean Paul's

- *) Der Herausgeber dieses Buches hat es nicht über sich vermocht, dies und das obige mit „Empfang“ überschriebene Gedicht dem Leser in seiner ganzen Länge aufzutischen. Wer als Curiositätenträger Gefallen findet an solch einem Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann, dem stehen beide in wortgetreuer Abschrift zu Befehl.

Regel für die Interpunction: Wenn der Sinn halb aus ist, machst du ein Komma, wenn der Sinn ganz aus ist, machst du ein Punctum, und, wenn du etwas geschrieben hast, worin gar kein Sinn ist, kannst du Komma und Punctum setzen, wo du willst; diese Regel, sage ich, leidet hier durchaus keine Anwendung.

Jetzt, mein liebes Vaterland, mein liebes Mecklenburg, muß ich dich apostrophiren! Wir haben zwar manche poetische Producte in die Welt gesetzt; aber diese undankbare Welt, die wir durch selbige zu beglücken meinten, ist der Ansicht, wir producirten bei weitem nicht so schöne Gedichte, wie Weizen.

Doch ich kann dich, mein liebes, poetisches Mecklenburg trösten mit der Versicherung, daß du obige beiden Gedichte nicht vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks zu vertreten nöthig hast; sie gehören der Ufermark an, und die mag sich denn auch darüber verantworten, — wir können uns nur daran ergötzen. Die Gerechtigkeit gegen die Ufermark verlangt jedoch, daß ich auch einen unserer Dichter, der Vergleichung wegen, anführe, wenn auch mein Dichter freilich nicht den Vorzug einer hohen Geburt in Anspruch nehmen kann. Also: Hört! Hört!

„Gedichte eines Bauernjungen.“

An seinen Schulmeister.

Sowie die Sonn' am Firmament
Den Bauern auf die Pelze brennt,
So bist Du liebes Schulmeisterlein,
Ein allerliebstes Männelein.

Ein poetischer Vergleich, der vielleicht noch vieles zu wünschen, aber nichts zu hoffen übrig läßt.

Der Jäger und sein Hund.

Eine Fabel.

Ein Jäger und sein Hund
Verfolgten einen Hasen, und
Wollten ihn greifen, aber
Der Has' lief in den Haber.

Nun vergleicht und wählt ihr Kunstrichter; doch fürchte ich, die Ulfenmark siegt, wenn anders der Ausspruch wahr ist, daß gerade die schönsten Melodien und Lieder Gemeingut des Volkes werden. Ich habe nämlich das Gedicht „Gefühl rege Dich“ auf den Straßen einer kleinen Stadt singen hören, freilich mit der Version:

Gefühl rege Dich, un holl di jo nich, jo nich up!

Das Wetttrudern war zu Ende; die Preise waren vertheilt; der Gesang verstummt, da begann der zweite Theil des actus, das Fischerstechen (des joutes sur l'eau, wie es auf dem Gebrauchs-Zettel heißt). Dieser Theil des Festes war für mich von minderm Interesse; desto größern Jubel

aber erregte er bei denjenigen aus dem Volke, denen die Mitspieler persönlich bekannt waren, und die nicht unterließen, ihre Bekannten laut zur Tapferkeit anzufeuern. „Johann Krischahn! schlag tau! Johann Jochen! wehr Di!“ so erscholl es laut um mich her und wenn einer der Kämpfer in das Wasser gestossen wurde, war Freude und Gelächter groß.

Jetzt begann nun der dritte und letzte Act, das Wetzschwimmen; er wurde ebenfalls mit Kanonendonner introductirt. Ein übelgesinnter Spassvogel neben mir meinte, dies ewige Kanoniren komme ihm vor wie der Titel des Shakespear'schen Dramas „Viel Lärm um Nichts.“ Dem sei nun, wie ihm wolle, unsere Aufmerksamkeit wurde von Neuem auf den See gelenkt und zwar zunächst auf ein Gerüst, welches genau so aussah, wie ein Galgen, dann aber auf fünf arme Sünder, angethan mit weißen Sterbekleidern und höchst widerstrebend die Hinrichtungs-Maschine besteigend. „Was Teufel! fragte ich, sind das Todes Candidaten?“ „Oh ne! bitt' um Entschuldigung, dieses weniger, antwortete ein wohlaussehender und wie ein Bürgersmann gekleideter Mensch; der eine ist ein Drechsler, der zweite ein Schornsteinfeger und die drei Kleinen sind Straßenjungen von ordentlichen Eltern aus unserer ehrbaren Stadt M.; alle sind begierig, den ausgesetzten Preis von zwölf Thaler preussisch Courant zu gewinnen!“

Hier wurde seine Rede durch die Geschüsse unterbrochen und Plumps, Patsch! purzelte Einer nach dem Andern von

dem Gerüste in den See. „Ach wie schön! sagte hier eine junge, blaßgesichtige Dame, die sich vielleicht etwas in Belletristik übernommen hatte, so stürzte sich einst im weißen Gewande Sappho vom Leucadischen Fels.“ „Ja, rief Fischer boshaft, oder so springen zwei Neufundländer und drei Pudel ins Wasser, um sich einander einen hineingeworfenen Knochen streitig zu machen.“

Der eine der Schwimmer zog es vor, alsbald dem nächsten Ufer zuzurudern, wo er sich hinter einen Busch barg und aus dem Shakespear'schen Sommernachts Traum aufführte: „Diese Weißdornhecke soll mein Ankleidezimmer sein“; drei andere erreichten das Ziel nicht, oder doch zu spät und mußten zum Theil von Rähnen aufgefischt werden, um sie vor den Umarmungen der Wassernixe zu bewahren. Nur der Drehseler erreichte das Ziel und ward Sieger.

Und sich aus dem finster fluthenden Schooß
Da hebt es sich schwanenweiß,
Und ein Arm und der glänzende Spürting wird bloß
Und er rudert mit Fleißigkeit, rudert mit Fleiß;
Hat gesiegt! und hoch an den Schranken
Schwingt er sich auf mit Siegesgedanken.

Und er athmete lang und er athmete tief
Und begrüßte die himmlische Frau;
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er ist da! doch vor Kälte ganz blau;
Für das Geld und auf der Herrin Befehle
Hat der Brave gewaget Leben und Seele.“

Und laut begrüßt ihn die jubelnde Schaar,
 Zu der Herrin Füßen er sinkt,
 Die Hände streckt er ihr knieend dar;
 Und die Gräfin der lieblichen Schwester winkt,
 Die füllt ihm die Hände mit preuß'schem Courante,
 Und der Drechsler sich also zur Gräfin wendte:

„Lang lebe Frau Gräfin! Es freuet mich,
 Daß ich athme im rosigen Licht,
 Denn das Wasser ist kalt, gar fürchterlich,
 Für den Preis versuchen's die Götter nicht!
 Belieben Frau Gräfin mich anzuschauen,
 Wie blau ich geworden vor Frost und vor Grauen!

Und vor dem ganzen Diener-Troß
 Die Gräfin ihn erhob,
 Aus ihrem schönen Munde floß
 Sein ungehemmtes Lob,
 Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
 Denn er hatt' ja das Bürgerrecht;
 Ihr klares Auge mit Vergnügen,
 Ping an den wohlgestalt'nen Zügen.
 Und gütig, wie sie nie gethan,
 Nahm sie ihn bei der Hand,
 Und führt ihn zu dem Grafen hin,
 Der nichts davon verstand.

Wenn übrigens unter den Anwesenden sich Jünger
 oder Jüngerinnen der bildenden Künste befunden hätten, so
 hätten sie hier die beste Gelegenheit gehabt, die Lehre von
 den nassen Gewändern zu studiren; wunderbar genau und

durchsichtig schmiegte sich der nasse Shirting an den Körper des Siegers. „Er sieht aus, sagte Fischer, wie eine männliche Tochter der Niobe aus dem Berliner Museum.“

Die Festspiele zu S. waren geschlossen; etwas Kanonendonner, etwas Wagengerassel und Alles war vorbei. Da erhob das Volk seine Stimme, nicht um Hurrah zu rufen, nein! „nach B.“ scholl es; „nach B.“ scholl es wieder aus tausend Kehlen; so mögen die ersten Kreuzfahrer auf den Gefilden von Clermont gerufen haben, „nach Jerusalem, nach Jerusalem!“

Fischer, Meier und K. (notabene ich bin hier K., die dritte unbekannte Größe) bestiegen ebenfalls ihr bescheidenes Gefährt und fuhren gen B. — Da wären wir nun; aber wie unter Dach und Fach kommen? Das Gasthaus war voll zum Ersticken: „das weite Haus faßt nicht die Zahl der Gäste, die wallend kamen zu dem Völkerfeste.“ Endlich durch List, durch Ueberredung, vorzüglich aber durch Schulterblätter gelang es uns Posto zu fassen in den Räumen des Hotels. Kaum waren wir drinnen, so wünschten wir uns auch schon wieder aus diesem Dunstbade hinaus; aber dies war unmöglich; das Haus glich der Unterwelt der Alten, hinein konnte man wohl, hinaus konnte keiner, außer Orpheus und Theseus; der eine war aber ein Sänger, der andere ein Held, und wir waren keine Sänger und eben auch keine Helden; deshalb mußten wir uns denn geduldig pressen lassen, welches eine ganz freie Presse wurde, die einzige, glaube

ich, die in Meßlenburg erlaubt ist. Endlich war ich so glücklich, ein Fenster zu erobern; aus diesem lehnte ich mich, theils um frische Luft zu schöpfen, theils auch, um durch die weichen Theile meines Körpers die Stöße meiner Opponenten zu paralyßiren. Wer die Rissen an dem hintern Theile der Waggonn auf den Eisenbahnen gesehen hat, wird dieses mein Verfahren als richtig und in der Mechanik begründet anerkennen. So lag ich lange anderthalb Stunden, wurde dann aber herrlich für meine ausgestandenen Stoß- und Drangsale belohnt.

Zuerst bligte ein Licht durch das dunkle Laub der Bäume, darauf zwei, drei, bis endlich tausende von Flammen das schöne Dorf beleuchteten, welches dalag von strahlender Helle übergossen, und doch wieder, gleichsam schüchtern, sich hinter das Laub der Bäume verkriechend, wie ein schönes Landmädchen, welches, zum erstenmale im ungewohnten Schmucke, nicht weiß, ob es sich dem fremden Auge zeigen, oder sich verbergen soll. — Wir eilten hinaus und mischten uns unter die auf und abwogende Menge, die wie Rücken um die Lichter schwärmte und schwirrte. Es war ein zauberischer Abend und rein zum Sentimentalwerden. Ich spürte schon gewaltige Lust dazu und wäre auch wohl dazu gekommen, wenn mich nicht die Neugierde nach dem schön erleuchteten Schloß hingezogen hätte.

Da wurde mir aber das Sentimentalwerden gründlich ausgetrieben durch einen neckischen Kobold, der sich hinter

transparente Inschriften am Schlosse verborgen hatte, und mir die Thräne unauslöschlichen Gelächters auf die Wangen trieb.

Die Inschriften waren alle höchst einfach durch lateinische Initial-Buchstaben ausgedrückt (und ich möchte wohl fragen, ob es eine edlere, sinnigere Einfachheit giebt, als diese starren, gradlinigen, dicken und dünnen Pfähle und Pallisaden); in der Farbe war ihnen jedoch wieder die größte Mannigfaltigkeit beigebracht; sie brannten grün und blau, roth und gelb, wie die Flickn einer Hanswurstjacke.

Das erste Transparent lautete:

Grab' B... diesen Tag in Erz und Marmor ein.

Auf daß er Kindes Kind soll unvergeßlich sein.

Das zweite war specieller auf die Verhältnisse der Transparentausstellerin zu der Königin des Festes berechnet, hatte aber bei aller Klarheit der dahinter gestellten Talglichter doch manche dunkle Stelle. Es hieß:

Sei Dir oh Herrin aller Kräfte

Zu weihen im Berufsgeschäfte

Mit treuem Fleiß und treuem Sinn

Nimm gnädigst dies Gelöbniß hin

Des Schlosses treu ergeben

unterthänigste Dienerin.

Da hier jede Interpunction fehlte, so wage ich auch nicht die fehlenden Zeichen hineinzusetzen und überlasse dies einer Akademie der Inschriften.

Weiter waren wir zu dem hellerleuchteten Speisesaale gelangt und machten, da es dem Volke erlaubt war, sich von Ferne an den Speisen und Getränken der Tafel zu ergötzen, von dieser Erlaubniß sehr ungenirt Gebrauch; ich, für mein Theil, mit großem Nutzen, zwar nicht für meinen Magen, denn der schrie Zeter über die Praerogative der vornehmeren Mägen und deklamirte:

Ohne Wahl vertheilt die Gaben,

Ohne Billigkeit das Glück!

sondern dadurch, daß sich mir eine Betrachtung über öffentliche Tafeln aufdrängte, die ich dem Leser nicht vorenthalten will.

In den ältesten Zeiten, in den Zeiten der babylonischen, assyrischen, chaldäischen, ägyptischen u. s. w. Könige, der Prototypen des Absolutismus, gab es keine öffentliche Tafeln und außer von Nebukadnezar habe ich von keinem Regenten jener Zeit gelesen, der öffentlich gespeiset hätte; Nebukadnezar aber fraß Gras, wie ein Ochse, auf einer gut bestandenen Kleeweide vermuthlich, also wohl öffentlich. Die griechischen Kaiser, jedenfalls die würdigsten Vertreter des Absolutismus in einer spätern Zeit, hüteten sich wohl ihrer Gottähnlichkeit durch öffentliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse Abbruch zu thun. Die Beherrscher der Orientalen haben heut zu Tage gewiß durch Ohrenabschneiden und Bastonaden den richtigsten Takt in dem Absolutismus erlangt, und sind in dieser Art wirklich bewundernswürdig, vielleicht auch

für einige Liebhaber beneidenswürdig; aber, frage ich, würde wohl Abdul-Meschid öffentlich seinen saffrangewürzten Pillau mit höchsteigenen Fingern in seinen höchsteigenen Mund stopfen? oder würde der Dalai Lama, dieser Repräsentant des geistlichen und weltlichen Despotismus, wohl eine seiner berühmten wohlriechenden Büchsen verkaufen können, wenn Jedermann sähe, welche Ingredienzen er zu der Bereitung ihres Inhaltes verbrauchte, und wenn etwa ein Thibetanischer Chemiker auf dem Wege der Analyse zeigte, daß ein Jeder diesen Inhalt der Büchse selbst machen könne? — — So weit war ich in meinen Betrachtungen gekommen, da rauschte plötzlich aus der einen Ecke des Saales hinter Laub und Blumengewinden ein Etwas hervor, welches alsbald einstimmig von den Zuschauern für einen Engel erklärt wurde, da es mit Flügeln versehen sei, und nebenbei für einen wirklichen Engel, da es lebe; aber wie unglücklich sah dies kleine, himmlische Wesen aus, wie unglücklich-ängstlich schwebte es an der Zimmerdecke hin an den Stricken eines Flaschenzuges, wie tiefes Mitleiden mit diesem Himmelsbürger fühlte unsere Menschenbrust! Wenn alle Engel so aussehen und sich so vor dem Falle fürchten, dacht ich, so muß das Engeltum nur ein schlechtes Metier sein. Der Engel ließ sich vor der Gebieterin (es ist dies der jetzige Modeausdruck in der Begüterung) nieder und überreichte ihr ein Marzipan-Herz, groß und breit, ein gleichsam vierschrötiges Herz und draußen bei uns vor dem Fenster hob ein vierstimmiger Sang

an, dessen Worte ich so glücklich bin, meinen Lesern mittheilen zu können:

Dich grüßt ein Englein schön, grüßt
 Cuno's Herz, ja Herz, ein Herz bringe
 Cuno's Herz, ach wenn Dein Cuno naht,
 fühlt Dein Herz so wohl, so fühlt ja Dein
 Herz, Dein Herz so wohl! 2c. 2c. ?)

(Ultermärktisches Produkt)

„Na, sagte die breite Stimme eines breiten vollwichtigen Mannes, dies geht mich doch über Kreid' und Rothstein; derentwegen sich einen eig'nen Meschantikus aus Berlin kommen zu lassen! dieses is noch deller, als die Pferde in'n Kutschwagen zu fahren! davon bitt' ich mir auch 'n jungen Ableger aus, aber von't Herz, nich von den Engel, denn son'ne Ableger hab' ich selber genug zu Hause.“

„Oh! sagte ein anderer Jemand, der Spaß ist noch nicht zu Ende, nun kommt noch ein Fackelzug.“

Den wollten wir aber nicht mehr abwarten, wir trollten uns davon und waren bald auf dem Wagen und auf dem Wege nach Hause. Ich saß vorne beim Fuhrmann, Fischer und Meier auf der hintern Bank und beide wetteiferten bald in melodischen Nasentönen, welche der kleine Fischer im Falsett, der vollblütige (im plebejischen Sinne das Wort genommen) Meier im Grund-Baß schnarchte. Vor uns stand

*) Auch dies Gedicht hat einen so starken haut goul, daß es uns nicht als mittheilbar erschien. Der Herausg.

der Mond, klar und voll und schaute so vornehm-indifferent auf uns herab, als ob ihn nichts bei uns interessire; ich war aber ein alter Intimus von ihm und hatte ihn zur Zeit meines ersten Verliebtseins vielfach cultivirt, ja sogar mit sentimentalen Gedichten incommodirt, ward aber später durch Verhältnisse von ihm getrennt und suchte nun heute wieder eine Liaison mit ihm anzuknüpfen. Zuerst als ich ihn mit dem alltäglichen Gruße „Guter Mond, du gehst so stille“ begrüßte, schien er mich noch nicht kennen zu wollen, als ich aber zu ihm sprach

„Hüllest wieder Berg und Thal

Still mit Nebelglanz;

Hüllest endlich auch einmal

Mir die Seele ganz.“

da konnte er sich nicht länger halten, denn dies war immer das Stichwort gewesen, wodurch ich seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hatte, und er lächelte nun so freundlich mir zu mit seinem breiten, wohlwollendem Gesicht, daß mir Anfangs war, als sei ich 15 Jahre jünger geworden. Doch plauderten wir keinen Liebeswahnwitz, sondern ganz vernünftig zuerst über Tagespolitik, dann speciell über die des so eben abgewichenen Tages, wobei er frech genug behauptete, er sei eigentlich die causa movens der ganzen Fest-Geschichte gewesen; durch sein Licht übe er nämlich, wie männiglich bekannt, eine gewaltige Macht aus auf das Gehirn einzelner Menschen und diese wolle er denn ferner auch nach besten

Kräften anwenden, um nur nicht ganz aus der Mode zu kommen, dieweil er wohl gemerkt habe, daß sein früherer süßer Cultus bei der jezigen Generation wegen Eisenbahnen und Repräsentativ-Verfassung im Abnehmen begriffen sei, wie er selber zuweilen. Endlich sprach er über seinen Einfluß auf die organische Materie im Allgemeinen, gab mir eine kurze Kritik von Liebig's organischer Chemie, die ihm nicht ganz gefiel; aber aus dem lächerlichen Grunde, weil sein Einfluß darin nicht genügend hervorgehoben sei. Dann sprach er viel über den Segen, den er der Landwirthschaft brächte; er sei es, behauptete er unter Andern, der es verhindere, daß die Erbslöhe die jungen Erbsen aussträßen und doch hielten die dummen Menschen, seine Persönlichkeit leugnend, ihn dermalen nur für eine bloße Himmelslaterne. Kurz aus dem sanften, mitfühlenden Freund und Vertrauten meiner Jugendjahre und Jugendträume aus dem kindlichen „Stirnbarga Mäin“, war ein alter, von Hypochondrie geplagter, gelehrter Faselhans geworden; eben wollte er durch Aufstellung einiger himmelskörperlicher Paradoxen der Sache die Krone aufsetzen, als er urplötzlich anfang, Gesichter zu schneiden, als wenn unser Einem Tabaksrauch in die Augen geblasen wird. „Was fehlt Dir Luna, fragte ich, wird Dir unwohl?“ „Ach! entgegnete er, sieh Dich nur einmal um.“ Als ich dies that, sah ich einen dicken gerötheten Qualm aufsteigen und: „schwarz röthete sich der Himmel“, wie der Verfasser von „Kuno, der schöne Jägerbursche“ sagt. „Das

ist der Fackelzug“, sprach ich. „Ja, sagte der Mond, das ist der Fackelzug, durch den die Menschen mein sanftes, reines Licht verhöhnen und die alte Sonne, die Du alleweil nicht siehst, sitzt jetzt da unten bei Deinen Antipoden und lacht mich aus und spottet meiner; aber warte! dir wird es morgen nicht besser ergehen *). O, über diese Menschen! und für solche Menschen muß ich scheinen!“ So rief schluchzend der Mond, griff nach einer Wolke, wischte sich die Augen damit, wie mit einem Taschentuche und verzog sich kummervoll hinter die Coulissen des Himmelsgewölbes. Ich aber dachte darüber nach, was er wohl mit seiner Macht über das Gehirn der Menschen gemeint haben mochte, und ob er wohl sich selbst an Hochgeborene Gehirne wagen dürfe. Da dies zwei Fragen waren, die Vieles pro et contra hatten und solche Fragen mich regelmäßig in eine unauflöslliche Verwirrung und demnächst in einen Halbschlummer stürzen, so geschah dies auch heute. Das Schnarchen meiner Gefährten, das jeweilige Ginnicken des Fuhrmannes, der träge Schritt der müden Abergäule, das Mahlen der Räder im Sande, das ewig in gleicher Melodie und bei jeder Umdrehung um seine Ase sich wiederholende Gefreisch des einen sauren Rades, dem meine Phantasie die Worte „Gefühl,

*) Am folgenden Tage, den 30. Mai, ward nämlich zu F., einem andern Orte der Begüterung, eine Illumination bei Sonnenschein gesehen.

A. d. F.

rege dich“ als Text gab, alles dies vereinigte sich, um mich vollständig in den Schlaf zu bringen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf einem Wagen in Schlaf kam; aber, lieber Leser, denke Dir auch nur die Worte „Gefühl rege dich“ einige tausendmal von einem saueren Rade vorgelesen und Du wirst mir zugeben, daß man davon zuerst in ein heftiges Kopfweh und dann in einen betäubenden Schlummer verfallen muß.

Plötzlich, durch einen Ruck und ein nachfolgendes Getrach und Geprassel erwachte ich; erschrocken blickte ich nach hinten und sah zu meinem größten Erstaunen da, wo früher meine beiden Gefährten harmlos der Ruhe gepflegt hatten, zwei paar Beine in die Luft starren, die alsbald auf die abenteuerlichste Weise zu manövriren anfangen. „Halt, Kutscher, Halt!“ quiekte Fischer. „Halt, Kutscher, Halt!“ brüllte Meier. Die hinteren Riemen ihrer Bank waren gerissen, beide waren dem Geseze der Schwere gefolgt und lagen nun da, wie ein paar mediatisirte Fürsten auf dem Wiener Congress, Jeder sich auf Kosten des Andern auf die Beine zu bringen suchend. Fischer suchte und fand einen Stützpunkt an Meier's Glasgopfe, den er in dieser Zeit der Noth nicht mehr respectirte, als eine alte Kegelfugel; Meier legte aber seine breite, butterweiche Hand quer über das scharfe, schneidende Profil von Fischer, als wolle er einen Abklatsch davon machen. Beide wollten sich nun auf Kosten ihres gegenseitigen Stützpunktes heben, — eine nach allen

Regeln der Statik und Dynamik unmögliche Aufgabe; dabei spielten die Beine ihre Rolle als Balancierstangen unermüdlich fort und gaben einen richtigen Thermometer der Kraftanstrengung und Barometer des gegenseitigen Drucks ab. Unten fochten die Arme und Hände ihre Sache aus, oben ganz unabhängig davon, scharmüzelten die Beine; bald siegten die leichten Truppen von Fischer's weißen Pantalons, bald wurden sie aus dem Felde geschlagen von den Meier'schen Stolpenstiefeln, als schwerer Cavallerie. Schlachtrufe, Seufzer und Gestön ließen sich hören. Seine Behendigkeit half dem kleinen Fischer hier nichts: bleiern, wie ein Alp, lagerten auf ihm Meier's Fleischmassen. Nichts half dem Meier seine Wucht: er konnte sie nicht in die Lage bringen, in welcher sie die Bank wieder nach vorn hätte überkippen müssen, — ob er auch gleich schnaubte wie ein Nordfayer. Der Fuhrmann und ich waren ein paar ganz unparteiische Zuschauer. „Herr, sagte jener und wollte sich eine frische Pfeife stopfen, warum uns drein mengeliren, lassen Sie die beiden allein ihre Sache ausmachen.“ Doch ging dies nicht länger; das Meier'sche Vollblut drohete mit einem Schlagflusse und das Fischer'sche Profil ging seiner allmählichen Auflösung entgegen. Der Fuhrmann mußte denn nun die Stolpenstiefeln arretiren und ich fing die weißen Pantalons ein, worauf denn die Beine zuvörderst für sich einen Separat-Frieden abschlossen, dem bald die Arme und Hände nach-

folgten. Wir hoben und schoben so lange, bis das Gleichgewicht hergestellt war; es war ein schwer Stück Arbeit und hat mir einen ungefähren Begriff davon gegeben, wie schwer es sein mag, ein gestörtes politisches Gleichgewicht wieder herzustellen.

Dies letzte Malheur hatte den armen Meier so attaquirt, daß er auf meine Frage, ob er am folgenden Tage mit nach J. wolle, um auch die dort arrangirten Festlichkeiten mit anzusehen, sich hoch und theuer verschwor, lieber einen ganzen Tag nichts zu essen, sondern auf Erbsen zu knien, als noch einmal solchen Tollheiten beizuwohnen, wie er sich auszudrücken beliebte. Der kleine Fischer aber sagte „Allemal Derjenige, welcher!“ Wir trennten uns nach dieser Verabredung und ich schief bald darauf ein mit derjenigen Frage an die Zukunft, die der Landmann unverdrossen jeden Abend ihr vorlegt: „Was es wohl morgen für Wetter sein wird?“

(Der zweite Tag folgt im nächsten Jahrgange.)

Vier neue schöne Lieder aus diesem Jahr.

Das erste Lied.

Es giebt einen Baum im Mecklenburger Lande, der im Heiligenschein einer hohen, schönen Zeit steht und Angesichts dessen der Mecklenburger alle seine Engherzigkeit schwinden fühlt und seines Deuththums wieder einmal inne wird. Das ist Körner's Eiche bei Wöbbelin.

Als Lügow's wilde verwegene Jagd, „die Träger der Idee“ in jener Zeit, wie Jean Paul sie genannt hat, in dem Gefechte bei Rosenberg, zwischen Schwerin und Gadebusch, am 26. August 1813 ihren Tyrtaus, den hochgemutheten Theodor Körner verlor, da begruben sie ihn unter diese Eiche und diese Eiche ist seitdem das Heiligthum der schwarzen Schaar. Und ihrer vier von den Schwarzen hatten in einer Weihstunde sich gelobt, das Schwert dessen, der von ihnen ein Opfer fiele dem Schlachtengott, an des gefeierten Sängers Eiche zu hängen. Und von diesen vieren traf einen Landsmann von uns, als er einen sich zurückziehenden französischen Adler heftig verfolgte, die feindliche Kugel, wie solches die Gedächtnisstafel unter dem Schwerte besagt:

Dies Schwert, von Eisen stark und gut,
 Führte mit eisenfestem Muth
 Gottlieb Schnelle aus Mecklenburger Land,
 Desß Name mit Ehren wird genannt.
 Drei Feldzüge hatt' er wohl vollbracht,
 Da fiel er in einer Heldenschlacht.
 Die geschlagen wurde zur guten Stunde
 Und genannt ist die Schlacht zum schönen Bunde.

Es muß ein ganzer Mann gewesen sein, der Gottlieb Schnelle. Niemann, der Pastor zu Friedland, sagt von ihm, daß er „seinen Freunden unvergeßlich durch ungemeine Geistes- und Willenskraft, durch Kühnheit, Umsicht und sittlichen Ernst; wo er waltete, da gehörten ihm bald alle Herzen und freudig folgten ihm alle als dem Mächtigeren.“ Und ein anderer Waffengefährte, Nagel, gestorben 1817 als Gymnasialdirector zu Cleve: „Dem Vaterlande ist in ihm ein schöner Stern untergegangen, der einst herrlich geleuchtet hätte. Mit solchen Adlergeistern wuchert die Natur nicht.“

Aber das Schwert war vor einiger Zeit verschwunden — wahrscheinlich zu einem abergläubischen Zwecke entwandt. Dem wiedergefundenen unter angemessener Feier seinen alten Ehrenplatz wieder zu geben, war der Wunsch des Bruders des Vereinigten, des Doctors Schnelle auf Buchholz, und der übrigen Familie. Mehrere ehemalige Lügower folgten der Einladung zur Beiwohnung dieser Todtenfeier, die am 16. Juni dieses Jahres 1845 in würdiger, einfacher Weise vor sich ging; viele derselben aber waren behindert, dem

Feste beizuwohnen und unter ihnen auch der als Dichter und Schriftsteller zu Berlin lebende Friedrich Förster. Aber wenn einer von den Entfernten im Geiste gegenwärtig war, so war er es *): er hatte sich würdig vertreten lassen durch den nachstehenden

Mundgesang

der alten Lützower Jäger unter Körner's Eiche bei
Wöbbelin, den 16. Juni 1845.

Noch einmal zog die wilde Jagd zusammen,
Bereint bei Schwert und Lied,
Erwärmt vom Hauch der jugendlichen Flammen,
Die einst das Herz durchglüht.

Wir sammeln heut' uns an geweihter Stelle,
Hier, wo der Sänger ruht;
Hier braus'te seines Lieds empörte Welle,
Hier strömte hin sein Blut.

Und wie wir traulich uns die Hände reichen
An unsers Körner's Grab
Schau'n 32 Jahr' von hohen Eichen
Auf unser Thun herab.

Sagt an, ihr Jäger: wo ist eure Beute?
Und wer von euch hält Wacht?

In unsern Gauen tobt umher bis heute
Reißend Gethier mit Macht.

*) Er ist auch der Dichter der oben angeführten Inschrift der Gedenktafel.

In großer Galla sitzt mit den Vasallen

Nobel, der König, da;

Er speist und speißt die Kleinen nach Gefallen,

Und spricht: l'état c'est moi.

Scheinheilig weiß dort Reineke zu schranzen,

Liegt eifrig im Gebet;

Und nach des Esels Laute müßt ihr tanzen,

So lang der Hahn nicht kräht.

Der Geier weßt den Schnabel und die Klauen

Am Censor-Dintensaß;

Das Lamm würgt Seggrimm auf grünen Auen;

Dann fragt er nach dem Paß.

Schlimm sieht es aus im heil'gen röm'schen Reiche;

Ja, das sei Gott geklagt!

Wir aber, unter Körner's heil'ger Eiche,

Sind froh und unverzagt.

Und mögen Pabst und Kaiser: Rückwärts! rufen,

Vorwärts! ist unser Wort;

Erstiegen sind des Walles erste Stufen

Und weiter geht es fort.

So laßt uns freudig Schwert und Becher heben;

Verzagt, ihr Treuen, nicht!

Nur Der verdient die Freiheit, wie das Leben,

Der täglich sie erwirbt.

Das zweite Lied.

Die Lügenzeitung meldet aus guter Quelle, daß unsere Hof- und sonstigen Räte in ihrer letzten Conferenz, in welcher auch die von dem Zeitgeist so gebieterisch geforderten

allgemeinen Jahresversammlungen der deutschen Titularen-
schen zuerst in Anregung gebracht worden sind, einstimmig
beschlossen haben, gehörigen Orts wegen einer auf verfas-
sungsmäßigem Wege zu erlassenden erneuerten und vervollstän-
digten Rangordnung behufige Anträge zu machen. Es läßt sich
nämlich nicht leugnen, daß das Rang- und Titelwesen in un-
serem so erleuchteten und wohlbestellten Mecklenburg sehr im
Argen liegt; nicht etwa aus Mangel an Titeln und Rang-
classen, nein! lediglich aus Mangel an tüchtigen quellenmäßigen
Forschungen über die Art, wie sich die einzelnen Titel und
Rangstufen geschichtlich gebildet und entwickelt haben. Der
Mangel an solchen historischen Arbeiten ist der Grund, daß
eine unsägliche Verwirrung in unseren Titulaturen und Rang-
classen und in Allem, was damit in näherer oder entfernter
Beziehung steht, herrschend geworden ist. Flache Liberale
werden uns freilich auslachen, wenn wir behaupten, daß die
Stufe, auf welcher das Rang- und Titelwesen in einem
Staate steht, den sichersten Maßstab dafür abgiebt, wie weit
derselbe seine Aufgabe gelöst habe. Aber geht nur hin nach
China, da findet Ihr die vollkommenste Ruhe und Ordnung;
denn warum? weil China das Rang- und Titelwesen so
weit vervollkommen hat, als dies bei der Unvollkommenheit
aller menschlichen Dinge nur menschenmöglich ist. Natürlich!
Denn was wollen die strebsamen unter den gutgesinnten Un-
terthanen auch weiter als Rang und Titel?! Dennoch kön-
nen wir uns mit dem erwähnten Antrage, wegen einer er-

neuerten und vervollständigten mecklenburgischen Rangordnung, keinesweges befreunden. Wir gehen auch in dieser Sache aus von der deutschen Einheit: a Jove principium. Wir verstehen darunter aber keine materielle Einheit, wollen also nicht aus Deutschland Einen Staat machen, nein! diese Einheit meinen wir nicht und Deutschlands Landkarte mag nach wie vor ansehn wie eine Fließendecke; wir verstehen vielmehr darunter eine ideale Einheit. Das höchste Ideal aller guten Deutschen ist aber bekanntlich 1) das Amtsjubiläum und 2) ein möglichst hoher Rang und Titel. Für die gehörige Berücksichtigung der Amtsjubiläen ist schon durch die allen Deutschen angeborene Pietät für das Alte gesorgt und es entwischt ihrer Aufmerksamkeit wohl nur selten ein Jubiläum und der desfallsigen Feier fehlen auch nie die obligaten Allerhöchsten Handschreiben, Ehrenbecher, gestickte Lehnstühle u. s. w. Was nun zweitens Rang und Titel betrifft, so weiß freilich Tacitus nur von unserem biderben Wesen und von unserer Liebe zum Trunk und Spiel; wahrscheinlich hat aber seine Germania im Staube und Moder der Bibliotheken auch einige Haare lassen müssen, eben so wie man der wirklichen ihr Hoch- und Niederland und den Elßaß vom Leibe gerissen hat und jetzt dabei ist, ihre dormalige Nordmark, Holstein, in das Königreich Dänemark zu entführen, so daß ihr noch am Ende das Herz im Leibe frieren wird. Also wahrscheinlich werden einige Blätter aus Tacitus verloren gegangen sein, denn sonst würden wir schon in ihm von

unserer Titelsucht oder mit anderen Worten von unserer Anlage, die in einem Titel ausgesprochene Anerkennung des Staats vollkommen zu würdigen, und von unserer Sehnsucht nach solchen Anerkennungen lesen. Dieser unserer Titelsucht entspricht sehr schön die Freigebigkeit der deutschen Regierungen hinsichtlich der Titel. Auch die Mannigfaltigkeit unserer Titel ist groß und ich habe mal in den Miscellen eines Journals gelesen, daß wir allein über 100 verschiedenartige Räte haben. Es fehlt uns in dieser Hinsicht also nichts weiter als Einheit: in Schwaben gilt vielleicht ein Commissions- oder Domainenrath sehr wenig, in Hinterpommern vielleicht ist dieser Titel sehr selten und in hohem Ansehen; das ist ein großer, von allen Gutgesinnten längst gefühlter Uebelstand. Diesem Uebelstande läßt sich aber nicht auf dem Wege der Particulargesetzgebung abhelfen, vielmehr wird er selbstverständlich durch die Thätigkeit derselben immer größer. Soll es also auch in dieser Hinsicht besser werden, so müssen die deutschen Ständerversammlungen dahin wirken, daß die Landesregierungen durch die deutsche Bundesversammlung eine allgemeine deutsche Rang- und Titelformordnung herausgeben lassen. Das ist meine unmaßgebliche und unvorgreifliche Meinung über die Sache.

Doch brauchen darum die einzelnen deutschen Lande in der Rang- und Titelfrage nicht unthätig zu sein, vielmehr kann eine wissenschaftliche Thätigkeit in dieser Hinsicht nur die ersprißlichsten Folgen für die deutschgründliche und all-

seitige Erwägung derselben haben und uns allein festen geschichtlichen Boden für dieselbe gewinnen lassen. Man setze also in jedem deutschen Lande und resp. Ländchen Commissionen nieder mit dem Auftrag: auf historisch-kritischem Wege die einschlägigen Begriffe: hofsfähig — wirklicher — geheimer — charakterisirter — hoch-, wohl-, edel- u. u. u. geboren — tafelfähig u. s. w. zu eruiiren. Dieser Commission müßte auch das Recht zustehen, neue Titel in Vorschlag zu bringen. Um anzudeuten, wie viel auch selbst hinsichtlich der Ergänzung unseres Titelwesens noch zu thun ist, will ich hier nur daran erinnern, daß wir in Deutschland noch immer keinen Censur-, Press-, Missions-, Ausweisungs-, Cabinetsjustiz- u. Rath haben, obgleich uns diese sehr der Berathung bedürftenden Sachen doch keinesweges abgehen.

So die Sache aufgefaßt, wird ihre endliche Regulirung die würdigste deutsche Nationalarbeit.

Doch ich habe mich schon von meiner Vorliebe für ein nationales deutsches Titelwesen hier zu weit führen lassen. Veranlassung zu dieser Expectoration gab die nachstehende, in der Hamburger Neuen Zeitung vom 18. März 1845 mitgetheilte

Sundegeschichte.

Und endlich kommt der Landtag
Zu einem festen Beschluß,
Daß man auch Wege bauen
Und im Stande halten muß.

Der Herzog sendet den Pudel
Mit fürstlichem Rang und Sig,
Die Ritterschaft sendet den Bulldogg,
Die Landschaft ihren Spiz.

Die sollen als Wegcommissäre
Sich Alles genau befehn,
Die Dämme, die Gräben und Brücken,
Landstraßen und Chausseen.

Sie kommen zu Fuß zusammen
Bei einer Frehnerei,
Der Pudel und der Bulldogg,
Der Spiz ist auch dabei.

Doch weil das Wetter so schlecht ist,
Weil's stürmet und regnet zur Zeit,
Da nehmen sie eine Carosse
Zu größrer Bequemlichkeit.

Der Kutscher hat vorgefahren,
Der Pudel steigt ein,
Und von den andern beiden
Will keiner der Letzte sein.

Der Pudel sitzt gemächlich
Wol auf dem Vordersitz,
Und neben ihn setzt sich zur Seite
Gar eilig der kleine Spiz.

Da bellet grimmig der Bulldogg:
„O Spiz, was machest Du?
Der nächste Sitz nach dem Pudel,
Der kommt ja mir nur zu.“

Der Spiz bleibt ruhig sitzen
Und sieht ihn an und lacht:
„Wo steht denn das geschrieben?
Das ist noch nicht ausgemacht.“

Das kränket zu sehr den Bulldogg
In seinem rothen Rock,
Er springt voll Wuth aus dem Wagen
Und setzt sich auf den Bock.

Der Bulldogg führet Beschwerde
Und thut es dem Landtag kund:
Er sei von Geburt was Bessres
Als jeder andre Hund.

Ein Landtag wird gehalten:
Da streitet man Tag und Nacht,
Doch ist nach so mancher Sitzung
Noch immer nicht ausgemacht:

Wer haben soll von beiden,
Der Bulldogg oder der Spiz —
Für alle und ewige Zeiten
Im Wagen den Vordersitz?

Das dritte Lied.

An dem nun folgenden Gedichte gefällt mir die Ueberschrift nicht. Ich will aber damit gar nicht leugnen, daß der mecklenburgische Bauer noch dem bei weitem größten Theile nach ganz so ist, wie er hier geschildert wird, sondern das mit nur sagen, daß man ihn deshalb nicht schelten darf. Jahrhunderte lang dinglich und persönlich unfrei, bloßer

Wirth seines Gutes und seines Leibes nicht mächtig, also ganz der Willkür seines Grund- und Leihherrn hingegeben, — ist es da ein Wunder, wenn er auch bei seinem jetzigen theilweise besseren Zustande mit seinem geistigen Blick noch immer an der Scholle klebt? Und was hätten Ihr sonst noch an unserem Bauer zu tadeln? Ihr sollt mir lange suchen nach einem Menschenschlag von solcher soliden Verständigkeit und solcher gründlichen Gutnützigkeit. „Aber sein übergroßes Mißtrauen!“ Nun, was das betrifft, so ist der Bauer vernünftiger Weise in der ganzen Christenheit nur das, was er kennt; und dann bedenkt doch, daß man ihn von je an und in allen Dingen übers Ohr gehauen hat: fürwahr er mußte wohl mißtrauisch werden, denn das unbedingte Abweisen aller Neuerungen in seinen bestehenden Verhältnissen war sein einziges Rettungsmittel. Aber dies sein Mißtrauen schwindet von Tage zu Tage, seitdem man angefangen hat nicht mehr bloß von „Legung“, sondern viel mehr von Hebung der Bauern zu sprechen: der Unterdrückte ist allenthalben mißtrauisch, der, an dessen Hebung man arbeitet, allenthalben vertrauend und hingebend. Oder hat der Bauer sich etwa gegen die Bauernversammlungen und gegen die Erbpacht seiner Hufe irgendwo gesträubt?! Wenn also unser Bauer noch nicht das ist, was er sein sollte, so schmäheth ihn deshalb nicht, denn er trägt nicht die Schuld davon, sondern seine Grundherren und unter diesen vorzüglich unser Adel. Da sprechen sie, die Herren vom Adel, von ihrem

alten hochberühmten Geschlecht und von den Großthaten ihrer Vorfahren für Fürst und Vaterland — und doch ist es Gott und aller Welt wissend, wie die Herren Vorfahren nie ein anderes Gesetz anerkannt haben als ihren Willen und ihr Gelüst, wie sie das Faustrecht geübt, wie sie immer den Fürsten zu schaffen gemacht, wie sie den Bürger, der mit seinen Kaufmannswaaren friedlich des Weges zog, nieder- geworfen und die Bauern „gelegt“ haben; ja gelegt haben sie ihn, wie man den Hengst legt, und ihn seiner männlichen Kraft beraubt, denn sie haben ihre Bauern nicht bloß meist ausgerottet, sondern auch in den übrig gebliebenen das Bewußtsein ihres alten guten Rechts zerstört und ihnen Kraft und Muth gebrochen. Das ist eine alte Schuld unseres Adels und wenn derselbe wirklich Sinn hätte für historisches Recht, so richtete er zur Sühne wiederum Bauern auf; doch was thut unser Adel? Er bespöttelt und verdächtigt die Bauernversammlungen, er läßt seine Landschulen, nicht aus Geiz, nein principmäßig in ihrem schlechten Zustande, kurz: er will den Bauer gerade so, wie er nachstehend geschildert wird.

Dei meklenbörger Bua ut dei olle gande Tiet.

Ich bün ein meklenbörger Bua,
 En bäten liekrau von Naua,
 Ich lat mi nix verdreiten;
 Ich hew mien Dbaun mit Pierd un Pflug
 Un't leuwe Beih, daamit genau!
 Niehr brunt ich nich tau waiten.

Dei Welt, dei hefft sich umgekehrt,
Und dat is nich den Düwel wiehrt,
Dat kümmt von't vāle Schriewen.
Dat junge Volk wātt alltaulaut
Un steet tauvāl bei Rās' in't Baul,
Dat scholl et laten bliewen.

Wer'n lütten Katechismus weit
Un dat wat in't Gesangbuck steiht,
Hätt naug geliehrt vör't Lāwen.
Dei weit Bescheid mit Hül und Pott,
Lāwi still un fredlich, ahn Verdrott,
Un kümmt of in den Hāwen.

Au schall dei Jung un of dei Diern
Noch in dei Schaul dat Schriewen liehn;
Wat sünd mi dat vör Saten?
Dat makt dat Volk man upsternatsch
Will nix miehr dhaun un ward tau staatsch
Un röög't nich miehr dei Knaken.

Wat kümmt mi politsche Kraam,
Datau dei ganze Tiedingsbllaam,
Doavan man vāl hört größen?
Wenn buten sīk dei halwe Welt
Mitunner up den Kopp of stellt
Dat schall mi nix verschöalen.

Laat't jümmer werden wat et wadd!
Brät' iē mi man recht dick un satt
Denn bün iē heil taufreden.
Jē gāw mien Stüür as't sīk gehüürt,
Den Papen dat wat em gebüürt;
Wat helpt dat vāle Reden?

Enackt mi man nie von Dütschheit vör;
 Dat weit so ein halswuffen Göder
 Kein Dütschland is tau sinnen.
 Of siene Frieheit kenn ich nich
 Dei sitt villicht am innerlich,
 Ik will's am nich afwinnen.

Ik weit nich wat dei Dietgeist is;
 Doch glöw id't säka un gewiß
 Sei is en quatschen Bengel.
 Unf' Kösta meint: Dei lät nie stahn,
 Dei hadd' uns bröcht dei Iesenbahn
 Un nieje Pumpenschwengel.

Dei gaude Diet, dat ging' noch mit,
 As wi sacht können Schritt vör Schritt
 Dörch unse Modder führen;
 Wi schleken eben dörch den Slamp
 Un läten uns von Rook un Damp
 In unsen Sloap nich führen.

Nu geiht dat lustig fuurt: Suchhe!
 Hals äwer Kopp up bei Schasseer;
 Man kann sik tuum erhalen.
 Ball, glöw id, führ wi dörch dei Luft
 Grar in den Maan, dat't man so püßt.
 Dat schall dei Düwel halen!

Ik sägg juch: lat't dei junge Welt
 As't är beleiw't un är geföllt
 Uns an tum „Fuurtschritt“ driewen.
 Ik denf, wi warben vör dei Hand, —
 Gahn wi man nich in'n Tollverband —
 Noch woll dei Ossen bliewen!

Das vierte Lied.

Und nun geben wir noch ein schönes neues Lied aus des Pastors Seidel zu Berlin Zeitgedichten: Aus der Kirche. Es ist dies eine sehr ergötzliche Schilderung eines alten „Gottswort vom Lande.“ Freilich haben wir noch viele Exemplare von dieser Sorte, aber über ein Kurzes werdet ihr sie nicht mehr sehen, denn der junge Nachwuchs ist keinesweges indolent, sondern strebt mit aller Kraft nach geistlicher Herrschaft und möchte gern den Laien das Seil wieder über die Hörner ziehen. Unsere Landeskirche bietet überhaupt jetzt einen ganz eigenthümlichen Anblick. Durch unbekannte tellurische und siderische Einflüsse ist nun schon seit geraumer Zeit statt des Röhr'schen und Wegscheider'schen Christenthums die unbedingte Gläubigkeit à la Tholuck und Hengstenberg wieder herrschend geworden, denn die jetzigen Reformbestrebungen der Köthenschen Lichtfreunde sind noch nicht nach unserer ultima Thule gedrungen oder doch nur von Einzelnen aufgenommen, namentlich vom Pastor Runge zu Woldegk, der aber dieserwegen einem Gerüchte nach gleich ein Colloquium mit dem Strelitzer Consistorium hat bestehen müssen. Die herrschende unbedingte Gläubigkeit hat nun den alten billig denkenden Rationalismus, der fünf gerade sein ließ und unter dessen Krummstab ganz gut wohnen war, total außer Cours gebracht und wer jetzt nicht unbedingt gläubig sein will, dem bleibt nichts anders übrig als unter die Ungläubigen zu gehen, während ein solcher früher auch mit einem

sehr radicalen Rationalismus nichts zu befahren hatte. So haben sich die Gegensätze auf dem religiösen Gebiete jetzt weit schärfer herausgestellt und es giebt nur noch wenige Indifferente, während der früher gäng und gebe Rationalismus eigentlich überhaupt nichts weiter war als Indifferentismus, denn nicht der Ungläubige ist indifferent, sondern der Rationalist, der fünf gerade sein läßt. Dem geistlichen Stande sagt dieser Zustand der scharfen Gegensätze vollkommen zu. Mit ihm haben sie erst wieder einen festen Boden unter den Füßen und ein bestimmtes Ziel: die Priesterherrschaft mit Excommunication und Kirchenbußen aller Art; Pietismus und Fanatismus finden sich daneben von selbst ein. Man hält schon Kirchenversammlungen unter dem bescheidenen Namen von Predigerconferenzen und der *esprit de corps* findet sich bereits wieder ein und unsere Geistlichen, die sonst nur am Bäffchen als solche zu erkennen waren und an einem schmalen seidenen Fähnchen und die eben so wie die Staatsdiener in denjenigen Ländern, in welchen die Bureaucratie noch nicht übermächtig ist, sich gewissermaßen genirt fühlten in ihrer Uniform, sie haben jetzt alle wieder sich in den Chorrock gehüllt und das Barett aufgesetzt. So stirbt das alte „Gottswort“ immer mehr aus. Es zerfiel aber dieses alte Gottswort in 1) Ackerpastoren; diese betrachteten ihren Acker als die Hauptsache und das Predigtamt als ein auf demselben ruhendes Dnuß; 2) proceßlustige Pastoren; sie fanden den höchsten Genuß in Rechtsstreitigkeiten mit ihrem Patron, wenn dieselben auch nur Eier und Würste be-

trafen; 3) gelehrte Pastoren, welche für die alten löschpapiernen allgemeinen Literaturzeitungen arbeiteten; 4) die Episturäer unter den Pastoren; ein solcher nun ist unser

Pfarrer von Grünau.

1. Timoth. 3, 1. So Jemand ein Bischofsamt
begehrt, der begehrt ein köstliches Werk.

Im Schatten der düstigen Linde
Der Pfarrer von Grünau saß,
Und gebratene junge Hühner
Mit grünen Erbsen aß.

Schön glänzte der damastine Schlafrock,
Und die Mütze, so weiß und fein,
Gab ihm, sah man ihn von Ferne,
Eine Art von Heiligenschein.

Er aß, und sprach beim Essen
Gelehrtes so mancherlei.
Der junge bescheidene Walter
Kopfsneigend saß dabei.

Gegen Dunkelmänner und Mystik
Und all' die neue Lehr,
Auch gegen der Weisen Sophistik
Der Alte polterte sehr.

Und als sie satt gegessen,
Kam Kaffee, Taback und Licht;
Da hielt, wie Zeus, aus der Wolke
Der Alte ein strenges Gericht.

Und sprach von schätzigten Bauern,
Von Meßkorn und Mäßen zu klein,
Von unbezahlten Gebühren
Und Würsten, so hart wie ein Stein.

Und als er genug gesprochen,
Da nahm man Journale zur Hand;
Der Alte die Allgemeine,
Und Walter von Nöhr einen Band.

Allmählig sank die Sonne,
Die Glocke hallte durch's Thal;
Es kehrten heim von der Arbeit
Die Schnitter in großer Zahl.

Und als sie genug gelesen,
Da machte Mütterchen Thee;
Sie gingen hinein in die Stube,
Er saß auf dem Kanapee.

Und die Schnitter nebst Weibern und Kindern,
Die gingen allmählig zur Ruh' —
Wohl tausend unsterbliche Seelen —
Und schlossen die Augen zu.

Doch der edle Hirte von Grünau,
Der wachte noch treu für sie,
Mit dem Amtmann, der eben gekommen,
Spielt' er eine kleine Partie.

Und als der Amtmann gegangen,
Da sprach er: „Zu ruhen ist's Zeit;
Und legt' sich, und las noch im Bette
Homeros, den Tröster im Leid.

Und als er sich reichlich erbauet,
Da legt' er sich auf das Ohr,
Und pries den gütigen Schöpfer,
Der ihn zum Pfarrer ertor.

Erasmus Alberus.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Er war in der Wetterau geboren. In seiner kurzen Beschreibung der Wetterau sagt er selbst: „Dies habe ich geschrieben, der Wetterau meinem Vaterlande zu Ehren.“ Er studierte zu Wittenberg und war anfangs ein Anhänger Carlstadt's, um 1520. Als er Luther's Lehre näher kennen lernte, wendete er sich ganz derselben zu, wie er es selbst in seinem Buche „wider die Lehre der Carlstädter“ (1552, 53. geschrieben) berichtet: „Ich war erstlich auch der Meinung, durch den Carlstadt verführt, man müßte kein Bild, auch nicht ein Crucifix haben, bis ich sahe was Dr. Martinus von Wildern schriebe. Da dankte ich Gott um den klaren und rechten Bericht. Denn ich trachtete stets mit Ernst darnach, daß ich rechten Verstand der Religion möcht überkommen. Da mir nun die Wahrheit aus Dr. Martini Büchern so hell ins Herz leuchtet, ließ ich die Carlstädtsche Schwärmerei und Lügen fahren.“ Ferner ebendasselbst: „Ich habe droben gemeldet, daß Carlstadt mich als einen jungen Studiosum der heil. Schrift schier verführet hätte, da er lehret, man solle nur mit einer und nicht mit vier Stimm-

men singen, denn gleichwie nur ein Gott wäre, sollte nur eine Stimme sein u. s. w., bis ich merkte, daß er toll und thöricht war. Desgleichen fiel ich auch seiner Schwärmerei von Bildern zu, bis ich Dr. Martini Bücher las, da konnt und wollt ich nicht dem heil. Geist und der öffentlichen Wahrheit widersprechen. Denn irren ist menschlich; aber der erkannten Wahrheit widersprechen, ist teuflisch.“

Um's Jahr 1524 war er Schulmeister zu Ursel in der Wetterau. Bald darauf verbreitete er zuerst die evangelische Lehre in dem Ländchen Dreieichen zwischen Hanau und Frankfurt. Er war elf Jahre Pastor zu Sprendlingen und danach noch einige Zeit zu Gözenhain.

Wahrscheinlich begannen um diese Zeit bereits die Verfolgungen, denen seine religiöse Ueberzeugung und sein Freimuth so oft ausgesetzt waren. Darauf deutet eine Stelle in seiner Schrift „wider die Carlstädter“: „So böse Buben waren die Schwärmer, daß sie mir, als ich Pastor zu Sprendlingen war, für meine Wohnung liefen und spotteten mein mit meinem Luther, weil ich nicht mit ihnen rasen und toben, die heiligen Sacramente schänden und gute Ordnung verachten wollte.“

Danach ward er vom Churfürsten Joachim II. von Brandenburg zum Hofprediger nach Berlin berufen, bald aber wieder verabschiedet, wahrscheinlich weil er den Hofston nicht zu treffen wußte, denn er mochte wohl beobachten, was ihm Luther rieth, als dieser von ihm befragt wurde, wie

er vor dem Fürsten predigen solle. „Alle Deine Predigten, antwortete Luther (Tischreden 1567, Bl. 236 a.), sollen aufs einfältigste sein, und — siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albern, groben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürst sein wird.“

Bewundernswerth ist, daß Alberus bei solchen Erlebnissen und beinahe immer ohne festen Wohnsitz noch Zeit gewann zu literarischen Arbeiten. So gab er im Jahr 1540 ein deutsches Reimlexikon heraus, das aber zugleich als deutsch-lateinisches Wörterbuch dienen sollte. Es ist dies der erste Versuch, die Reimwörter des deutschen Sprachschazes zusammenzustellen *).

Da berief ihn der Rath der Neustadt Alt-Brandenburg 1541 zum Pfarrherrn. In diesem neuen Amte ward er nebst einem andern Geistlichen vom Rathe der Altstadt beauftragt, eine Kirchenvisitation vorzunehmen. So untersuchten sie denn auch das dortige Barfüßer-Kloster. Berlin war nämlich damals noch nicht die „Hauptstadt der Intelligenz“ und in der Mark gab es noch Mönche. Alberus war von dem, was er sah und erfahren mußte, dermaßen überrascht, daß er dadurch zu einem eigenen Buche veranlaßt wurde, worin er die noch vorhandenen Gräuel der Möncherei auf-

*) Novum dictionarii genus, in quo ultimis seu terminalibus germanicarum vocum syllabis observatis latina vocabula sese offerunt. Francofurti, Egenolphus 1540. 4. Auf den Bibliotheken in Dresden und in Wolfenbüttel.

deckte. Das Buch erschien schon im folgenden Jahre bei Hans Lust in Wittenberg mit einer Vorrede Luther's, unter dem Titel: „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran.“

In der Ansprache an den christlichen Leser spricht er sich näher darüber aus: „Wir funden auch Bücher in ihrem Refectorio (es war da keine Bibel), darinnen solche erschreckliche Gotteslästerungen stehen, dergleichen unser keiner nie zuvor gehöret, hatte auch nicht gedacht, daß jemand solch toll, unsinnig und leichtfertig Ding erdenken noch glauben soll. Ich habe aber aus vielen Legenden mehr denn 500 aufgezeichnet und verteutschet, und das meiste Theil gezogen aus einem Buch, welches sie nennen: *Librum conformitatum*, und ist der Barfüßer Alcoran, schier so dick als eine halbe Bibel, auf das man sehe, was für ein Regiment der Satan unter den Mönchen geführt, und die Klöster nichts denn Nordgruben und Hinnothale sind.“

Noch in demselben Jahre, als dies Buch erschien, ward Alberus wieder verabschiedet. Der Grund dazu mag wol diesmal hauptsächlich gewesen sein, was Luther in seinen Tischreden (Bl. 386 b.) erzählt: „Es hat neulich ein großer Fürst dem Erasmo Albero Urlaub gegeben, nur darum, daß er hat geschrieben an ihn, es sei nicht recht, daß die armen Pfarrer sollen Schagung und Steuer geben von ihrem Solde, so sie sonst kein Gewerbe noch Zugänge hätten denn ihren Sold, davon sie nährlich das treuge Brod haben möchten zu

essen, und diesen Sold sollten sie noch verschagen; aber er mußte darum das Land räumen, und haben ihm die Bürger, da er gewesen, dazu ein Paar Schuhe an die Thür gebunden, und darüber geschrieben: Surge et ambula (steh auf und wandle)! Hat also mit Schanden müssen davon ziehen als ein Aufrührer. Wolan, wollen wir also anfangen a Domo Dei, so sei es Gott geklagt."

Gleich darauf ward er Prediger in seiner Heimath zu Baden unweit Friedberg und erhielt das Jahr danach (1543) unter Luther's Vorsitze die theologische Doctorwürde.

Als Kaiser Karl V. um diese Zeit die unter dem Namen Interim bekannte Verordnung gegeben hatte, wie es im deutschen Reiche mit den streitigen Punkten in der Religion gehalten werden soll, protestierten viele Theologen dawider; einer der heftigsten Gegner war unser Alberus. Ueberall verfolgt, wendete er sich nach Magdeburg; dort fand er, wie andere gleichgesinnte Geistliche (Amstorf, Galus, Flacius Illyricus), eine sichere Freistätte. Er hielt sich dort schon seit dem Sommer 1549 auf, oder wol noch früher, und blieb daselbst während der Belagerung, welche die in Acht erklärte Stadt vom Churfürsten Moriz von Sachsen auf kaiserlichen Befehl auszustehen hatte vom 16. September 1550 bis zum 9. November 1551. Unterdessen zog der Churfürst Joachim von Brandenburg die Güter ein, welche dem Erasmo Albero, welcher sich den Rebellen und Eßtern von Magdeburg zugethan und noch allda ist, wegen seines

Weibes Eltern, so in unser neuen Stadt Brandenburg gewohnt, zugefallen.“ *)

Nachdem sich Magdeburg endlich durch Capitulation übergeben hatte, erging es dem Alberus besser als ihm seine Feinde wünschten: der Churfürst Moritz vergaß Alles was Alberus ihm angethan hatte. So meldet der Stadtschreiber Merkel in seinem Bericht von der alten Stadt Magdeburg Belagerung: „Die Ausöhnung der Prädicanten ist auch ohne einige Anmuthung gewilliget und ist keinem kein Leid widerfahren, und obwohl Ihro Churfürstl. Gnaden von Dr. Erasmo Albero in öffentlichen und heimlichen Schriften, mit Reimen und Gemälden gröblich angegriffen, so haben doch Ihro Churfürstl. Gnaden deshalbn mir Heinrich Merkeln diesen Bescheid selbst im Felde gegeben, wie ich auf Befehl eines ehrbaren Raths für gedachten Dr. intercediret, daß Seine Churfürstl. Gnaden sein Blut nicht begehrt, man sollte ihn aber hinweg schaffen, hätte es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte u. s. w.“

Während seines Magdeburger Aufenthalts gab er 49 Fabeln heraus, die im Jahre 1550 zu Frankfurt erschienen unter dem Titel: „Das Buch von der Tugend und Weisheit.“

Alberus lebte dann einige Zeit in Hamburg und wendete sich darauf nach Lübeck. Hier gerieth er in Streitigkeit

*) Nach Archiv-Nachrichten, mitgetheilt vom Herrn Archivar Tisch in Schwerin.

mit dem Hospitalsprediger Morzke. Dieser Geistliche war, wie es scheint, sehr anmaßend, händelsüchtig und unwissend. Er hatte den Alberus auf öffentlicher Kanzel angegriffen, auch noch außerdem gegen ihn geschrieben. Alberus fertigte ihn ab in einem groben Briefe, worin er ihn einen Eselskopf nennet, der nicht einmal declinieren und conjugieren könne (Morzke hatte nämlich exulorum statt exulum geschrieben) u. s. w. Der Rath legte sich ins Mittel, entschied sich für Morzke und wies den Alberus zum Thore hinaus.

Zu Anfange Octobers 1552 empfahl ihn der Moskower Professor Pegel dem Herzoge Johann Albrecht dem 1. von Mecklenburg zu einer erledigten Pfarre in Wismar. Am 19. October berief ihn der Herzog zum Prediger in Neu-Brandenburg und Superintendenten des Landes Stargard. Aber auch hier fand er keine Ruhe. Der Rath widersetzte sich der Bestimmung der Pfarre, da ihm seine Lehre verdächtig schien, entzog ihm die Einkünfte der Pfarre, ja verbot allen Verkehr mit ihm, so daß Alberus nur mit Mühe das Nothdürftigste kaufen konnte und in großer Armuth lebte. Hier schrieb er sein letztes Buch, das oft erwähnte: „Wider die Lehre der Carlstädter.“

Am 5. Mai 1553, Morgens 9 Uhr, starb er plötzlich, jedoch mit vollem Bewußtsein, wahrscheinlich in Folge ungewöhnlicher geistiger Anstrengung. Er war am Abend vorher noch völlig wohl gewesen, jedoch um Mitternacht aufgestanden und in den Garten gegangen, wo er „unter dem

Himmel mit gefalteten Händen auf seinen Knien bei einer Stunden so heftig den lieben Gott gebeten, daß er ihn aus dieser Verfolgung und Verachtung erlösen wollte, und so bitterlich geweint, als ein Kind, daß man mit Ruthen häupte.“ *)

Seine Frau brachte ihn zwar wieder zu Bette, er stand aber bald wieder auf, fühlte „speciem apoplexiae“ und sein nahes Ende, und redete und betete viel. Wenige Minuten vor seinem Ende stand er noch vom Stuhl auf, kniete nieder, empfahl „mit hellem Seufzen seinen Geist dem himmlischen Vater“ und gleich darauf verschied er. Am 6. Mai zur Besperzeit ward er in der Pfarrkirche vor dem Hochaltar begraben. Er hinterließ eine Wittwe und vier Kinder.

Alberus war, wie sein Verwandter Micrälius erzählt, siebenmal seines Amtes entsetzt worden, aber es kann ihm nur zur Ehre gereichen, daß er überall furchtlos und ohne Rücksicht die Wahrheit verkündete und lieber ein sicheres Amt und ein sicheres Auskommen aufgab als seiner Ueberzeugung untreu zu werden sich je entschloß. Er war ein Mann von ganz entschiedener politischer und religiöser Gesinnung und blieb bis an seinen Tod ein treuer und leidenschaftlicher Anhänger der neuen Lehre. In einer Zeit, wo nothwendig Partei ergriffen werden mußte, verachtete er mit Zug und Recht alle Launen, Flauen, Halben, Parteilosen. Dabei war

*) Dies und das Folgende nach Archiv-Nachrichten, mitgetheilt vom Herrn Archivar Lisch.

er sehr gelehrt und witzig und ward eben dadurch ein sehr gefährlicher Feind des Papsts und Pfaffenthums.

Möge seine Fabel vom Löwen, Bären, Wolf und Fuchse auch heutiges Tages, weil es sehr Noth thut, Beherzigung finden, auf daß der Fuchse immer weniger und der Bären immer mehr werden!

Holdorf bei Brül, 5. Juni 1845.

Hoffmann von Fallerleben.

Die 36. Fabel des Erasmus Alberus.

Von einem Löwen, Bärn, Wolf und Fuchs.

Der Löw ein Schloß hatt, das war fier

Und ward genannt Tyrannenbergr.

Das Schloß ward ihm darnach verbrennt,

Daß man die Stätt kaum jezund kennt,

Doch sind die Funken mächtig fern

Gestoben unter ander Herren.

Als nun der Löw das Regiment

Noch inn hatt, hat er ausgesandt

Sein Botschaft in das Land umher,

Und unter andern war der Bär

Aus seinem Schloß, hieß Greifenthal,

Verufen in des Löwen Sal.

Der Wolf mit ihm zog alsobald,

Der saß nit fern von ihm im Wald;

Daselbst war er ein reicher Graf,

Hatt mehr denn siebentaufend Schaf,

Bierhundert Geiß, und Gäns ohn Zahl,

Sein Schloß das hieß man Würgenthal.

Das Füchselein macht sich auch herbei,
 Daß ihr zu Hauf warn eben drei.
 Der Fuchs auch einer vom Abel war
 Und hat nit weniger all Jahr
 Dann sechshalbundert Fühner falln,
 Die mußten täglich zu ihm walln
 Mit herrlicher Proceßion.
 Der Fuchs empfing die Fühner schon ¹⁾
 Und zog mit ihn ²⁾ in sein Gemach,
 Das hieß mit Namen Greifenach;
 Er hatt auch Gänß und Enten gnug
 Und man ihm täglich mehr zutrug.

Der Bär ein reicher Herzog war,
 Dem mußt man liefern alle Jahr
 Auf Martini des Morgens früh
 Neunhundert Esel, tausend Rüh
 Und darzu viel tausend Schwein,
 Daß sie kaum all zu zählen sein.

So wölten wir nun zeigen an,
 Was sie beim Löwen han ³⁾ gethan.
 Sie kamen für des Löwen Haus,
 Da schickt der Löw einen Knecht hinaus,
 Daß er dem Bärn sollt sagen an,
 Er sollt hinein zum König gahn ⁴⁾.

Als er zum Löwen kommt hinein,
 Da heist der Löw ihn willkommen sein,
 Und mußt mit ihm spazieren der Bär
 Allenthalben im Sal umher.

¹⁾ schon, schön. ²⁾ ihn, ihnen. ³⁾ han, haben. ⁴⁾ gahn, gehen.

Da sprach der Löw: mein Bär, sag mir
Dein Meinung, wie gefällt es Dir?
Er sprach: wollt ihr dann wissen wie?
Es stinkt so trefflich übel hier,

In der Spelunken möcht ich nicht
Haushalten, das ist ausgerichtet¹⁾.

Da sprach der Löw: wie sagstu, Tropf?

Und nahm ihn flur bei seinem Kopf

Und riß ihn nieder zu der Erden,

Ein heilger Märtyler²⁾ muß er werden.

Solchs macht den Wolf und Fuchs verzagt.

Bald ward dem Wolf auch angesagt,

Er soll zum Löwen gehn hinein,

Er dacht, das will der Teufel sein!

Als er hinein zum Löwen kam,

Der Löw den Wolf bald mit sich nahm

Und führt ihn im Palast umher.

Der Wolf sah, wie der arme Bär

Dort lag und ander Aas darzu;

Da lag ein Schwein, dort lag ein Kuh,

Hie lag ein Kopf von einem Gaul,

Dort lag ein rauhes Ochsenmaul,

Da lag ein Schwanz, dort lag ein Horn,

Hie lagen lange Eselsohren,

Da lagen Bein, dort lagen Fuß —

Der Wolf gedacht: hab dir die Drüs!³⁾

Zulezt, da er ihn hatt nun lang

Umhergeführt, da ward ihm bang;

¹⁾ ausgerichtet, ausgemacht. ²⁾ Märtyler, Märtyrer. ³⁾ hab
dir die Drüs, krieg du die Pestilenz!

Er dacht: was willst⁸⁾ zu ihm sagen,
 Wann er dich wird um Antwort fragen?
 Der Löw fragt ihn, wie's ihm gefiel?
 Dem Wolf gefiel nit wohl das Spiel.
 Er dacht: ich will ihm dennoch geben
 Solch Antwort, daß ich bleib bei Leben.
 Er sprach zu ihm: auf meine Treu
 Sag ich, es ist ein schön Gebäu,
 Und reucht dazu so mächtig wol,
 Daß billig ein Löw hic wohnen soll;
 Das sag ich auf das Sterben mein,
 Es geht ein süßes Lüftlin rein
 Vom grünen Wald, o Gott wie gut!
 Das einem sanft⁹⁾ im Herzen thut.

Der Löw gedacht: es hilft dich nicht.
 Er sprach: o feiger Bösewicht!
 Wie kann der Wolf so weidlich¹⁰⁾ lügen,
 Daß sich davon die Balken biegen!
 Drum ich Dich wahrlich strafen muß:
 Wolan, ich leg Dir auf die Buß.
 Da nahm er ihn beim Hals behebend
 Und half ihm zu seins Lebens End.

Der Wolf hat nun auch sein Bescheid.
 Dem armen Fuchs war draußen leid,
 Doch fand er bald ein feinen Rant,¹¹⁾
 Wie er sich gegen dem Gestant
 Wollt halten und trafs dennoch eben,¹²⁾
 Also daß er behielt sein Leben;

⁸⁾ willst, willst Du. ⁹⁾ sanft, wohl. ¹⁰⁾ weidlich, trefflich.
¹¹⁾ Rant, List. ¹²⁾ eben, recht.

Denn als er war beruft hinein
Und sagen sollt die Meinung sein,
Da hielt er zu die Nas und sagt:
Ich werd vom Schnupfen wol geplagt
Nun länger dann vierzehn Tag,
Es ist wahrlich ein häßlich Plag,
Die macht daß ich nichts riechen kann,
Ich wollt sonst gerne zeigen an
Mein Meinung, wann der schändlich Schnopf
Nicht so verwüst hätt meinen Kopf.

Dem Fuchs half also seine List,
Daß er beim Leben blieben ist.

M o r a l e.

Der Leut findt man je hunder viel,
Die listig sind und schweigen still
Und nehmen sich des Schnupfens an,
Wie dieses Fuchslin hat gethan,
Als ob der Weg der sicherst sei,
Daß man sich häng an kein Partei;
Denn entweder sie bleiben stumm,
Oder sprechen: mumm, mumm, mumm, mumm.
Das sind die Weisen in der Welt,
Kein Frommer aber von ihn hält.
Der Bär wird für gerecht erkannt,
Der hat weiß weiß, schwarz schwarz genant.
Ein frommer Mann die Wahrheit soll
Verleugnen nimmer, ob er wol
Darum muß wagen Leib und Leben.

Reinhardiana.

Subscriptionseinladung.

An alle gläubige Seelen dieser Stadt ergeht hiemit die Einladung, sich in meinem neu decorirten Locale zu einem großen Missionszweckessen zu versammeln.

Die Theilnehmer dürfen sich einen reellen Genuß versprechen, namentlich von einer großen Hammelteufe à la Krumm-Macher, mit der bekannten Leo-Dehmel'schen Senffauce. Beigegeben werden zwei riesenhafte Schüsseln mit langem Kohl, der in Basel gezogen ist.

Vor dem Braten wird ein Lied angestimmt, dessen Text auf den Servietten gedruckt zu finden ist.

Die Teller sind mit den wohlgetroffenen Portraits vieler gänzlich unbekannter Heidenbekehrer geziert.

Auch wird sehr gebeten, einer neuen Sorte von Blätterteig ein christliches Augenmerk zu schenken. Die Blätter dieses Teiges sind mit erbaulichen Stellen aus Tractätlein bedruckt.

Die ausgebrachten Gesundheiten werden mit geistlichen Völlerschüssen begleitet, d. h. es werden Kraftstellen aus der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung vorlesen.

Nach dem Braten werden Beiträge eingesammelt. Name des Gebers und Größe der Gabe werden späterhin durch den Druck veröffentlicht werden. Die Seelen mögen indeß nicht vergessen, daß wir den Gulden nur zu 31 Schill. nehmen können.

Die übrig gebliebenen Knochen sollen den hiesigen Stadtparmen vorgeworfen werden, und denselben unverwehrt bleiben, sich davon eine Rumford'sche Suppe zu kochen. — —

Nach Tisch große pantomimische Vorstellungen:

- 1) Wie der Heidenbefehrungsgeist in einen Schlesiſchen Leinwebergeſellen hineinfährt, und wie ſelbiger davon ganz aufgeblaſen wird.
- 2) Wie zwei bekehrte Hundsruppenindianerjünglinge ſich die Augsbургſche Confuſion verſchören.
- 3) Die Schäferſtunde. Ein Geſpräch zwiſchen der Seele und ihrem Bräutigam, durch einen erweckten Bauepredner aufgeführt.
- 4) Der zum Durchbruch gekommene Robbenfänger. Man achte beſonders auf das Ninenſpiel, wie der Darſteller mit einem Auge unverwandt nach einer Stelle blickt, wo ein Sechund emportauſchen ſoll, und wie er mit dem andern Auge in den aufgeschlagenen Luther'schen Katechiſmus hineiſieht, um ſich die große Waſſerfrage einzustudiren.
- 5) Einige Stücke aus dem Exercier-Reglement für junge Heidenbefehrer. Das Kreuzſchlagen in drei Tempos. Die halbe und ganze Drehung der Augen. Der fromme Hühnerblick. Sentung des Mundwinkels.
- 6) Die Windmühle. Eine Kinderwindmühle wird hingestellt. Sobald ein Miſſionsbericht in die Nähe gehalten wird, fangen die Flügel an zu gehn.

Der Unterzeichnete.

Aphorismen zum Lobe der Stuger.

Gleichwie die Natur am größten iſt im Kleinen, und das Mikroskop uns eine ganze Welt von Wundern aufſchließt; alſo iſt auch der Stuger eine Welt voll Kleinigkeiten. Da iſt nirgends blinder Zufall, ſondern Alles nach Abſicht und Plan geordnet: Vöcken, Vatermörder,

Handmanschetten, Alles muß den großen Zwecken ihres Schöpfers dienen.

Und gleichwie die Griechen in ihrer herrlichen Sprache für Schmutz und Ordnung und Welt ein Wort haben, das alle drei Begriffe zugleich bedeutet; so sind auch dem Stuger diese drei Begriffe eins; und sein Fuß ist zugleich seine Welt, und er hält sich erst dann für einen ordentlichen Menschen, wenn er Toilette gemacht hat.

Der Stuger ist aber nicht bloß im Allgemeinen ein Grieche und ein von Salben duftender Mann von Athen, sondern im Besondern auch ein Spartaner. Wenn die alten Spartaner sich bemühten, mit wenig Worten Viel zu sagen, so gelingt dem Stuger die weit schwierigere Aufgabe, daß er mit allen Worten gar Nichts sagt. Solchergehalt wird er Philosoph und Denker, und arbeitet sich unverdrossen hin bis zu jenem Punkte, von dem alle wahre Speculation ausgehn muß, nämlich vom Nichts. Er ist ein Socrates mit Handmanschetten und spricht: ich weiß, daß ich nichts weiß. Er ist Hegelianer, und sein ganzes Sein ist äqual Nichtsein. —

Wer mit geringen Mitteln Großes leistet, der verdient unsre Bewunderung. Was dem Grönländer sein Seehund, dem Araber sein Kameel, das ist dem Stuger sein Spiegel. Der Spiegel ist ihm Alles: sein Rathgeber, sein Freund, sein Vertrauter, sein Beichtvater, seine Justiz-Canzlei, sein Oberappellationsgericht.

In der Sorge für seinen Bart gleicht der Stuger dem Morgenländer, der da glaubt, daß jedes Haar dieses Männerschmucks von einem Engel bewacht werde. So auch glaubt der Stuger, daß seine Geliebte, ein wahrer Engel, auf jedes Haar in seinem Barte ihr zärtliches Augenmerk lenke. Weit entfernt aber, in orientalische Weichlichkeit zu versinken, ist und bleibt der Stuger eine wahreeldenseele, und weiß die Bähne selbst da, wo's gar nicht nöthig wäre. Das ist nicht Muth, nein das ist verwegene Kühn: und kühne Verwegenheit.

wie wir sie an dem schwedischen zwölften Karl mit Erstaunen und mit Grauen wahrnehmen.

Doch erst wo das Spröde mit dem Zarten, wo Starkes sich und Weiches paarten, da giebt es einen guten Klang. Der heroische Mund des Stügers, der so gern auf Kriegsfuß lebt, ist zugleich süß und milde wie ein Topf mit Honig.

Seine Rede aber ist noch tiefer als der Ocean, alldieweil gar kein Grund in ihr zu finden ist. Sein Witz ist kein Engländer, der alles Fremde beachselzucht, sondern ein Deutscher, der nach der frommen Weise der Väter nur das Fremde achtet, lieb und werth hält und sich aneignet. Der Witz des Stügers ist aber nicht bloß ein Deutscher, sondern auch kein Firstern, sondern leuchtet mit einem sanften, planetarischen Lichte. Zugleich ist derselbe permanentes Mitglied des Mäßigkeitsvereins.

Ueber den Taback denkt er wie der Kaiser von China, der ein geschwornener Feind dieses infamen Stinkkrauts rothköpfiger Barbaren ist; — und wie Goethe, der Kaiser der neuen Literatur, — und wie Napoleon, der die Raucher für Schweine erklärte.

Wenn besagter Goethe alles Ernstes darauf dringt, daß ein strebender Kopf nicht ins Unendliche und Maßlose schweifen, sondern überall sich weise beschränken solle; so übt der Stüger dieses Gebot, ohne es zu kennen, und bewahrt sich lebenslänglich jene herrliche Unschuld, die wir die kindliche nennen, und über deren Verlust Paulus nicht genug klagen kann.

Zugleich aber ist der Stüger auch ein Mann des Fortschritts und der Bewegung, weil er jeder neuen Mode folgt, und weil bekanntlich kein Ding auf Erden mehr ein perpetuum mobile ist, als die Mode. Das Praktische und Reale gilt dem Stüger mehr als Alles. Die Weisheit gilt ihm mehr als die Weisheit; eine einzige Sophie hat er lieber als sämtliche Philosophen von Aristoteles bis Hegel; eine

neue Oper setzt er über sämtliche opera omnia scriptorum; in das Anschauen seiner eignen schönen Hand vertieft er sich mit mehr Andacht, als in Goethe's Faust.

Glücklicher Mensch der Stuger! Was andern armen Erden söhnen erst nach jahrelangem Fleiß und mühevollen Streben gelingt, daß er nämlich Freude empfinden lernt an sich selbst; das gelingt dem Stuger schon beim Beginn seiner Studien und ohne sonderliche Mühe. Wenn aber dies Letztere nicht ein besonderes Kennzeichen im Signalement eines Genies ist, so weiß ich's nicht, und erbitte mir darüber portofreie Aufklärung.

R e d e,

gehalten bei Eröffnung des Dämel-Clubs zu Alten-Karin.

Denn warum?

Wer wagt es zu behaupten, daß die Europäische Menschheit bis an den Wendekreis des Krebses gekommen? daß einem Geheimen Cabinetsrescript zufolge die nächste Generation im Zeichen der Knute geboren werden soll? Wer getraut sich, den Indicienbeweis zu führen, daß man damit umgehe, den Meridian des neunzehnten Jahrhunderts über Peking zu legen? — Wer wagt das? — Der trete hervor aus dem Giede und schweige.

O ihr thörichten Jungfrauen, ihr werdet schwerlich die Zeit erleben, daß der Moskoder Petriturm seinem Collegen in Hamburg einen Besuch abstattet, daß ein Hofstaat ohne Büdlinge leben und der deutsche Michel nicht mehr spinnen mag. Grämt euch deshalb nicht darüber, was die Ihr sein möge. Und gesetzt auch, es hätte ein Minister der Volksaufklärung sich in einen Nachtwächter verpuppt, und ein Ratteker wäre heimlich auf den Thurm geschlichen und hätte den

Stundenweiser auf die große V gestellt und den Perpendikel angehalten. Vergebliches Bemühen! Zuvor müßt ihr den Haushaltungs-Calendar von 1788 wieder eingeführt und die Parole des Decenniums vertauscht haben, die eiserne Parole: Rütmeier, wehr di! —

Bei Licht besehen, ist es jedoch keineswegs nöthig, majorenne Freiheitsgedanken in Planell einzupacken; und die Censur ist auf einem argen Holzwege, wenn sie den unsterblichen Genius für einen Ziegenbock ansieht, den sie tüdern müsse. Obgleich es auf der andern Seite auch viel Rührendes hat, wenn man alten Knasterbärten beim Schreiben die Hand führt und ihrem inwendigen Hunger doppelte Rationen giebt von jener lieblich sanften Speise, welche man Möschen nennt. Auf diese Weise hat ein Hoher Rath dafür gesorgt, daß das Volk ewig jung bleibe; denn Jedermann fürchtet die Fußangeln, die rings um den Baum des Erkenntnisses gelegt sind. Und unter den Schwarzköpfen sterben so leicht die Leute nicht aus, die in Bückeburg geboren sind und für den Despotismus in Accord arbeiten. Deshalb findet es die literarische Zeitung so sehr in der Ordnung, daß die Censur qua solche jedem gebornen Lappländer ein Freibillet zur ersten Rangloge schenke. O süßer Traum der Knabenjahre! O sehr hoch zu verehrendes Pupillen-Collegium! — Wollt ihr indeß meinen väterlichen Rath hören, so sprecht von dergleichen Dingen nicht an table d'hôte. Man könnte sich leicht gemüßigt finden, euer Ameublement mit schwedischen Gardinen zu completiren. Denn es ist unter allen Ignoranten eine ausgemachte Sache, daß schon König Pharao ein Berichtigungsbureau gegründet, und daß das Censor-Amt ein Fideicommiss der . . . laste gewesen. Warum dürfen indeß die Censoren kein Hausirgeschäft treiben? — Warum ist eine uneingeschränkte Censurfreiheit in Deutschland vorhanden für Visiten-Karten? — Warum hat Basse in Duedlinburg nicht längst ein Buch herausgegeben, betitelt: Der vollständige Rathgeber für Alle, welche sich zu vier Subscriptionsbällen

unterschreiben wollen? — He? — Warum verordnet man nicht Geldstrafen für die, welche den Dativ und Accusativ schlecht behandeln und mit der Regel auszukommen wähnen, daß man in Monaten, die kein R haben, Mich sagen müsse. Fragt nicht, wie ein Wisnarscher Krabbenwagen die steile Höhe habe hinankommen können; fragt lieber, seit wann die Dummheit aufgehört habe, Jürgen zu heißen.

„Meine Herren, es ist angerichtet!“ —

Wenn Dr. David Friedrich Strauß seinen kritischen Scharfsinn gegen andre Dinge, als die moderne Theologie gerichtet, z. B. gegen die Idee einer Volksvertretung, gegen die Zulkirevolution: o ihr Götter! was würden wir erlebt haben! Regierungsräthe würden ihn zum Thee gebeten, Consistorialräthe ihre hochwürdigen Kiefern ihm zum Auf dargeboten haben. Die Evangelisch-Katholische Kirchenzeitung würde ihr großes Weibrauchfaß geschwungen und sich den Arm aus dem Gelenk gesetzt haben.

Vor Zeiten war die Theologie die gnädige Frau und die Philosophie war die Magd; und die Magd mußte der gnädigen Frau die Strümpfe anziehen, ihr das Haar machen, ihr das Gesicht mit Schönpflästerchen belegen und die häßlichen Runzeln übermalen. Es geschah aber, daß die Philosophie ein heimliches Einverständnis anknüpfte mit einem jungen Schwertfegergesellen, Namens Zeitgeist. Weil nun dem jungen Schwertfeger die Concession zur Niederlassung lange Zeit allernüchtern vorenthalten ward, so vermählte er sich heimlich mit seiner Braut und arbeitete eine Reihe von Jahren als Bönhase und erwarb sich viele Kunden, und kaufte sich das Meisterrecht. Nun declarirte er sein Bündniß öffentlich, und nahm auch die Söhne seiner Liebe, die

hellaugigen Knaben, zu sich. — Kürzer gesagt: die Philosophie heißt
Katharina, weiland Dienstmagd bei einem protestantischen Pfaffen,
und nachher Kaiserin aller Reußen. —

Abendgebet des Oberstallmeisters Johannes
von Quaß.

O Herr, sei gnädig deinem Knecht,
Dem Herrn Oberstallmeister von Quaß,
Erbherrn auf Bartow, Bülow und Below!
Thu Du, o Gott, das Deine;
Ich thu das Meine;
Denn ich bin prompt und ordentlich. Amen! —

Mecklenburg-Strelitz von 1840 — 45.

Nur eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten zeitgeschichtlichen Ereignisse in unserm Vaterlande vermögen wir für diesmal den Lesern des „mecklenburgischen Volksbuches“ mitzutheilen. Wir wollen dieselbe mit dem Schlusse des Jahres 1840 beginnen und bis zur Mitte des Jahres 1845 fortführen.

Ein freudiges Ereigniß, welches zunächst unser hochverehrtes Fürstenhaus betraf, brachte uns der letzte Monat des Jahres 1840; es war die feierliche Verlobung des Kronprinzen von Dänemark, Friedrich Karl Christian, mit der jüngsten Prinzessin des Hauses, der Herzogin Caroline Charlotte Marie. Eine herzlichere Theilnahme des Volks an dem Geschick seiner Herrscherfamilie haben wir seit der Geburt unsers Erbgroßherzogs nicht gesehen, wie die, welche sich an dem Abend des 4ten Decembers in der Residenz äußerte. Kaum hatte sich die gewisse Kunde der Verlobung verbreitet, so war im Nu die ganze Stadt freiwillig erleuchtet und in den Straßen wogte eine froh bewegte Menschenmenge, die sich überall zeigende Herrscherfamilie enthusiastisch umjubelnd. Da hörte man keine Wivats auf

Commando der Hohen Polizei, es war der ächte ungekünstelte Ausdruck der Liebe eines sich — in diesem Augenblicke — frei und glücklich fühlenden Volkes! — Wie schön muß es sein, sich als Fürst von seinem Volke geliebt zu wissen und wie leicht ist es, durch eine milde, freundliche Annäherung die Liebe und das Vertrauen des Meklenburgers zu erwerben!

1841.

Am 4ten Februar erschien eine Publications-Verordnung, betreffend den Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 3ten December 1840, wegen Abstellung der unter den deutschen Handwerksgefelln statt findenden unerlaubten Verbindungen und Mißbräuche; und am 8ten März eine Verordnung, betreffend Wildddieberei und Jagdfrevel.

Den 13ten Mai kehrte der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von einer Reise durch Deutschland und Italien zu dem Kreise seiner Familie wieder heim.

Den 10ten Juni wurde die Vermählung der Herzogin Caroline mit dem Kronprinzen von Dänemark vollzogen. Der König und der Prinz von Preußen, der Großherzog und die Großherzogin von Meklenburg-Schwerin waren nebst mehreren anderen fürstlichen Personen bei der Feier gegenwärtig. An großartigen Hoffesten, welche in den öffentlichen Blättern in dem bekannten officiösen Style umständlich genug beschrieben wurden, war kein Mangel. Ein allgemeines Volksfest, im eigentlichen Sinne des Worts, kam aber nicht

zu Stande *). Wahre Volksfeste gedeihen nur dort, wo sich ein Volk in seiner Gesamtheit als solches fühlt und dazu haben es die lieben Meklenburger noch immer nicht bringen können!

Den 19ten Juni verließ das neuvermählte Paar die Residenz Neustrelitz, begleitet von den Glückwünschen ihrer Bewohner, welche die liebenswürdige, anspruchslöse Prinzessin so recht von Herzen liebten.

Der 12te August vereinte in diesem Jahre mit der Geburtstagsfeier des Landesvaters noch eine andere, ernste Feierlichkeit, die Einweihung der restaurirten Marienkirche in Neubrandenburg. Durch Jahrhunderte hatte dieser ehrwürdige Bau dem Zeitensturme, wie den Flammen, welche Tyllis fanatische Horden über Neubrandenburg verbreiteten, Trost geboten; vom Zahn der Zeit arg benagt sah er endlich seinem gänzlichen Verfall entgegen. Da rettete der würdige Protector jeder Wissenschaft und Kunst, der Großherzog Georg, durch fürstliche Freigebigkeit dies schöne Denkmal deutscher Baukunst vor dem ihm drohenden Untergange. Unter der Leitung des Bauraths Buttler in Neu-

*) Ein Volksfest aus Anlaß der Vermählung einer beliebten Prinzessin ist auch wohl überhaupt nicht denkbar, denn jedes Volksfest findet seinen Anlaß tief im Volksleben selbst und nicht in einer zufälligen Allerhöchsten Vermählung.

(Diese und alle folgenden Anmerkungen zu obstehendem Aufsatze fallen dem Herausgeber zur Last.)

strelitz gelang nicht nur die Herstellung des innern Baues vollkommen, sondern es wurde auch ein neuer Thurm, eine Zierde der Stadt, hinzugefügt *). Die Einweihung geschah in Gegenwart des erhabenen Restaurators durch Predigt, Musik und Gesang. Eine von Nah und Fern herbeigeströmte Volksmenge bekundete ihre rege Theilnahme an diesem denkwürdigen Ereignisse.

Den 28ten September trat die Frau Großherzogin Marie in Begleitung ihrer ältesten Tochter, der Herzogin Louise, eine Reise nach Italien an. Auf Anrathen der Aerzte sollte die schon seit längerer Zeit fränkclnde Prinzessin unter Italiens mildein Himmel Genesung finden; — aber ein Anderes war im Buche des Schicksals verzeichnet.

Den 6ten November feierte der Großherzog Georg von Meklenburg-Strelitz den wichtigen Tag an welchem er vor 25 Jahren den Fürstenthron als Nachfolger seines unvergeßlichen Vaters, des Großherzogs Karl, bestieg. Viel des Guten ist in diesem Zeitraume unter seiner Regierung aufgeblüht, und wir dürfen hoffen, daß der Geist des Fortschritts der jetzt so mächtig die Welt bewegt und sich — wenn auch etwas langsam — zur Zeit selbst in Meklenburg zu regen beginnt, noch Mehreres zur Gestaltung und Reise bringen werde. — Möge der Lebensabend unseres humanen

*) Warum hat denn aber die Stadt Fürstenberg von 1807 bis heut und diesen Tag, also länger als ein Menschenalter, eines eignen Gotteshauses entbehren müssen?!

Fürsten, der die schönen Künste mit jugendlichem Enthusiasmus liebt und fördert, immer heiter sein!

1842.

Tiefe Trauer verbreitete der Anfang dieses verhängnißvollen Jahres über die mecklenburgischen Lande und seine beiden Fürstenhäuser. Am 1sten Februar endete die Herzogin Louise ihr stilles, schönes Leben, fern von der Heimath, in der verwitterten Weltstadt Rom. Sie starb in den Armen ihrer tiefgebeugten Mutter. Am 7ten März nahm das fürstliche Grabgewölbe in Mirow ihre entseelte Hülle auf. In den nachstehenden Worten huldigte der vaterländische Dichter Bahrdt zu Neustrelitz den Manen der holden Verklärten.

Die Maienblume Mecklenburgs.

Blume des Maies im nordischen Hain,
Blume des Maies im leuchtenden Schein,
War Dir das Leben zu eissig und kalt?
Liebliche Blume, Du welkstest so bald!

Herrliche Blüthe, Du freundliches Bild,
Strahltest hienieden, voll Anmuth, so mild!
Liebliche Blume, vom Himmel gesät,
Dich hat die Eichel des Todes gemäh't!

Jenseit der Alpen erbleichte Dein Stern
Ach, von der traulichen Heimath so fern
Tras Dich des Todes zerstörende Hand,
Trug Dich hinauf in ein besseres Land.

Dort, wo ein ewiger Frühling Dir lacht,
Ewiger Lichtglanz verschmeichet die Nacht.
Dort, wo die Rosen des Himmels erglüh'n
Wirst Du als prangende Lilie blüh'n.

Blume des Maien, der Erde entrückt,
Blume, die oft unsre Herzen entzückt,
Theure, Verklärte im himmlischen Hain,
Immer mit Thränen, gedenken wir Dein!

Auch für unsre Schweriner Landsleute ist der 7te März ein Tag der trübsten Erinnerung geworden. Schied doch an diesem Tage ihr allgemein geliebter Paul Friedrich aus einem blühenden Leben von seinem Volke, dessen treuen Sinn er mit voller Liebe zu würdigen wußte.

Am 19ten Mai erschien eine landesherrliche Verordnung, die Besserung und Unterhaltung der Communicationswege betreffend. Die pünctlichste Ausführung derselben wäre unsern lieben Landsleuten wohl recht eindringlich zu empfehlen. Es gab eine Zeit, wo eine Reise durch das Innere Meklenburgs für ein halbsbrechendes Unternehmen gelten konnte, und zwar besonders in den regniichten Spätherbst- und Frühlings- tagen; eine Zeit, in welcher Meklenburg den Reisenden unwillkürlich an die classischen Moräste des Teutoburger Waldes erinnerte, in welchen Varus mit seinen Legionen stecken blieb. Die Landplage jener bösen Zeit ist vermittelt der Chaussees freilich schon minder fühlbar geworden. Aber unsre

Communicationswege sind hie und da noch in grauslichem Zustande und bedürfen gar sehr einer gründlichen allgemeinen Besserung.

Am 27ten October erschien die Bekanntmachung der Verlobung des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien, ältesten Tochter des Herzogs von Cambridge; und am 21ten December ward von Seiten der Ritter- und Landschaft durch eine Deputation den Allerhöchsten Herrschaften der feierliche Glückwunsch zu diesem frohen Ereignisse abgestattet.

1843.

Den 3ten Mai verließ der Herzog Georg das Vaterhaus, um auf der Universität in Bonn seine Studien zu beginnen.

Den 16ten Mai erschien eine landesherrliche Verordnung, betreffend die Publication der Bundestagsbeschlüsse vom 9ten November 1837 und 22ten April 1841 wegen der zum Schutze der Schriftsteller, Componisten und Künstler gegen den Nachdruck und die unbefugte Aufführung oder Nachbildung ihrer Werke anzuwendenden Grundsätze. Lange genug hat der gefeglose Zustand gewährt, unter welchem die armen Schöpfer deutscher Geisteswerke seufzten und statt die Früchte ihres Fleißes nach Verdienst zu erabten, sich dieselben diebischer Weise durch die schmutzigen Hände der Hab-

sucht entrissen sehen mußten *). — Möchte nur uns auch bald der Tag erscheinen, wo der Ruf aller wahren deutschen Vaterlandsfreunde nach Freiheit der Presse bei der Bundesversammlung ein geneigtes **) Gehör findet. Sie ist die sicherste Schirmerin der Throne; nur sie vermag verführte Mißbräuche aufzudecken, Bosheit und Lüge zu entlarven und die finstere Nacht des Wahns zu erhellen.

Der 28te Juni war der Tag der Vermählung des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien.

*) Welche Exclamationen, mein Gütester! So lange die Welt steht, ist keinem Meklenburg-Strelitzer je etwas nachgedruckt, auch hat wohl nie ein Meklenburg-Strelitzer Schriftstehlerei oder Nachdruck gerrieben. Dessenungeachtet hätte die Strelitzsche Regierung die gedachten Verordnungen wohl etwas eher publiciren können, denn es ist gegen allen regiminetlen Anstand, mit solchen löblichen Bundesgesetzen lange hinterm Berge zu halten, aber die Bücherverbote des Bundes so bald als möglich zu veröffentlichen.

**) Geneigt wird der Bundestag in seiner jetzigen Zusammensetzung der Pressfreiheit wohl nie werden, und wenn er sie einmal decretiren sollte, so wird dies aus ganz anderen Gründen geschehen als aus Reizung. Wenn aber Meklenburg uns in Sachen der Presse zunächst nur so viel Spielraum ließe, als es bundesverfassungsmäßig darf; doch das thut weder Schwerin noch Strelitz, denn auch aus letzterem habe ich über unerträglichen Presszwang klagen hören. Das Großherzogthum Meklenburg-Strelitz ist sehr klein und es geht in diesem sehr kleinen Staate höchst patriarchalisch zu — mithin ist die Freiheit der Presse daselbst nicht wohl möglich.

Den 20sten Juli erfolgte der feierliche Einzug der Neuvermählten in Neustrelitz unter dem Jubel und Hurrah der von allen Seiten zusammengeströmten Volksmenge. Die ganze Landstraße von Fürstenberg bis zur Residenz war an jedem nur irgend passenden Orte mit Ehrenbogen und Blumenwinden geschmückt, selbst die Schlagbäume der Chausseen trugen überall festliche Gewänder. Die sonst etwas schmutzige Altstadt hatte sich mit Leibreiz überladen; auch die dort zahlreiche Judenschaft hatte — versteht sich separatim — einen stattlichen Ehrenbogen aufgeführt. Bewillkommungs-Reden, Gedichte, Hofconcerte, Bälle, Theater, Land- und Wasserfeuerwerk, kurz es fehlte keins von allen Erfordernissen bei solchen hohen Festen.

Den 5ten November ward in diesem Jahre der Landtag in Sternberg eröffnet und am 5ten December geschlossen. Die Propositionen enthielten, außer der gewöhnlichen Landes-Contribution, den Beiträgen des Landes zur Unterhaltung des Bundes-Contingents u. s. w., die Uebertragung zu den Kosten der Bundesfestungen^{*)}, auch die fernere Verathung über eine angemessene Gesetzgebung zur Aufhülfe des städtischen Ackerbaues, vermittelt Separation der städtischen Län-

^{*)} Die strelitzischen Stände haben in dieser Beziehung nachgegeben und eine Abfindungssumme aus den Sedeln der, wie sie sagen, von ihnen Vertretenen bewilligt. Die Schwerinschen haben sich aber zu nichts verstanden, finden vielmehr diese Bewilligung der strelitzischen Stände unionswidrig.

vereien und Feldmarken *). Die Stände äußerten dagegen das Bedenken: Es mögte die Separation, abgesehen von den Ackerbesitzern, zu deren Vortheil dieselbe unbezweifelt reichen würde, für andere Classen von Stadtbewohnern und somit für die Commüne überhaupt überwiegende Nachtheile herbeiführen; worauf die Fortsetzung der Verhandlungen über diese wichtige Angelegenheit bis zu einer weiteren Prüfung ausgesetzt werden mußte.

1844.

Wir erwähnen bei der Geburtstagsfeier der hochverehrten Frau Großherzogin Marie, den 21sten Januar, dankbar der großen Wohlthat, welche Sie durch die Begründung einer Kleinkinder-Bewahr-Anstalt, nach dem Vorschlage des Superintenden ten Kämpfer, unter der Benennung „Louisenstiftung“ der Residenz gewährte. Die Einrichtung derselben ist musterhaft und erleichtert der armen, arbeitenden Volksclasse die oft schwere Sorge für die Aufsicht und Wartung

*) Scheiterte lediglich an dem Starrsinn unserer Stabiliten. „Nüchlich“, sagten sie, „sei die Separation wohl, aber durch dieselbe werde eine Aenderung von Verhältnissen bezweckt, deren jetziger Bestand in den Anfängen des städtischen Wesens wurzele und deren Umgestaltung zu Zuständen führen könne, die außer aller Berechnung lägen.“ Das ist eine classische Stelle für den sogenannten historischen Sinn unserer Stabiliten. Diese Leute scheinen unter Vervollkommenung eine allmähliche Verfeinerung zu versprechen. Das alte: es bleibt halter Alles beim Alten, wäre ihre passendste Devise.

ihrer Kleinen, deren Verkümmern und Verwilderung durch diese Anstalt kräftig entgegengearbeitet wird *).

Den 3ten April erschien eine Verordnung, die Bedachung neuer städtischer Scheunen betreffend. Bei den in den letzten Jahren öfter vorgekommenen Scheunenbränden, ist dieser Punct der Gesetzgebung gewiß als ein wichtiger zu betrachten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der Töpfermeister und Ofenfabrikant Lange in Neustrelitz, — der Erfinder eines luftdichten Ofenverschlusses, den Versuch angestellt hat, eine möglichst wohlfeile und dauernde Bedachung herzustellen **). Es wäre zu wünschen, daß dieser Versuch von Sachverständigen einer Beachtung zur gründlichen Prüfung desselben werth gehalten würde.

Den 6ten Mai trafen der Kronprinz und die Kronprinzessin von Dänemark zum Besuch bei dem hiesigen Hofe ein. Nach einigen Tagen reiste der Kronprinz wieder ab. Die Kronprinzessin aber blieb in Neustrelitz, um später in Begleitung Ihrer Mutter die Bäder in Pyrmont zu besuchen.

Den 26ten Juni verließen der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin die Residenz, um eine Reise auf längere Zeit nach England zu machen.

Den 14ten November ward der Landtag in Malchin durch den Landtags-Commissarius, Regierungsrath v. Bern-

*) Auch in Friedland besteht unter Direction der Gräfin Philippine von Schwerin eine Kleinkinderschule.

**) Eine neue Art von der Dorn'schen? Oder wie sonst?

storf, eröffnet; und es kamen folgende landesherrliche Vorschläge zur Berathung:

I. Die gewöhnliche Landescontribution vom 1sten Juli 1844.

II. Die Beiträge des Landes zur Unterhaltung des Bundes-Contingents.

III. Die weiteren Beschlüsse in Betreff der Bewilligung von Landeshülften für Chaussee-Bauten betreffend,

so haben die letzteren durch die bisher zu deren Förderung ergriffenen Maßregeln einen so raschen Fortgang gehabt, daß die 100 Chaussee-Meilen, für welche die Landeshülfe bis jetzt überhaupt nur bewilligt ist, sehr bald vollendet sein werden. Durch solche schnelle Vermehrung der Chausseen und die dadurch innerhalb weniger Jahre vernothwendigte Auszahlung der für jene 100 Chausseemeilen bewilligten Landeshülften, sind indessen die zu solchen Zwecken in dem hiesigen Herzogthume bestimmten Mittel in solchem Maße in Anspruch genommen, daß S. R. H. der Großherzog Sich, zu Ihrem Bedauern, nicht im Stande sehen, Ihren getreuen Ständen eine fernere gemeinschaftliche Uebertragung der etwa weiter zu bewilligenden Landeshülften zum Chausseebau von Seiten beider Landesanteile vorzuschlagen, indem die Rücksicht auf den Stand der zur Gewährung solcher Landeshülften bestimmten Central-Steuer-Casse ein lang-

James Vorschreiten mit etwaigen ferneren Bewilligungen und Auszahlungen solcher Landeshülfe gebietet, während grade jetzt die Chaussee-Bauten im Meklenburg-Schwerinschen Landesantheile großen Aufschwung nehmen und sich jedenfalls binnen wenig Jahren ansehnlich vermehren werden. Da aber, wenn auch die meisten Hauptstraßen im diesseitigen Landesantheile bereits chausfirt sind, noch mehrere Straßen übrig bleiben, deren Chausftrung theils schon jetzt wünschenswerth erscheint, theils sich in der Folge als wünschenswerth herausstellen kann, so zweifeln S. R. H. nicht, daß Ihre getreuen Stände bereit sein werden, nach Vollendung der erwähnten 100 Chausseemeilen noch fernerhin Unterstützung von gemeinnützigen Chaussee-Bauten aus Landesmitteln eintreten zu lassen, und schlagen zu dem Ende vor, daß dafür keine bestimmte Meilenzahl festgesetzt und bestimmte Straßenzüge für jetzt nicht bezeichnet werden, sondern für jeden einzelnen vorkommenden Fall nach vorgängiger desfalliger Verhandlung und Prüfung eine angemessene Bewilligung aus der Central-Steuer-Casse gemacht werde *).

*) Von den hundert Meilen, welche für beide Landesheile bewilligt waren, hatte Meklenburg-Strelitz so viele für sich zu gewinnen gewünscht, daß es von einer Fortsetzung der Chausseeunion allerdings wenig Vortheil gehabt haben würde. Meklenburg-Strelitz braucht nämlich einseilen nur noch Chausseen von Neubrandenburg nach Penzlin, von Neustrelitz nach Waren, von Strelitz über Wesenberg nach Mirow und von Mirow eine Chaussee über den Bipperow'schen Erdbamm nach Röbel und eine andere nach Wittstock und endlich im Fürstenthum

IV. Die Erlassung eines Expropriationsgesetzes in Bezug auf Eisenbahnanlagen.

Es haben S. R. H. durch die Seitens mehrerer in den königl. preuß. Staaten zusammengetretener Vereine beabsichtigte Zustandbringung einer Eisenbahn von Berlin nach Stralsund, wobei von einer Seite die Richtung über Neu-Strelitz und Neubrandenburg, von der andern Seite dagegen mit Umgehung des dießseitigen Landesgebiets eine Verbindung mit der Berlin-Stettiner Eisenbahn gewünscht wird, Sich veranlaßt gefunden, zur thunlichsten Beseitigung der Hindernisse, welche der Wahl der dem dießseitigen Interesse offenbar mehr entsprechenden ersten Alternative entgegen stehen möchten, vorläufig auf die Feststellung gesetzlicher Bestimmungen über die im Falle des Zustandekommens jener Eisenbahn erforderlich werdenden Expropriationen Bedacht zu nehmen, zu welchem Ende den getreuen Ständen ein darauf gerichteter Gesetzentwurf zur Abgabe ihrer Erklärung vorgelegt werden wird *).

Nageburg eine Chaussee von Schönberg nach Greisdämühlen. Die Länge aller dieser Chausseelinien, so weit sie auf strelitzischem Territorium laufen, beträgt aber im Ganzen nur höchstens sechs Meilen. Es möchte aber auch bald eine Neu-Strelitz-Prenzlauer Chaussee nöthig werden.

*) Der Herr Verf. dieses Artikels würde uns sehr verpflichtet haben, wenn er hier etwas Näheres über den jetzigen Stand des Stralsund-Strelitz-Berliner Eisenbahnprojects beigebracht hätte. Das kleine Meklenburg-Strelitz wird die Sache wohl eben nicht mit Geld zwingen können; wenn es aber, trotz der Union mit Meklenburg-Schwerin, in

Der Schluß des Landtags-Abschiedes vom 13ten Decbr. 1844 lautet folgendermaßen:

Ad Caput III. Die weiteren Beschlüsse in Betreff der Bewilligung von Landeshülfen für Chausseebauten betreffend, so haben S. K. H. mit Befriedigung aus der Erklärung der getreuen Stände ihr Einverständnis mit Allerhöchst Ihrer Proposition ersehen, in Folge dessen Sie Sich vorbehalten, wenn demnächst ein Bedürfnis zu gemeinnützigen Chausseebauten sich herausstellt, wegen Unterstützung solcher Anlagen aus Landesmitteln besondere Verhandlungen eintreten zu lassen.

Ad Caput IV. Die Erlassung eines Expropriationsgesetzes in Bezug auf Eisenbahnanlagen betreffend, so haben S. K. H. die von den getreuen Ständen in Vorschlag gebrachten Modificationen des Ihnen vorgelegten Gesegentwurfs zweckmäßig gefunden und werden solche bei der demnächstigen Publication dieses Gesetzes berücksichtigen lassen.

1845.

Der erste Monat d. J. brachte der Großherzoglichen Familie wie dem Lande eine herbe Trauerbotschaft. Die den Zollverein träte, so möchte Preußen leicht der strelitzschen Linie der Stralsund-Berliner Eisenbahn den Vorzug geben, und eine Eisenbahn von Güstrow über Waren nach Neustrelitz würde dann auch so lange nicht auf sich warten lassen, so wie wir Schwerinschen dann auch wohl bald in den Zollverein nachfolgen würden.

Frau Erbgroßherzogin Auguste ward in London von einem Prinzen entbunden, der aber wenige Stunden nach seiner Geburt schon wieder sein irdisches Dasein endete. Seine Hülle ruht in der fürstlichen Familiengruft in Mirow.

Den 16ten Mai, am Freitag nach Pfingsten, wurde in Verbindung mit dem alljährigen Gesangsfeste der mekl. strel. Volksschullehrer ein Fest gefeiert, dessen Ursprung und Bedeutung recht eigentlich in das innerste Leben des Volks eingreift; es war das 25jährige Jubiläum des Schullehrerseminars in Mirow. Die Gründung dieses segensbringenden Instituts, aus dessen Mitte seit einem Vierteljahrhundert so manche wackre Bildner der Volksjugend hervorgegangen sind, verdankt das Land dem Großherzog Georg, wie dessen treuen Berather, dem verewigten Staatsminister von Dergen, der sich ganz besonders eine gründliche Verbesserung des Schulwesens und der Jugendbildung — als Urquelle des Volkswohls — zur Lebensaufgabe machte. Beide haben sich durch diese ihre Schöpfung ein Denkmal geschaffen, was zu den kommenden Geschlechtern dauernder und lebendiger als Erz und Marmor sprechen wird. Die eigentliche Feier war kurz und würdig. Sie wurde durch einen Choralgesang eingeleitet, welchem die gehaltreichen Reden des Superintendenten Rämpfer und des Seminar-Vorstehers Prof. Gerling folgten. Die Aufführung eines von einem früheren Zöglinge des Seminars der hohen Bedeutung des Tages gewidmeten Gedichts, in Musik gesetzt von dem

jetzigen Musiklehrer der Anstalt, Miegner, beschloß die erhebende Feier, welche gewiß noch lange in der Erinnerung aller Theilnehmenden fortleben wird.

In gedrängter Kürze sei hier der ersten Entstehung des mecklenb. strel. Schullehrer-Gesangsvereins gedacht. — Dieser Verein — klein in seinem Entstehen, kräftig erstarkt in der Folgezeit — ging ursprünglich hervor durch den freien Entschluß derjenigen Landschullehrer, welche in dem Seminar zu Mirow vorbereitet waren. Der als Küster nach Rödlin versetzte Seminarzögling H. Rießstahl — gegenwärtig Lehrer an der Mädchenschule in Neustrelitz — unternahm Ostern 1834 aus reiner Liebe zur guten Sache und im Vertrauen auf die Theilnahme seiner früheren Mitschüler, das schwierige Werk der Bildung eines Vereins, welchem er als Director bis zum 22sten Mai 1839 mit regem Eifer vorstand. Die drei ersten Versammlungen waren in Rödlin, die vierte in Hohenzieritz, wo ein Gesekentwurf des Schullehrers Schulz in Broda von den Vereinsmitgliedern die Bestätigung erhielt. Die späteren Gesangsfeste fanden bis zur Reform des Vereins in Strelitz und Stargard statt. Im Jahre 1839 schien jedoch derselbe wegen Mangel an Theilnahme und an pecuniären Mitteln seiner Auflösung nahe zu sein, denn es hatten sich zu der Versammlung in Stargard nur noch 25 Mitglieder eingefunden.

Unter diesen trüben Aussichten in die Zukunft eines so gemeinnützigen Instituts, übernahm der Kammerherr C. von

Derjen die Direction desselben und veranlaßte durch seinen Antrag das Landes-Consistorium, sich unmittelbar an den Großherzog zu wenden, dessen bekannte Huld dem Vereine die hinreichende Unterstützung gewährte zur Herbeischaffung der nothwendigsten Musikalien und Gesangwerke, wie zur Sicherung seiner ferneren Fortdauer. Durch diesen Akt einer wahrhaft landesväterlichen Fürsorge wurde das sinkende Institut gestützt und erweitert. Im Jahre 1842 erschienen die neuen Statuten des Vereins, durch welche alle Domanial-Landschullehrer nebst den in Großherzoglichen Diensten stehenden städtischen Elementarlehrern, den noch nicht angestellten Seminaristen und den Zöglingen des Mirower Seminars zum Beitritt verpflichtet sind. Auch haben dieselben eine jährliche General-Versammlung der wirklichen und Ehrenmitglieder um Pfingsten, so wie die Geschäftsführung und Eintheilung des Vereins in acht Uebungskreise angeordnet.

Aus vollem Herzen sei hier noch der Wunsch ausgesprochen, daß dieser Gesangverein, welcher von Seiten eines edlen Fürsten und der hohen Landesbehörden so großmüthige Unterstützung findet, durch ein reges Fortstreben sich dieser Unterstützung immer würdiger machen werde *).

Für die Verbesserung des Schulwesens ist überhaupt in Meklenburg-Strelitz im Laufe der Zeit Vieles geschehen.

*) Wir wollen hiemit auch für Meklenburg-Schwerin solche obligate Schullehrer-Gesangvereine empfohlen haben. Dieselben würden nach mehreren Seiten hin außerordentlich wohlthätig wirken.

Besonders hat man sich von dem großen Nutzen der Realschulen und dem mächtigen Einfluß derselben auf das Volksleben hinreichend überzeugt. Aus dieser Ueberzeugung ist denn auch der Beschluß der Landesregierung hervorgegangen, das Gymnasium in Rostock aufzuheben und statt dessen eine Realschule in Schönberg zu errichten. Aus der Neustrelitzer Realschule sind schon tüchtige Zöglinge hervorgegangen und die öffentlichen naturwissenschaftlichen Vorträge des bei derselben angestellten kenntnißreichen Lehrers der Physik und Chemie, Roloff, finden unter allen Ständen rege und eifrige Theilnehmer. — Auch die Errichtung von Gewerbe- und Sonntagsschulen für Handwerksehlrlinge, in den Städten Neustrelitz, Stargard und Wismar, befördert ebenfalls eine höhere Ausbildung unter der gewerbetreibenden Volksklasse und ist ganz dazu geeignet, mit der Zeit, den Geist des alten Schlendrians aus unsern Verfassungen zu verbannen und ein allgemeines industrielles Vorwärtstreben hervorzurufen.

Im Laufe des Juni d. J. kehrten der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin, nach einer fast jährigen Abwesenheit, von London wieder zur Residenz zurück.

Zur Beförderung der Kirchlichkeit, besonders unter den Diensboten, erschien eine Verordnung, welche in der Stadtkirche zu Neustrelitz die Wiederherstellung des Nachmittags-Gottesdienstes bestimmt; zugleich wurde auch das

sonst nicht übliche Schließen der Kaufläden zur selben Zeit polizeilich angeordnet.

* * *

Werfen wir nun noch einen Blick auf die industriellen Fortschritte, welche die neueste Zeit in Meklenburg-Strelitz hervorbrachte, so müssen wir es uns aufrichtig gestehen, daß — mit etwaiger Ausnahme des Ackerbaues — uns in dieser Hinsicht noch gar Vieles zu wünschen übrig bleibt. Sollte, was wir hoffen, die projectirte Berlin-Stralsunder Eisenbahn unser Land berührend zu Stande kommen, so würden die nächsten Früchte derselben — Leben und Bewegung — gewiß auch bei uns sichtbar werden. Unser Binnenhandel leidet theils durch die lästigen Zölle im Lande*), theils durch die ungeheure Konkurrenz, welche von den Schaaren der reisenden, fremden Kaufleute in allen Handelszweigen hervorgerufen wird. Die Getraideausfuhr hat durch die Wasserverbindung der Havel mit der Elbe einen neuen Weg

*) Von der landesvergleichsmäßigen gemeinschädlichen Handelssteuer leidet Meklenburg-Strelitz weniger, da dieselbe daselbst meistens nicht unmittelbar, sondern als Biersteuer wahrgenommen wird, wie dies in einigen Fällen auch in Meklenburg-Schwerin (z. B. bei allen Sortimentsbuchhändlern) geschieht. Trotz dem gehört auch in Meklenburg-Strelitz das Steuer- und Zollwesen in seinem jetzigen Zustande zu den allseitig als solchen anerkannten Landescalamitäten. Man scheint aber jetzt endlich ernstlich an eine Reform unseres Steuer- und Zollwesens gehen zu wollen, und die für dieselbe ernannten ständischen Deputirten werden wohl nächstens endlich einberufen werden.

gefunden und wird gegenwärtig vom Zierker See bei Neustrelitz aus, mit Fahrzeugen von 18—20 Lasten Ladung, recht lebhaft betrieben. Das diesjährige Ausfuhrquantum beträgt nach unbestimmten Angaben circa 6—800 Last. Ueberdies ist noch der Transport von Holz, Brettern, Steinen u. s. w. und die Einfuhr von Colonial-Waaren, Weizen u. s. w. auf diesem Wege nicht ganz unbedeutend. Durch den Neubau einer Stau-Schleuse in der sogenannten Faulen Havel soll der Wasserstand des Canals erhöht und die Kahnfahrt erleichtert werden. Die im Entstehen begriffene Steinkalkbrennerei bei Zierke, so wie der beabsichtigte Bau einer Dampf-Mahlmühle in Neustrelitz sind längst gewünschte Gegenstände, welche ganz geeignet sind, dem Handel nach außen einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen.

Es ist eine Zeit der aufgeregtesten Bewegung im kirchlichen *), wissenschaftlichen **), politischen ***), kommer-

*) Ja wohl! Hat man doch den Pastor Runge zu Woldegk als körbenschen Lichtfreund vor das Neustrelitzer Consistorium geladen und neuerdings fleißigst im Missionswesen gearbeitet.

**) Wie können Sie nur so beschäftigt stehn auf die wissenschaftliche Sturm- und Drangperiode unserer Landesuniversität!

***) Ah, verstehe! Das soll auf die Allerhöchsten Orts abbestellte Neubrandenburger Adresse an Pöcker und Zghein gehen. Oder meinen Sie etwa die stargardischen Ritter ohne Furcht und Tadel? Ja, gegen Die gehalten, soll unser schwerinscher eingeborner Adel ausschauen wie das farbloseste juste milien.

ziellen *) und gewerblichen **) Leben hereingebrochen, deren Einfluß sich auch unser liebes Meklenburg nicht entziehen kann und wird. Möge diese hochwichtige Zeit unser Volk thatkräftig und gerüstet finden, um ihre Segnungen auszuheuten und verständig genug um das Licht der Finsterniß vorzuziehen, damit es sich gegen jeden Vorwurf eines trägen Stillstandes und einer geistigen Schlaffucht bewahre! — Mit diesem redlich gemeinten Wunsche schließen wir unsern diesjährigen Auffsatz für Meklenburgs „Volksbuch“.

*) Meklenburg-Strelitzscher Handels- und Schiffahrtsvertrag mit England!

**) Die Strelitzer Fashionables lassen nur in Berlin arbeiten.

Register

A n e c d o t e n .

Mir soll der Teufel holen, wenn's nicht wahr ist, — sagte der sehr wohlhabende Schustermeister L. in Schwerin zu seinem Jugendgespielen, dem Herrn H. Aber, alter Freund, entgegnete dieser, er holt Euch wahrhaftig nicht, wenn Ihr so sprecht, sündemalen der Teufel hoffentlich richtig deutsch spricht und Euch also nicht verstehen wird. Ach, das ist all ein Thun; wenn man man Credit hat, so verstehen Einen alle Leute. Par exemple: wenn Sie unserem Rothschild schreiben: Schicken Sie mir mal 100 Stück Louisd'or — so schreibt der Jude Sie wieder: Bedauere sehr, aber habe augenblicklich nicht so viel in Cassa; und wenn ich denselben Augenblick zu ihm gehe und sage: Geben Sie mich mal 100 Pfistletten, so sagt er: Wollen Sie auch mehr haben, Herr L. —

Bauernregel.

Der Landdrost von K., erster Beamter zu Z., hatte von der großherzoglichen Kammer den Auftrag bekommen, bei gewissen Zahlungen, welche die Bauern an das Amt zu leisten hatten, auf gütlichem Wege eine andere Zahlungsart einzuführen. Der Herr Landdrost haranguirte nun seine Bauern und setzte ihnen klar und bündig auseinander, daß sie bei der neuen Zahlungsart nur gewinnen könnten. Die Bauern ließen sich auch auf eine Widerlegung seiner schönen

Gründe gar nicht ein, sondern wiederholten nur immer ihre Bitte, daß man es doch lieber beim Alten belassen möge. Da sagte der erschöpfte Landdrost ganz wehmüthig: Aber, lieben Leute, Ihr wißt ja doch, daß das Amt nur Euer Bestes will. Ach ja, Herr Landdrost, ja; äwe seihn's, wi wulln uns' bäten Best giern süßben behollen. —

Der Sohn eines schlichten Landmüllers war bei einem Better Krämer in der Stadt in die Lehre gegeben. Der Junge cultivirte sich und der schöne Traum seiner Lehrjahre war endlich in Erfüllung gegangen: er hatte sich durch sein glattes Gesicht und durch seine famose Suade zum Handlungsreisenden emporgeschwungen. Er reiste für Hinz, Kunz et Comp. in Nürnberg und machte in Nippes oder Nippfachen, welches Spitzzeug, beiläufig gesagt, den besten Beweis giebt für den kindlichen Sinn unserer Damen und eine Emancipation derselben eben nicht wahrscheinlich macht. Sein Geschäft führte unsern Helden auch in das heimatliche Mecklenburg und eine Ebbe in seiner Privateasse in das väterliche Haus. Die alten Leute wirthschafteten im Garten und fuhren, nachdem sie den vornehmen Herrn Sohn und seinen massenhaften Siegelring und seine schöne Sammetweste und was er sonst noch von Nippfachen an sich trug, geziemend bewundert hatten, in ihren Beschäftigungen fort. Die Mutter bat ihn, ihr die neben ihm liegende Harke zu reichen, aber er kannte angeblich diesen für Rechen gebrauchten Ausdrück nicht mehr, trat jedoch unglücklicher Weise selbigen Augenblicks so auf dieselbe, daß ihm ihr Stiel die Nase breit und blutig schlug. Da brach das mecklenburgische Idiom wieder durch und er schrie heulend: Dei verfluchte Haarf, dei!

Der Rittergutsbesitzer N. N. auf N. N. in der Gegend von Rostock ist ein sehr eifriges und wohlredendes Mitglied der inneren und äußeren Mission und spielt überhaupt mit vielem Anstand und vielem Behagen den Frommen. Dieser ehrenwerthe Herr hat auf seinem Gute auch eine Branntweinbrennerei, deren Pächter daneben Krugwirthschaft treibt. Diesem seinen Krüger hat der Ritter es nun contractlich zur Pflicht gemacht, eine für seinen Betrieb unverhältnißmäßig große Quantität Branntwein aus seiner Brennerei zu entnehmen. Der Krüger wendet nun natürlich alle Arten von Mitteln an, um seinen Branntwein wieder an den Mann zu bringen, und der Guts Herr, der einem glaubwürdigen Gerüchte nach nächstens den Titel eines Geheimen Missionsraths erhalten wird, hat so das Vergnügen, seine getreuen Hinterfassen alle Tage selig zu sehen.

Friedrich Franz I. malte freilich fleißig Wappen und legte auch zu Zeiten seine Orden an, gab aber bei Anderen und im Allgemeinen wenig auf solche Kreuze und Sterne und ließ sich selbst bei Gelegenheit seines Regierungsjubiläums, die nach Ansicht aller Ordenslustigen in jeder Hinsicht dazu sehr passend war, nicht zur Stiftung eines Hausordens bewegen, obgleich man ihm vielfach vorstellte, daß durch einen solchen bedeutende Ersparungen gemacht werden könnten, zumal ein Orden wohlfeiler als goldene Dosen u. dergl. Friedrich Franz äußerte diese seine Ansicht von den Orden einmal auf eine sehr entschiedene Weise, als er den außerordentlichen Gefandten einer großen Macht an seiner Tafel hatte, der, obgleich man von ihm wußte, daß er der deutschen Sprache vollkommen mächtig, dennoch versicherte, nur Französisch parliren zu können. Die Conversation wurde demgemäß Französisch gepflogen; aber der Großherzog warf denn

zuweilen, zu den übrigen gewendet, deutsche Brocken dazwischen, die dem Herrn Ambassadeur aber so wenig mundeten, daß er schon nach dem ersten Gange den Großherzog bitten mußte, ihm wegen unrlösglichen Unwohlseins das Verlassen der Tafel zu gestatten. Diese Brocken mußten aber auch allerdings für den Betroffenen, der über und über mit Orden bedeckt war, unverdaulich sein. Da hieß es: Aber habt Ihr je einen Kerl so beblecht gesehen, wie unsern Herrn Kammitverstaht? Ihr glaubt doch nicht, daß unser Mann da alle diese Verdienstorden verdient hat? Nein, nun stift ich mein Lebtag' keinen Orden! u. s. w. u. s. w. —

Ein Landpfarrer zeigt einem trunkefälligen Bauern das Sausen im Lichte des Evangeliums und der Bauer, scheinbar gerührt, sagt am Ende: Herr Pastor, ich kann't dauhn un ich kann't of laten. Unser Pastor, höchlich erfreut darüber, daß der Bauer noch das Gefühl hat, sich in dieser Hinsicht beherrschen zu können, hofft das Beste, hört aber bald, daß der Bauer jetzt stärker sause denn je. Der Pastor macht ihm Vorwürfe darüber, daß er sich dem schändlichen Gesöff, welches er doch nach seiner eignen Behauptung sehr wohl lassen könne, wieder ergeben habe. Je, sagt der Bauer, Sei hebben mit man nich recht verstahn. Ich kann't dauhn, dat sall heiten: ich kann't betalen, und ich kann't laten: ich hev en tüchtigen Buf, worin ik't laten kann. —

In einigen Gegenden unseres Landes legt der Prediger beim sogenannten Kinderexamen auch wohl den erwachsenen Gemeindegliedern Fragen vor. So fragt ein Pastor einen alten Mann: Wie heißt das siebente Gebot? Da der Harthörige nicht antwortet, so raunt dem hierüber verwunderten Fragesteller der Küster ins Ohr: Herr Paster, he is kein Mölla miea.

Der selige Präpositus Berg aus Bieslow bei Rostock ließ sich durch einen eingebornen Bauerknecht seiner Gemeinde nach Warnemünde fahren, um ein auf der dortigen Rhee liegendes Kriegsschiff in Augenschein zu nehmen. Unterwegs erzählt der Präpositus dem Knecht von dem großen Schiff, welches sie sehen würden. O, sagt der Knecht, sönn Schipp hew ick all oft sehn. Wo willst Du denn Kriegsschiffe gesehen haben, fragt der Präpositus. O, tau Portsmaut, as dat Regiment, wua ick bi was, utschippt würr. Präp.: Wie kamst Du aber dorthin? Knecht: Dat was, as wi van Duebeck kemen; doa in Canada hew ick lang stahn; da wiern völ Indio; dei legen doa so upp dei Strat hrüm; dat was oll bedreigsch Volk; sei harren of goa nich so'n Klüa as wi. Präp.: Aber, mein Gott, wie kamst Du denn dorthin? Knecht: Von Gibraltar, woa dat so häßlich heit is; nicks as Stein und Felsen; stöben dehr dat doa gruglich un Aven wieren doa of. Präp.: Na, und wie kamst Du nach Gibraltar? Knecht: Dat was glief na dei Schlacht bi Waterloo, doa stünn ick umma dei Braunschweiga, bi dei geföl mi dat äwe nich un doa ging ick na den Engelsmann. Präp.: Wie hift Du aber unter die Braunschweiger gerathen? Knecht (kragt sich hinter den Ohren und greint): Jä leep hiea weg: ick wull kein Soldat waren. —

Als unser mecklenburgisches Contingent unter Napoleon's Schaaren mit nach Rußland zog, sollten sie eines Tages auch vom Kaiser gemustert werden. Der Commandirende, General Fallois, ruft in Verzweiflung aus: Kreuz-Bomben-Donnerwetter, wie wird das morgen werden, wenn die Leute vive l'empereur schreien sollen. Da half ihm der Lieutenant, jetzige Major Tarnow, aus der Noth. Rinne, sagt er, gi kennt doch en oll Bies? „Ja, Herr Leutnant.“ Unn'n oll Lamp? „Ja woll.“ Unn'n oll Pipen-Küa? „Ja.“ Na,

denn raupt mal: Wief-Lamp-Nüa! Dies geschah und die Sache ging herrlich, und wie die Soldaten vor dem Kaiser aus vollem Halse ihr Wief-Lamp-Nüa riefen, berührte derselbe sein weltbekanntes Hütchen und sagte: salu, salu! Wat sähr hei? flüsterte ein Soldat seinem Nebenmann zu. „D, hei wunnet sück, dat wi frantzösch können, hei sehr so: hü, hü!“

Bei einer Reparatur an der Doberaner Kirche findet man in einer Kapelle hinter dem Getäfel ein Ei. Der alte Cantor bewundert mit den Arbeitern die Leichtigkeit des Eis und zeigt es dem Großherzog Friedrich Franz I., der gerade in der Kirche anwesend ist. Der Großherzog betrachtet das Ei sehr genau und lange und rath am Ende dem Cantor, dies Ei zu seinen übrigen Reliquien zu legen, denn dies sei das richtige Ei, welches von dem Hahn gelegt sei, welcher gekräht habe, als Petrus unsern Herrn verleugnet.

Baron R. R., ein angehender rationeller Landwirth, der eben von Liebig's Agriculturchemie aufgestanden ist, geht ins Freie und trifft auf seinen Feldnachbar, einen anerkannt tüchtigen, aber rein empirischen Landwirth. Der Baron spricht mit ihm von der Wissenschaft der Landwirthschaft und fragt, was er von den Fortschritten in derselben halte. Der alte Practicus erwiedert ihm: Herr Baron, mien ganz Wissenschaft besteht in zwei Wären. „Nun, wie heißt denn diese Zaubersormel, wenn man fragen darf?“ Schiet un Fliet. —

Meklenburgische Sprüchwörter:

Dat geiht nich annes, segt dei Jung, un siedelt uppen Stoc.
Hei binn't den Lüning (Sperling) an. (Er mault.)

Ga henn un giw dei Ratt en bäten Heu — sagt der Bauer, wenn er einen lästigen Dritten entfernen will. —

Des Adels Kleiderordnung *).

(Von G. B.)

Roth und Schwarz, die beiden Farben,
 Haben Unglück viel gebracht,
 Und am grün bezogenen Tische
 Manchen Menschen arm gemacht;
 Auch gar manchen Demagogen
 Brachten sie in Kerkerhaft; —
 Jetzt im Mecklenburger Lande,
 Kämpft für sie die Ritterschaft.
 Roth, wie hart gefott'ne Krebse,
 Ist das Kleid des Adels hier;
 Mit dem schwarzen sammtnen Kragen
 Bilders seine Landstands-Zier.
 Dieses Kleid zu conserviren
 Trog des Fortschritts Theorie,
 Es für sich zu reserviren
 Kämpft die Aristokratie. —
 Laßt die stolzen Edlen denken,
 Daß zum Manne macht das Kleid:
 Laßt sich doch nicht rückwärts lenken
 Der erwachte Geist der Zeit!
 Diesen Geist recht zu verstehen,
 Ihn bei uns zu führen ein,
 Möge dies das stete Streben
 Der nicht rothen Landständ' sein! —

*) Dieses ist freilich keine Anekdote, sondern ein unpolitisches Lied.
 Aber wo in aller Welt sollt' ich anders mit demselben hin, da die
 vier schönen neuen Lieder aus diesem Jahr bei seinem Eingange schon
 gedruckt waren.

D. S.

Unsre Verfassung.

Gott regiert die Welt unbeschränkt, denn sie ist seine Schöpfung; aber ein Volk darf sich nicht von einem unumschränkten Fürsten beherrschen lassen, denn das Fürstenthum ist eine Schöpfung des Volks und der Fürst selbst ist seines gleichen, ist ein Mensch wie jeder Volksgenosse auch, und gäbe sich das Volk ihm unbedingt zu eigen — : es hätte mit seiner Freiheit seine Ehre verloren, gleich dem Sklaven. Das ist die sittliche Nothwendigkeit der Verfassung. Der Fürst darf also nicht die Allgewalt des Selbstherrschers aller Reussen oder des türkischen Sultans haben, denn das verdirbt Fürst und Volk; das Volk verliert seine Selbstachtung und der kräftige Fürst wird wie Friedrich der Große zuletzt voll tiefen Ekels ausrufen: ich bin es müde über Sklaven zu herrschen. Die Form nun, durch welche sich der Einzelwille des Fürsten und der Gesamtwille des Volks ausgleichen und zusammen das Allerhöchste im Staat, das Gesetz hervorbringen, ist die Verfassung.

Bevor wir nun insbesondere unsere mecklenburgische Verfassung näher betrachten, müssen wir uns zunächst die Frage beantworten, ob wir auch eine Verfassung haben? Diese

Frage wird Vielen sehr überflüssig vorkommen, da jeder Mecklenburger doch wenigstens weiß, daß wir allherbstlich einen Landtag haben, da ferner auch alle allgemeine Landesgesetze es durch die Formeln: „nach verfassungsmäßiger Berathung mit Unseren getreuen Ständen,“ oder „auf Antrag Unserer getreuen Stände,“ oder „im Einverständnisse mit Unserer getreuen Ritter- und Landschaft“ bestimmt aussprechen und anerkennen, daß die Machtvollkommenheit unserer Fürsten eine beschränkte ist. Und doch kann man mit eben demselben Rechte sagen: Mecklenburg hat keine Verfassung, denn die eine Hälfte von Mecklenburg hat in der That durchaus keine solche Schutzwehr gegen die Willkür des Herrschers, da nur allein die Inhaber der ritterschaftlichen Güter und die landtagsfähigen Städte sich landständischer Rechte erfreuen.

So sehen wir denn das ganze Domanium beider Großherzogthümer mit den Fürstenthümern Schwerin und Rügenburg, so wie alle in den Städten wohnenden der Stadtfürisdiction nicht unterworfenen sogenannten Eximirten ohne alle Vertretung und ohne alle Theilnahme an der Gesetzgebung und in Beziehung auf sie ist Mecklenburg also keine beschränkte, sondern eine unumschränkte Monarchie, denn für sie werden die Gesetze lediglich und allein vom Fürsten gegeben und zwar „bester Gelegenheit und Willkür nach“, wie es im Landesvergleich ausdrücklich heißt.

Die Domainen werden nämlich so angesehen als ein gutherrliches, privatrechtliches Besizthum an Land und

Leuten, zu welcher Landesherrlichkeit über den eigentlichen Patrimonialstaat dann erst noch die Landeshoheit über die nicht im Besitz des Regenten befindlichen freien Städte und Güter erworben ist. Nun heißt es weiter: ja, auf seinem Grund und Boden, also in seinen Domainen, kann der Regent nicht beschränkt sein; auch mag er überhaupt machen, was er will, aber will er etwas anordnen für uns, die freien Städte und die Ritterschaft und für unsere Grundherrschaften und Hintersassen, so muß er uns fragen. Dies ist die alte landständische Verfassung, wie sie sich nach Unterdrückung der gemeinen Freiheit gebildet hat und die sich in ihrer ungeschwächten Kraft und Reinheit nur noch in Mecklenburg erhalten hat; nach ihr übt der Fürst keine velle Gewalt nur über seine eigenen Hintersassen aus und alle Macht über die sonstigen Theile des Staatsgebiets überkommt er nur durch einzelne Verträge mit den Landständen.

Wenn nun auch keinesweges geleugnet werden soll, daß die domaniale Hälfte des mecklenburger Landes (von seinen 280 D. Meilen nehmen die landesherrlichen Domainen 130 ein) durchaus nicht despotisch und tyrannisch, sondern milde und gerecht behandelt wird, so wird sie doch eben immer nur behandelt, aber handelt und spricht nicht selbst mit bei den Beschlüssen, die über ihr Wohl und Weh gefaßt werden, da ihnen die politische Handlungsfähigkeit fehlt, welche allein der Bürger des Verfassungsstaats haben kann. Will also die Landesherrschaft in den Domainen, z. B., ein neues

Steueredict, wie sie noch neulich gethan hat, einführen oder den Preis des Regiesalzes erhöhen, oder beliebt sie eine neue Sporteltaxe — so ist dies Alles sofort vollgültiges Gesetz, weil eben in den Domainen zu einem Gesetz nichts weiter als der ausgesprochene Wille der Landesherrschaft erforderlich ist. So herrscht also in halb Mecklenburg die absolute Regierungsform und wenn wir auf der einen Seite anerkannt haben, daß sie nicht gemißbraucht wird, so dürfen wir es auf der andern Seite auch wohl herzlich bedauern, daß nur die eine Hälfte aller Mecklenburger des „Segens“ unserer Verfassung, die ja Fürst und Stände bei jeder Gelegenheit als das „schönste Kleinod“ Mecklenburgs preisen, theilhaftig wird. Von selbst versteht es sich jedoch dabei, daß der Fürst auch hier seine contractlichen Rechte und Verpflichtungen anerkennen muß und keine Debonnanz erlassen kann, nach welcher ihm z. B. alle seine Pächter fortan 20% mehr zahlen müßten — vielmehr muß der Fürst allen seinen Unterthanen und also auch den Domanialeingesessenen jeder Zeit zu Recht stehen *).

*) Freilich muß der Landesherr sich erst einen Procurator bestellt haben, da vor solcher Bestellung die Gerichte nichts in der Sache erlassen dürfen. Durch diese Bedingung wird das Klagerrecht gegen den Landesherrn aber durchaus illusorisch. Denn erfolgt die Bestimmung des Procurators auf wiederholtes desfallsiges Bitten nicht, so bleibt nichts Anderes übrig als die Landstände und endlich den Bundestag um seine Intervention zu bitten. Auf diesem langen Wege kann man leicht ermüden. Unsere Stände, welche sich immer so viel darauf

Wie ist nun aber die Verfassung der anderen Hälfte, des beschränkt monarchischen Mecklenburgs beschaffen? Sie hat alle die Mängel und Fehler der alten landständischen Verfassungen, welche kurz darin bestehen, daß hier nicht wie in Staaten mit repräsentativer Verfassung gewählte Vertreter des gesammten Volks das Gesetzgebungsrecht nach seinem ganzen Umfange mit dem Landesherrn theilen, sondern daß ein bestimmter Besitz oder ein bestimmtes Amt Jemand zum die Interessen seiner Corporation vertretenden Landstand machen, diese Landstände aber bei der Gesetzgebung im Allgemeinen nur eine beratthende und nur da, wo ihre besonderen Privilegien zur Frage stehen, eine entscheidende Stimme haben. Bei einer solchen Verfassung giebt es also kein Volk als politisches Ganze, sondern nur einzelne, sich um einander nicht bekümmernde Corporationen, mit denen der Fürst, so gut es gehen will, Verträge zu schließen sucht, die man denn Gesetze zu nennen beliebt.

Außer diesen Unzulänglichkeiten jeder landständischen Verfassung stoßen wir aber noch bei der unsrigen gleich auf einen Uebelstand, der sich zwar bei dieser Art von Verfassung allenthalben findet, aber doch nirgends in einem so hohen zu Gute thun, daß sie kräftigst für gleiche Handhabung der Justiz sorgen, sollten also doch in dieser Beziehung wenigstens Das zu erreichen suchen, daß die Gerichte die Klage gegen den Landesherrn annehmen müßten, wenn beschweigt würde, daß bereits um Bestellung eines Procurators gebeten sei.

Grade wie bei uns. Dieser Uebelstand liegt in dem Mißverhältniß der politischen Macht beider Stände, der Ritterschaft und der Städte oder der Landschaft. Die Städte, die Hauptsitze der Bildung und des Gewerbleißes, müßten ihrer Bedeutsamkeit nach den ersten und hauptsächlichsten Stand bilden, aber sowohl in Mecklenburg als in allen Staaten, in welchen die Verfassung noch lediglich auf dem Feudalwesen ruht, stehen dieselben, d. h. die Landstädte, also mit Ausnahme der Seestädte (oder vielmehr da Wismar noch immer nicht wieder im Besitz seiner Landstandschafft ist, mit Ausnahme von Rostock) machtlos im Hintergrunde und die Ritterschaft bildet dem Namen und der That nach den ersten Stand. Zahlen beweisen am besten: wir haben in Mecklenburg = Schwerin nur 37 landtagsfähige Städte, aber weit über 500 landtagsfähige Gutsbesitzer. Da nun die Stimme jedes Rittergutsbesitzers, und hätte er auch nur eine Hufe Landes, gerade so viel wiegt wie die Stimme einer ganzen Stadt, so ist es handgreiflich, daß bei der jetzigen Zusammensetzung unserer Ständeversammlung, da in ihr auf jede städtische Stimme ungefähr vierzehn ritterschaftliche kommen, von einer verhältnißmäßigen Vertretung der Städte gar nicht die Rede sein kann, vielmehr die ganze ständische Macht in den Händen der Ritterschaft liegt.

Mecklenburg hat so von je an an der Aristokratie seiner großen Grundbesitzer krank gelegen. Die Ritterschaft war immer bei uns obenauf und ihre stets sieggekrönten Kämpfe

mit der Landesherrschaft einer- und mit den Städten andererseits bilden den rothen Faden in dem Gewebe unserer Geschichte. Früher siegte sie in ihren Fehden durch die Faust, später in ihren Processen durch Geld und gleichgesinnte Freunde und jetzt ist schon das Herkommen mächtig genug, ihre beanspruchten Vorrechte zu schützen. Aus der Ritterschaft werden die Landrätthe genommen; die Ritterschaft herrscht vor im engern Ausschuß der Stände und im Landtagsdirectorium; sie hat den gleichberechtigten Städten die Landesklöster fast ganz genommen; ihr Handel, Wandel und Gewerbe (nämlich das Branntweimbrennen, ein Gewerbe, welches jetzt so viele Gutbesitzer außerhalb Mecklenburg hochherziger Weise aufgeben) sind frei von Steuer und Zoll; ihre Güter frei von Einquartirung und Verpflegung des Militäirs; für ihre Lehne leisten sie, seit das Schießpulver allgemein in Gebrauch gekommen, keine Kriegsdienste mehr, sondern nur die mehr als Lust denn als Last angesehenen Ehrendienste am Hoflager des Fürsten; die Ritterschaft des Stifts, jetzigen Fürstenthums Schwerin hat sie sich längst einzuverleiben gewußt, während die Stiftsstädte noch immer im unumschränkt monarchischen Mecklenburg liegen und ihre lange schon beabsichtigte Einverleibung in das Corps der Landstädte noch immer nicht hat vor sich gehen wollen; selbst die heingefallenen Lehngüter nicht einzuziehen, sondern an getreue „Landespatrioten“, was auf gut Deutsch so viel heißen will als: nicht begüterte adelige Inhaber hoher Militair- und Civilchargen, wieder zu

verleihen, hat ihr die Landesherrschaft so halb und halb versprechen müssen; erwirbt die letztere, was ihr denn doch nach wie vor „unbenommen“ sein soll, ritterschaftliche Güter, nämlich käuflich und nicht als heimgesfallene Lehen, so müssen diese zum Besten der Ritterschaft alle öffentlichen Lasten und Abgaben der im Privatbesitz befindlichen ritterschaftlichen Güter mittragen u. s. w. u. s. w., denn es läßt sich diese Aufzählung noch bedeutend verlängern, was aber sehr überflüssig wäre, da Jeder schon aus alter Tradition weiß, wie sehr unsere hochmögenden Rittergutsbesitzer von denen aller übrigen deutschen Lande beneidet werden.

Innerhalb dieser mächtigen Corporation prätendirt aber die Geburtskaste des sogenannten eingebornen Adels noch wieder besondere sehr wichtige Vorrechte und diese Prätensionen haben den Anlaß zu den für uns höchst wichtigen „ritterschaftlichen Differenzen“ gegeben, welche seit dem Landtage von 1838 wie ein reinigender frischer Hauch durch den stagnirenden Sumpf unsres öffentlichen Lebens dahin fahren. Der Adel aber wird dies Spiel verlieren wegen seines Mangels an wahren historischen Sinn und wegen seiner gänzlichen Unkenntniß der Gegenwart und ihrer Forderungen. Es ist dies nicht zu viel gesagt; man sehe nur, wie sich unsere adeligen Hochtorps noch immer wie die alten Reichsbarone, freilich en miniature, geberden, und wie sie es ganz ignoriren, daß sie als Adlige nichts sind, sondern alle ihre politische Wichtigkeit einzig von dem Gutsbesitzerthum entlehnen und

man wird sich eben so sehr wundern als betrüben über die unheilbaren Vorurtheile dieser Geburtskaste.

Auch in Mecklenburg strebte der niedere landsässige Adel (wir haben nämlich nur niederen Adel, denn es kommt hierbei auf den Titel: Graf oder Baron nicht an) nicht bloß dahin „ein landsittliches Eigenthumsrecht über ihre leibeigenen Gutsunterthanen und deren innehabendes Ackerwerk und Gehöfte“ an sich zu reißen, sondern sie suchten auch die übrigen Volksklassen von Erwerbung der freien Rittergüter auszuschließen, und, wo sie dies nicht durchsetzen konnten, suchten sie doch in ihrem Neid den bürgerlichen Gutsbesitzern alle diejenigen Rechte abzuspochen, welche ein Gut zu einem kleinen Territorium und den Gutsbesitzer zu einem Inhaber von Hoheitsrechten machen, welche der Staat in seiner Schwäche bisher noch den Rittergütern gelassen hat. Es wäre nun freilich das größte Glück für Mecklenburg, wenn alle unsere Rittergüter ihre Hoheitsrechte verlören und aus kleinen Territorien zu bloßen Landgütern ohne Justiz- und Polizeigewalt, ohne Patronatrecht und ohne persönliche Landstandschaft des Besitzers umgeschaffen würden, weil damit der Staat erst zu seinem vollen Recht käme, — aber daß diese nothwendige Degradirung der Rittergüter mit ihren jetzigen Territorialrechten zu bloßen Landgütern nur bei den von den Bürgerlichen besessenen Rittergütern vorgenommen werde, dürfen so wenig die bürgerlichen Gutsbesitzer, als wir Uebrigen zugeben.

So weit will nun auch der Adel jetzt keineswegs mehr gehen, aber er will doch, abgesehen von dem Rechte der Wählbarkeit zu Landrätthen, welches durch allerlei Moyens vom Adel in den Landesvergleich hineingebracht ist, noch immer bloß seine Töchter als Conventualinnen der sogenannten Landesklöster eingeschrieben wissen, meint allein zu den Provisor- und Hauptmannsstellen bei denselben wählbar zu sein und allein mit den Städten die Verhandlungen über die Klosterfachen leiten zu dürfen. Früher beanspruchte der Adel auch noch die ausschließliche Wählbarkeit zu Amtsdeputirten und zu ritterschaftlichen Deputirten in den engeren Ausschuß und hat von diesen unbegründeten Annahmen die letzte erst auf dem Landtage von 1843 nolens volens fahren lassen.

Wir haben vorstehend immer schlechtweg von adligen Gutsbesitzern gesprochen. Dies ist unrichtig, denn auch unsere adligen Gutsbesitzer zerfallen wieder in zwei Classen. Wir haben nämlich in Mecklenburg-Schwerin 292 adlige Gutsbesitzer, aber von diesen gehören nur 216 zum sogenannten eingebornen Adel und 76 zum neugeborenen oder eingewanderten, welcher letztere aber an sich die Annahmen des Eingebornen nicht theilt und also mit den Bürgerlichen stimmen würde, wenn nicht für ihn für Geld und gute Worte eine Aufnahme unter die Eingebornen möglich wäre.

Eingeborne nennen sich nun diejenigen, deren Vorfahren die Landesreversalen von 1572 mit unterschrieben haben und diese agnosciren oder anerkennen denn auch diejenigen, deren

Vorfahren bereits 100 Jahre mit einem Gute angesessen, auf ihren Antrag ebenfalls als Eingeborne und recipiren oder nehmen auf zu solchen nach ihrem Belieben diejenigen, welche sich erbieten, 1500 Rthlr. an die Landesklöster zu zahlen oder diejenigen, welche sich Verdienste erworben, d. h., welche die Herrschaft des Adels haben erweitern helfen.

Die bürgerlichen Gutsbesitzer aber und auch die Landesherrschaft in dem Rescripte vom 7. März 1789 behaupten dagegen, daß „eingeborne und recipirter Adel“ nichts anders sagen wolle, als dies, daß zu solchem gehöre einmal derjenige, dessen Vater schon, ehe jener geboren ward, zu den adligen Mitgliedern der Ritterschaft gehört habe, und zweitens derjenige Adlige, der durch Ableistung des Lehn- oder Hemagialeides unter die meßenburgische Ritterschaft aufgenommen sei. Die Landesherrschaft hat nun freilich diese ihre frühere richtige Ansicht völlig wieder aufgegeben, aber die bürgerlichen Gutsbesitzer verharren noch bei derselben, oder wollen doch wenigstens bei den Receptionen des eingebornen Adels eine Stimme haben.

So haben wir also, wenn auch nicht de jure, so doch de facto statt der verfassungsmäßigen einen Ritterschaft, deren drei. Da sind erstlich die bürgerlichen Gutsbesitzer, welche die verfassungsmäßige Gleichheit aller Mitglieder der Ritterschaft wieder hergestellt wissen wollen; es sind ihrer in Meßenburg-Schwerin 286; zweitens die 216 Mitglieder des

eingebornen Adels und drittens die 76 übrigen abligen Gutsbesitzer.

Mit den bürgerlichen Gutsbesitzern sympathisirt aber das ganze übrige Mecklenburg, aber nicht weil sie Mitglieder der persönlich landtagsfähigen Ritterschaft sind, denn eine solche Ritterschaft ist wahrlich kein Glück für ein Land, sondern einmal, weil sie eben bürgerlicher Geburt sind und das Bürgerthum die allein selig machende politische Kirche ist; zweitens aber, weil sie durch ihren Gegensatz gegen die Adligen, aber freilich auch nur durch denselben, also trotz dem, daß sie von Haus aus zur Aristokratie des Grundbesitzes gehören, die Sache des Fortschritts vertreten. Der mecklenburgische Patriot muß also eifrigst die Fortdauer der ritterschaftlichen Differenzen fürchten, denn vergleichen sich die ritterschaftlichen Parteien, wozu der Adel die größte Lust bezeigt, so wird auch an den bürgerlichen Gutsbesitzern sofort wieder jeder Zoll ein Ritter oder auch eine politische Null sein.

Wäre aber auch die Ritterschaft nicht übermächtig, wären also auch die Stimmen der Ritterschaft und der Städte in ein richtiges Verhältniß zu einander gesetzt, so würde doch immer noch in der Gesinnung unserer Ständeversammlung ein anderer Grund zu ihrem Tadel liegen. So gern wir nämlich auch von allen Landständen, einzeln genommen, zugeben wollen, daß sie ehrenwerthe Leute sind, ja so gern wir selbst einräumen, daß sich aus ihnen eine hinreichende Anzahl tüchtiger Volksvertreter wählen lasse, so liegt doch

darin, daß diese Landstände von Gottes Gnaden und aus eigener Machtvollkommenheit in keinerlei Zusammenhange mit dem gesammten Volke stehen, die größte Gefahr ihrer Absonderung aus dem vollen ungetheilten Staatsleben in eine die allgemeinen Staatszwecke möglicher Weise hindernde selbstständige Corporation; eine solche Corporation vergift denn am Ende ganz, daß sie auch des Ganzen wegen da ist und sucht vielmehr nur ihre Privilegien auf Kosten dieses Ganzen zu mehren, so daß sie zu einem Institut wird, auf welches das Volk mit der gründlichsten Gleichgültigkeit sieht, weil es weiß, daß dasselbe zunächst und hauptsächlich nur für sich sorgt. Das ist die Gefahr der Ständerversammlungen, deren Mitglieder aus eignem Recht dieselben beziehen; wäre nur dies eigene Recht nicht, sondern gingen unsere ständischen Personen aus einer Wahl hervor, gewiß, es würden dieselben Personen, die jetzt unseren Landtag bilden, ein weiteres Herz mit auf denselben bringen.

Unsere Landtage beziehen nämlich die Rittergutsbesitzer und die Bürgermeister der Städte; die ersten durch ihren Grundbesitz, die zweiten durch ihr Amt berufen, und Mitglieder unserer Ständerversammlung sind demnach nicht diejenigen Männer, welche vom Volke durch seine Wahlhandlung als die kenntnißreichsten und uneigennützigsten bezeichnet sind, denen es unbedingt vertraut und die es mit Freude und Stolz als seine Vertreter erkennt; nicht gehoben durch das ehrende Vertrauen ihrer Wähler, nicht angespornt durch

das Bewußtsein, daß das ganze Land mit Spannung den Resultaten ihrer Wirksamkeit entgegensteht, gehen sie mit ihren kleinen Interessen ganz incognito auf den Landtag und das Land, welches sie nicht gefragt haben, wollt ihr auch von uns das gemeine Beste vertreten wissen, sieht sie theilnahmlos ziehen und heimkehren.

Doch wir wollen nicht undankbar sein und erkennen es gern an, daß unsere Stände, so oft sie auch den guten Absichten unserer Fürsten hemmend in den Weg getreten sind, uns gegen deren etwaige gewalthätige, eigenmächtige und schlechte Absichten immer kräftigst geschützt haben. Einen weiteren Nutzen aber haben solche aus dem reinen Corporations-system hervorgegangene Vertreter weder in den Staaten, noch in den Städten gehabt. Wo in den letzteren die Zünfte die Grundlage der Verfassung bildeten oder noch bilden, da hatte man für das Ganze keinen Sinn und kein Herz und es verfiel oder wurde nicht das, was es hätte werden können; und so hatten diese Innungen trotz aller Vorrechte, die sie gegen die übrigen Stadteinwohner sich annahmten doch am letzten Ende auch nur schlecht für sich selbst gesorgt. Das haben in Parchim die sogenannten Gewerfenbürger bewiesen, das beweisen noch jetzt Rostock und Wismar, in welchem letzteren noch im Jahr 1830 die Landesherrschaft mit ihrer Absicht, an die Stelle der Zunftverfassung eine repräsentative zu setzen, nicht durchzudringen vermochte, das beweist endlich das nachbarliche Lübeck, welches sich gegenwärtig in der

schweren Arbeit, jene alte Zunftverfassung von sich abzustreifen, befindet.

So hat denn auch in unserem Staate jeder Stand meist nur für sich selbst gesorgt, — eine nothwendige Folge freilich der natürlichen Selbstsucht jeder Körperschaft, aber auch noch obendrein durch die Verfassung gesetzlich anerkannt und gut geheissen. Im achten Artikel unseres Landesvergleichs wird ausdrücklich den Ständen nur da, wo von Minderung oder Abänderung ihrer Privilegien und Vorrechte die Rede ist, eine entscheidende Stimme zugestanden, aber die „zur Wohlfahrt und zum Vortheil des ganzen Landes dienlichen Verordnungen“ werden als für Ritter- und Landschaft „gleichgültig“ *) betrachtet und derselben demgemäss in Bezug auf sie auch nur eine bloß beratende Stimme gegeben. So haben die Stände bei höchst wichtigen, aber nach dem Sprachgebrauch des mecklenburgischen Staatsrechts für sie gleichgültigen Gegenständen, z. B., bei von der Regierung beliebten weiteren Beschränkungen der uns bundesbeschlußmässig zustehenden dürftigen Pressfreiheit kein unbedingtes Widerspruchsrecht; auch werden demgemäss die von der Regierung eingebrachten der ständischen Zustimmung bedürftigen Gesetzentwürfe von den Ständen zum größten Nachtheil unserer Gesetzgebung nur in den Partien so recht bis auf den Punkt auf dem J beleuchtet und behandelt, welche ihre besonderen

*) Mit dieser naiven Selbstkritik hat man von unserer ganzen Verfassung genug.

Interessen berühren; ist man nur erst über diese Punkte einig, so findet das Ganze bald die ständische Einwilligung.

Wie nun der erste Stand, die Ritterschaft, für sich gesorgt hat, haben wir oben gesehen; die Städte freilich mußten schon zufrieden sein, wenn sie nur ihre Bannrechte und ihren Gewerbezwang gegen das platte Land aufrecht erhalten konnten, was ihnen denn auch so ziemlich, besser freilich gegen die Landesherrschaft, als gegen die mächtige Ritterschaft gelungen ist. Und wie schlecht sorgt diese mächtige Ritterschaft für ihre Schulen, die ihnen gut genug dünken, wenn sie den künftigen Tagelöhner durch Lesen und Beten zur Confirmation reif machen; mit wie scheelem Auge sieht sie auf ihre, wie sie sagt, von ihnen vertretenen Bauern und wie schnell wußten die Stände die Aufhebung des freisinnigen Judengesetzes vom Jahre 1813 herbeizuführen, und die Juden so wieder in den mittelalterlichen Zustand der Rechtslosigkeit und des dadurch nothwendigen besonderen Schutzes und Schutzelbes zurückzuwerfen. „Denke man hier nur, sagt ein Mitglied unserer Ritterschaft, Schnelle, in: „Einige Betrachtungen über die in der mecklenburgischen Ritterschaft obwaltenden Streitigkeiten“, an die von dem edlen Brandenstein zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit so vielem Eifer verfolgte Schiffbarmachung der Elbe, die damals abgeschlagen, erst in neuester Zeit effectuirt werden konnte; an die Hypothekenordnung für ritterschaftliche Güter, die gerade in der Ritterschaft ihre lebhaftesten Gegner fand; an

die Besserung der Wege und Landstraßen, die urkundlich seit fast 400 Jahren von den Regierungen angeregt ist.“

Alles, was für die höheren Aufgaben des Staats in Mecklenburg noch geschehen ist, das ist demnach von unserer Regierung ausgegangen. Wann würde, z. B., wohl ohne ihre Aufforderung die Leibeigenschaft aufgehoben sein? Darum spricht denn auch der Mecklenburger mit Achtung von seiner Regierung, mit Gleichgültigkeit dagegen von seinen Landständen, von denen er weiß, daß sie die von der Regierung im Geiste des Fortschritts *) vorgeschlagenen Gesetze, sobald sie auch nur die kleinste Aufopferung ihrer Vorrechte von ihnen fordern, wenn sie sie überall annehmen, dies doch nicht mit freudiger Zustimmung thun, sondern nur aus Furcht vor dem Urtheil der bösen Welt und unwillig dem leidigen Zeitgeiste nachgebend.

Daß dieses ständische System unserem Verfassungsbedürfniß nicht genügt, daß es nicht mehr zu den veränderten Lebensverhältnissen des 19ten Jahrhunderts paßt, daß also dasselbe diesen veränderten Lebensverhältnissen gemäß abgeändert werden müsse, das erkennen selbst diejenigen an, welche dem ständischen System vor dem reinen Repräsentativsystem unbedingt den Vorzug geben. Und diese nothwendigen Ab-

*) Die unbedingte Anerkennung der Präensionen des eingebornen Adels und die dadurch hervorgerufene Schroffheit gegen die bürgerlichen Ritter mit ihrem einseitigen Liberalismus, hat freilich neuerdings der Regierung eine etwas andere Färbung gegeben.

änderungen unseres ständischen Systems wollen wir hier andeuten; wollen also keinesweges unsere ganze jetzige Verfassung bei Seite schieben, sondern nur ganz juste-milieu-artige Vorschläge zu ihrer Reform machen.

Der Grund der ritterschaftlichen Landstandschafft ist nicht der Adel, sondern lediglich der Besitz eines freien Landguts und es liegt also im Wesen unserer Verfassung die unbedingte Gleichheit aller Mitglieder der Ritterschaft. Sie muß wiederhergestellt werden und der bürgerliche Gutsbesitzer ebenfalls seine Töchter zu den Klosterstellen *) einschreiben lassen dürfen, ebenfalls zum Landrath und Klosterhauptmann gewählt werden können, ja, wenn er will, ebenfalls die ritterschaftliche Uniform anziehen können.

Damit denn das ungeheure Mißverhältniß in den ständischen Rechten der Ritterschaft und der Städte gehoben werde, dürfte nicht mehr jeder Gutsbesitzer persönlich landtagfähig sein, sondern die ritterschaftliche Landstandschafft müßte auf den ritterschaftlichen Aemtern ruhen und so wie also jede einzelne Stadt, so würde auch nur jedes einzelne ritterschaftliche Amt durch eine von den Gutsbesitzern desselben gewählte Person vertreten werden. So ist es auch jetzt in den meisten deutschen eigentlich ständischen Verfassungen, und unsere Einrichtung, nach welcher jeder Gutsbesitzer eine besondere Stimme hat, ist eine Ausnahme von der Regel und mußte nothwendig zu derjenigen Aristokratie der Ritterschaft führen,

*) Man würde aber dann wohl die Klöster ganz aufheben.

welche unserem Lande ein so eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Ueberdies ist es aber auch gegen allen politischen Anstand, daß ein Mann mit den Gefinnungen eines westindischen Plantagenbesizers, sobald er ein Rittergut geerbt oder gekauft hat, ohne Weiteres auch Sitz und Stimme in der Ständeversammlung eines deutschen Staates hat. Durch diese Reform würde die Zahl der ritterschaftlichen Stimmen von mehr als 500 auf 22 heruntergebracht und so in ein richtiges Verhältniß zu der Zahl der städtischen Stimmen gesetzt werden.

Was nun die Städte betrifft, so ist der geschichtliche Grund ihrer Landstandschaft ebenfalls der Grundbesitz; dieser Grundbesitz steht aber der Commune und nicht ihren Beamten der städtischen Obrigkeit, dem Magistrate zu, und es ist also nicht abzusehen, warum gerade die Bürgermeister die Rechte der Stadt auf dem Landtage zu vertreten berufen sein sollen, vielmehr scheint es dem Sachverhältnisse allein angemessen, daß die gemeine Bürgerschaft, wie ihre Vertreter gegen die Stadtobrigkeit, so auch ihren Vertreter gegen die Landesherrschaft selbst wählt*). Abgesehen nämlich davon, daß obrigkeitliche Personen in der Regel größere Liebhaber obrig-

*) Wenn wir dadurch nur nicht zu viele Repräsentanten bekämen, so möchte man vorschlagen, daß jede Stadt neben ihrem Bürgermeister einen von der gemeinen Bürgerschaft gewählten Deputirten zum Landtage schicke; wie man in ähnlicher Weise gewünscht hat, daß der deutsche Bundestag nicht bloß von den Fürsten, sondern auch von den Völkern der Bundesstaaten besetzt werden möge.

keitlicher Machtvollkommenheit als bürgerlicher Freiheit zu sein pflegen und also die Vertretung der Städte durch ihre Bürgermeister wohl eine größere Gewalt des Magistrats, aber gewiß nicht einen größeren Einfluß der Bürgerrepräsentanten herbeiführen wird, so werden auch die Bürgermeister als gelehrte Juristen selten die wirklichen Interessen der Städte in Beziehung auf Ackerbau, Handel und Gewerbe hinreichend zu würdigen und zu wahren wissen. Bei uns, wo die Magistrate nicht wie nach mehreren neueren deutschen Städteordnungen nur auf eine bestimmte Zeit gewählt werden, sondern ihr Amt auf Lebenszeit und noch dazu in vielen Städten aus der Hand der Landesherrschaft besitzen, ist vollends eine freie Wahl des städtischen Landtagsdeputirten nothwendig.

Aber auch das unumschränkt monarchische Meßlenburg muß berücksichtigt werden bei unserm Verfassungsbaue. Wollte man nur hinsichtlich des Domaniums es unumwunden aussprechen, daß dasselbe Staatsgut und nicht Privatgut der regierenden Häuser sei, denn was es auch theilweise ursprünglich gewesen sein mag, so ist es jetzt in Wahrheit nur ererbes; wollte man nur ferner alles Domanium, wenn auch nicht verkaufen, doch vererbpachten, die fürstlichen Aemter aufheben und statt derselben auf eignen Füßen stehende nach Art der Stadtgemeinden eingerichtete sich selbst verwaltende Landgemeinden entstehen lassen, so würde auch dem gänzlichen Mangel einer Vertretung unseres Bauernstandes sich abhelfen lassen. Die Hervorrufung selbstständiger Landgemeinden gehört

aber auch in jeder andern Hinsicht zu den wichtigsten Aufgaben unseres Gouvernements. Diese Landgemeinden müßten nun die gleichfalls alle auf Erbpacht zu setzenden ritterschaftlichen, städtischen und klösterlichen Bauern und Büdner mit in sich aufnehmen und solche Landgemeinden eines Amts entweder in Urwahlen, wo jeder erbzigende Mann mitwählt oder, wenn man lieber will, durch ihre Schulzen einen Landtagsdeputirten wählen. Daß die besonderen Interessen dieses Standes ihre besondere Vertretung finden, wird immer nothwendiger, da schon viele Bauern in Mecklenburg zu der persönlichen Freiheit, die sie durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gewonnen, auch noch die dingliche als Erbpächter ihres Hofes erworben haben. Einen dinglich und persönlich freien Bauernstand, selbstständige Landgemeinden und Vertretung des Bauernstandes durch eigene Landtagsdeputirte finden wir nun aber in dem größten Theile von Deutschland und auch die Ansicht finden wir allgemein, daß der Staat das größte Interesse habe, den Bauernstand möglichst zu heben: es ist also auch hier wieder nur das in Deutschland Uebliche, was wir fordern.

Damit nun die so geordnete Vertretung eine verhältnismäßige werde, müßten den größeren Städten, ritterschaftlichen Aemtern und den die ritterschaftlichen Hintersassen mit in sich aufnehmenden Domanialämtern mehrere Deputirte zugestanden werden.

Da die Landtagsdeputirten eben so sehr im Interesse der Landesherrschaft und des ganzen Landes als in demjenigen

der sie absendenden Corporationen versammelt sind, so hat jede landtagsfähige Corporation nicht bloß das Recht, sondern zugleich die Pflicht, den Landtag zu beschicken und aus eben diesem Grunde werden die Diäten der Deputirten von beiden Theilen zu gleichen Hälften getragen; die Landesherrschaft würde hiezu die Mittel finden in den weggfallenden Landtagstafeln.

Alle landtagsfähigen Corporationen müssen rücksichtlich der zu wählenden Personen möglichst wenig beschränkt sein; sie können ihre Deputirten aus ihrer Mitte, aus den Staatsdienern und aus der Zahl der übrigen selbstständigen unbescholtenen Meßener wählen, denn es ist unvernünftig, Jemand in irgend einer Weise vorzuschreiben, zu wem er Vertrauen haben soll.

Diese Ständeversammlung muß aber immer ein untheilbares Ganze bilden, in welcher also alle Fragen, sie betreffen nun das Ganze oder im Besonderen die Ritterschaft oder die Städte oder die Bauern, unbedingt durch Mehrheit der Stimmen entschieden werden. Jetzt nämlich kann jeder Stand, wenn er glaubt, die zur Abstimmung stehende Frage gehe ihn allein an und er brauche sich hier ein Uebersimmtwerden durch den andern Stand nicht gefallen zu lassen, darauf bestehen, daß „in Theile gegangen werde“, in welchem Falle denn jeder seine Meinung behält und nichts zu Stande kommt. Dies ist ganz folgerichtig, denn die Hauptaufgabe der Stände oder Curien ist eben die Wahrung ihrer Privilegien und

Vorrechte, nicht aber die Wahrnehmung des Gesamtwohls. Da aber dem Gesamtwohl nichts so sehr im Wege steht als gerade die Privilegien und Vorrechte, so mag eine solche Verfassung für die landständischen Personen einen sehr bedeutenden Werth haben, für das Land selbst aber hat sie einen desto geringeren.

Wenn aber die Wahrnehmung des Gesamtwohls und nicht die Wahrung der Privilegien Hauptaufgabe unserer neuen Stände sein soll, so müssen sie auch in solchen Sachen, „welche gleichgültig, jedoch zur Wohlfahrt und zum Vortheil des ganzen Landes absichtlich und diensam“ nicht bloß eine berathende, sondern ebenfalls eine entscheidende Stimme haben.

Eine solche ungetheilte Ständerversammlung allein würde Mecklenburg von den Privilegien und Vorrechten erretten und die Regierung in den Stand setzen, durchgreifende Reformen vorzunehmen. So dürfen wir denn wohl glauben, daß unser leider unmaßgebliche Vorschlag, dessen Ausführung die Uebermacht der Ritterschaft brechen und dem ständischen Principe unserer Verfassung durch die freie Wahl der Vertreter jedes Standes ein wohlthätiges Gegengewicht geben würde, als Wunsch von allen Mecklenburgern mit sich von selbst verstehend, aber auch alleiniger Ausnahme unserer landständischen Personen getheilt wird.

Unsere Landesherrschaft hat ebenfalls die Mängel unserer Verfassung anerkannt. In den Verhandlungen des

Convocationstags vom Jahre 1808, einem Zeitpuncte, in welchem ein Neubau unserer Verfassung leicht ins Werk zu zu richten war, einem Zeitpuncte, in welchem der Geist besonnener Reform in Preußen den herrlichsten Triumph feierte, sagt die Landesherrschaft ausdrücklich, daß die Landesverfassung im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen durch die veränderten Umstände mangelhaft geworden, daß eine Revision derselben und ihrer Grundgesetze nothwendig und daß sie die Absicht habe, alle Verschiedenheit der Verfassung, Vorrechte und Gesetze ihrer Länder und Besizungen aufzuheben und gesammten ihren Landen einerlei Verfassung zu geben. Da wurde den Landständen bange, sehr bange um ihre „altehrwürdigen“ Vorrechte und Freiheiten und in der Furcht vor einer Reform der Verfassung, welche sie in ihrem Antwortschreiben die glücklichste nannten, bewilligten sie Steuern über Steuern und erreichten so den Fortbestand der „glücklichsten“ Verfassung. Seitdem ist freilich unsere Verfassung auch von der Landesherrschaft nicht wieder mangelhaft genannt worden. Die Zeit ist nämlich eine andere geworden; die Aufklärung, die freilich immer prosaisch ist und sein will, gefiel den schönen Seelen nicht länger und sie wünschten sich für die einfachen Lehren des hausbackenen gesunden Menschenverstandes so eine ganz aparte und tiefe Geheimlehre; die Romantiker unter den Staatsrechtslehrern befriedigten dies Bedürfnis und erfanden die Lehre vom christlich-germanischen Staat, und Meßlenburg hatte die leidige

Ehre, daß sie in ihm das Ideal eines solchen entdeckten. Ach, würde die Aufklärung, die die vornehmen Denker ungnädigst nur die oberflächliche nennen, doch wieder allgemein!

Als die wichtigste Folge unseres erfüllten Vorschlags sehen wir aber nicht so sehr das größere materielle Gemeinwohl, sondern dies an, daß in einer solchen Verfassung jeder Staatsbürger das Leben des Staats mitlebt *), daß auch er durch den Mann seiner Wahl seine Wünsche und Hoffnungen darlegt, daß das Volk, wenn nicht mehr bloß Alles für daselbe, sondern auch mit durch seine Vertreter geschieht, zum Bewußtsein seiner Geltung und seines Werthes kommt, daß

*) Dieses Mitleben wird besonders befördert durch die Oeffentlichkeit der ständischen Versammlungen. Solche Oeffentlichkeit findet nun bei uns herkömmlich insoweit statt, daß zu den landtäglichen Plenarversammlungen im sogenannten Directorialzimmer auch nicht landständische Personen Zutritt haben und nur von dem sogenannten Deliberationszimmer, in welchem über die Erachten der Committee verathen und abgestimmt wird, ausgeschlossen sind. Doch diese Oeffentlichkeit würde nur von Wichtigkeit sein, wenn die Landtage nicht in den kleinen Städten Malchin und Sternberg, sondern in einer unserer größten gehalten würden. Wir müssen also die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen durch die **Presse** fordern. Unsere bürgerlichen Gütebeßiger, die bis zu ihrem vereinstigen Siege die liberale Partei in unserer Ständeversammlung bilden, haben auch schon im Gefühle dieser Unterlassungsfünde auf dem Landtage 1843 auf die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen durch den Druck angetragen; aber dieser Antrag ist von unseren Ständen rein abgelehnt; man hatte hiefür freilich einen guten Vorwand in Schnelle's Landtagsbericht.

solche Stände in dem Volke stehen und wurzeln, daß zwischen beiden Achtung und Vertrauen und eine lebendige Wechselwirkung Statt hat, daß sich ein bestimmter, inhaltsreicher, selbstbewusster Volksgeist bildet, — mit einem Worte, daß nicht mehr bloß die großen Grundherrschaften und die regierenden Bürgermeister ohne allen Auftrag des Landes über das Land des Wohl und Weh beschließen, sondern das Land selbst. Die wenigen Mecklenburger, die durch Amt oder Besizthum in unsere Ständeverammlung berufen sind, sind doch nicht Mecklenburg, sondern die übrigen Mecklenburger sind der Wahrheit und dem Wesen nach Alles, aber gegolten haben diese letzteren bisher nichts; sollten sie jedoch nicht die besten Ansprüche darauf haben, wenigstens etwas zu gelten? Nur die Verfassung, in welcher das Volk auch etwas ist und nicht bloß als ein zu Regierendes und zu Verwaltendes angesehen wird, entspricht seiner menschlichen Würde, nur in einer solchen Verfassung erscheint dem Menschen das Walten der öffentlichen Macht als ein vollkommen gerechtfertigtes, der Staat als eine sittliche Ordnung, nur in einem solchen Staate wird Jeder „mit Gott für Fürst und Vaterland“ Opfer bringen in Frieden und Krieg. Wo aber dem Fürsten nur wenige Mächtige aus eiguem Rechte mitberathend und mitbeschließend zur Seite stehen und das Volk nur die fertigen Gesetze anzuhören und zu befolgen hat, da fallen die Mächtigen in Hoffahrt und Dünkel, dem Volke aber erscheint da der Staat lediglich als etwas Jenseitiges, Unerreichbares,

als eine rohe Naturgewalt, vor der er sich nur darum beugt, weil sie das Recht des Stärkeren hat. Daß der Mecklenburger seinen Fürsten und sein Land von ganzer Seele liebt, das hat er bewiesen und wacker wie nur Einer gestritten für Deutschlands und Mecklenburgs Befreiung vom Joch der Fremden; soll er aber auch Mecklenburg als Staat lieben und stolz auf ihn sein, soll auch dem Mecklenburger, der nicht zu den Landständen gehört, die Verfassung seines Landes als ein köstliches Kleinod erscheinen, so muß sie eine andere werden und Alle Theil an derselben haben und nehmen. Gott und der Staat sind die höchsten Ideen, deren der Mensch fähig ist, ja diese Ideen machen ihn erst zum Menschen und wer kein inniges Verhältniß zu beiden hat, ist nur ein vollkommneres Thier und sein aufrechter Gang und sein himmelwärts gerichteter Blick sind ein Spott auf ihn. —

Wir schließen hiemit diese unsere frommen Verfassungswünsche. Ihre Erfüllung wäre die würdigste Feier des hundertjährigen Jubelfestes unseres landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs und das Jahrzehent bis dahin ist ein Zeitraum weit genug, um auch das Größte in ihm zu vollbringen.

Die Grabalterthümer Mecklenburgs.

Mecklenburg hat gemeinschaftlich mit Pommern und dem eigentlichen Preußen das Schicksal gehabt, daß es unter den Ländern Europas am spätesten geschichtlich bekannt geworden ist. Andere Völker hatten entweder selber Schriftsteller, welche die Begebenheiten derselben aufzeichneten, oder sie kamen doch früher in feindlichen oder freundlichen Verkehr mit solchen Völkern; — aber unser Land hat keine solche schriftliche Denkmäler aus seiner Vorzeit, und da bei den Nachbarn derselbe Mangel war, so wußte man in ferneren Ländern höchstens den Namen des Volkes, welches unser Land bewohnte; um seine Geschichte bekümmerte man sich nicht. Alle unsere Nachbarn traten aber doch noch früher als wir den Völkern näher, bei denen sich Geschichtschreiber fanden; Sachsen, Dänemark, Schweden, ja selbst Polen und Rußland waren eher bekannt als das Land der Slawen von der Elbe und Trave bis über die Oder hinaus; unser Volk wird erst im Jahre 798 genannt, und zwar als Bundesgenossen Karls des Großen, da sie unter Anführung Thrasiko's über die holsteinischen Sachsen siegten. Aber bald wurde unsere Ge-

gend wieder vergessen und nur in einzelnen Kriegsbegebenheiten tauchte einmal der Name der Obotriten von Neuem auf, so daß eine fortlaufende Geschichte erst mit Gottschalk, etwa im Jahre 1032 beginnt; sie umfaßt also nur die letzten 800 Jahre.

In dieser Zeit finden wir nun unser Mecklenburg von slawischen Völkern bewohnt, die aber erst seit dem 6ten Jahrhundert hier sich angesiedelt hatten, da sie früher weiter östlich wohnten und die südlichen Ostseeländer sicher vorher von den Germanen inne gehabt waren. Doch auch die Germanen können wohl nicht als das erste Volk dieser Landstriche angesehen werden, schon deshalb nicht, weil alle Völkerzüge sich von Osten her über Europa ergossen haben, und doch westlich von den Deutschen schon ein geschichtlich früher mächtigeres Volk, das der Kelten, die Länder Europas inne hatte und mithin den Germanen vorausgegangen zu sein scheint.

Wer bürgt uns aber weiter dafür, daß das celtische Volk das erste gewesen sei, welches Besitz genommen von den menschenleeren Ländern? oder auf der andern Seite, daß es überall bis zur Ostsee gekommen sei?

Was nun schriftliche Denkmäler uns nicht berichten von den Bewohnern unseres Landes über 800 Jahre hinaus, darüber geben uns die Grabmäler einigen und allmählig immer gewisseren Aufschluß. Nach der Bestattungsart der Todten und dem Material der in den Gräbern enthaltenen Waffen, Geräthe und Schmucksachen unterscheiden sich bei

uns drei Hauptarten von Gräbern, wahrscheinlich drei ganz verschiedenen Völkern angehörnd.

1. Die ältesten Gräber sind wohl die Hünengräber (nebst den Steinhäusern, Steinkisten, welche oft Opfersteine, Opferaltäre genannt werden), aus mächtigen aufrecht stehenden Granitblöcken (Tragsteine) in einem Viereck (Quadrat oder Oblongum) gebauet, über welche oft sehr große Steine als Decksteine gelegt sind. In der dazwischen angehäuften Erde finden sich, außer den Knochenüberresten der meistens verbrannten Todten, Urnen von grobkörniger Masse, aber Hämmer, Aelte, Keile, Meißel, Messer aus Stein, und hin und wieder etwas Bernstein Schmuck. — Oft haben diese Gräber noch an den Seiten einen Erdanwurf, so daß die Tragsteine nur theilweise hervorragen; bisweilen sind sie aber, besonders in Niederungen, fast mit Erde überschwemmt, so daß nur die Decksteine zu Tage liegen.

2. Die Regelgräber, fast halbkugelförmige Erdhügel, in denen sich Steinhügel oder Steinkisten finden, oft aber auch reine Steinhügel mit Erde durchmischt, bilden die zweite Art der Gräber. Die Todten wurden meist verbrannt, die Asche und Gebeine in Urnen gesammelt oder mit Steinen bedeckt. Das den Todten Mitgegebene zeugt hier aber schon von größerem Reichthume und einem ziemlich bedeutenden Grade der Bildung. Aus Bronze (etwa 87 Theilen Kupfer und 13 Theilen Zinn) sind angefertigt die schön geformten und gravirten Waffen (Schwerter, Dolche,

Vanzen, Främeen, Helme, Ringe für Arm, Hals, Kopf), Schmucksachen (Diademe, Fingerringe, Nadeln) und andere Geräthe (Püschsen, Gefäße, Hifthörner, Messer, Scheeren); — aber auch aus Gold finden sich diese Gegenstände, so wie auch Glas und Bernstein als Material der Schmucksachen vorkommen.

3. Die letzte Art von Gräbern sind die Wendengräber, auch schon Kirchhöfe genannt, weil sie als Begräbnißplätze in die historische Zeit hineinreichen und theilweise noch als solche den jetzigen Bewohnern bekannt sind. Doch die meisten sind völlig unbekannt, weil sie äußerlich nie auffallend hervortreten. Die Reste der verbrannten Leichen wurden nämlich in Urnen beigesetzt, mit Erde beschüttet, oft von wenigen Steinen umstellt, bisweilen mit kleinen Steinkreisen umgeben, und auch wohl mit flachen Steinen bedeckt; dabei stehen diese Urnen selten weit auseinander, oft dicht gedrängt, ja selbst über einander, und mit Erde nur 1—3 Fuß hoch bedeckt, so daß das Ganze eines solchen Kirchhofs in ebenen Gegenden nur als eine kleine Erhöhung erscheint, an hügeligen Stellen aber vollends unkenntlich ist, besonders wenn die oberen Steine weggeräumt sind. In den Urnen liegen zwischen den Knochen und der Asche die den Todten mitgegebenen Sachen. Das Material ist hier meistens Eisen, wenige Schmucksachen sind aus Kupfer; als edles Metall tritt das Silber auf, nie Gold. Perlen aus Glas werden häufiger, und der Bernstein bleibt zu Schmucksachen verarbeitet. —

Eben so gut als nach ihrer Bauart könnten aber die vorgeordneten drei Arten von Gräbern auch nach dem in ihnen vorzugsweise angetroffenen Material benannt werden, je nachdem nämlich die Menschen in den Zeiten, aus welchen die Gräber stammen, sich entweder der Steine (besonders des sogenannten Feuersteins) oder der Bronze oder des Eisens zur Anfertigung von Waffen und anderem Geräth hauptsächlich bedienten, so daß also in dieser Beziehung Gräber der Steinzeit, der Bronzezeit und der Eisenzeit zu unterscheiden sind. — Ob aber diese drei verschiedenen Arten von Gräbern auch drei verschiedenen Völkern und welchen sie angehören? Was hier zunächst die Gräber, in denen vorherrschend Eisen gefunden wird, die sogenannten Wendengräber, betrifft, so gehören sie sicher der letzten heidnischen Bevölkerung Meßlenburgs an; dafür spricht die noch oft traditionelle Benennung: Kirchhöfe, ferner die Beobachtung, daß die Form der Geräthe sich der uns bereits bekannteren Kunstperiode der ersten christlichen Zeit unseres Landes nähert und endlich besonders der Umstand, daß die Eigenthümlichkeiten dieser Gräber sich nirgends anders finden als nur in den früher von Slaven oder Wenden bewohnten Ländern. — Die Waffen und Geräthe der Bronzezeit, in den Regelgräbern, welche sich in der Form den römischen Alterthümern anschließen, verrathen eine ältere Kunstperiode; sie gehören also wohl ziemlich gewiß derjenigen germanischen oder deutschen Bevölkerung Meßlenburgs an, welche den Wenden weichen mußte.

— Ob aber die Gräber der Steinzeit, die Hümengräber, der ältesten germanischen Zeit angehören oder einem celtischen oder vielleicht finnischen Stamm, — darüber kann auch nicht einmal eine Vermuthung gewagt werden, weil die Gräber dieser Art selber zu wenig darbieten und auch die ähnlichen Gräber anderer Länder noch nicht hinreichend erforscht sind, so daß uns also fast alle Vergleichungspuncte fehlen. Um ihren Ursprung zu ermitteln, muß mithin noch viel gesammelt und geforscht werden.

Alle diese vorgeordneten drei Arten von Gräbern fanden sich früher durch ganz Mecklenburg und wohl keine Feldmark war ohne dieselben, da alle Gegenden auch früher bewohnt und zwar theilweise weit stärker bevölkert waren als jetzt; aber besonders die beiden ersten Arten von Gräbern sind an vielen Orten längst verschwunden, da sie als den Ackerbau hindernd hinweggeräumt, oder um der zu Bauten gesuchten Steine willen zerstört wurden; besonders auf gutem Boden und von Gutspächtern wurde ihnen der Raum nicht gegönnt, dagegen findet man sie noch häufiger auf unfruchtbarem Acker oder auf dem Felde von Bauerndörfern. Doch überall drohet ihnen baldiger Untergang: die Kunststraßen erfordern eine große Masse von Steinen, die Bauten besonders in den Städten werden in ihren Fundamenten dauerhafter durch starke Steinmauern gemacht, — und überall bieten die alten Gräber dies Material am bequemsten dar.

Wenn nun diese Gräber zerstört werden, so wirft man

gewöhnlich die darin enthaltenen Sachen weg, da ein Stück Kupfer und Eisen keinen sonderlichen Werth hat; auch werden die Urnen meist zertrümmert, oder aber man hebt auch wohl die Sachen eine Zeit lang auf, aber nach wenigen Jahren sind sie doch verloren; ja selbst förmliche kleinere Sammlungen von Privatleuten kommen selten auf den zweiten Erben. —

Kunstliebende und fromme Fürsten dachten jedoch schon frühe daran, die Grabalterthümer zu sammeln, es für eine Pietät achtend, dieselben vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Schon Herzog Heinrich V., der Friedfertige (1503 — 1552) richtete seine Aufmerksamkeit auf unsere Alterthümer und legte eine Sammlung von Graburnen an. Eben so war der Herzog Christian Ludwig (1747 — 1756) bemüht, Grabalterthümer zu sammeln und legte den Grund zu der jetzigen großherzoglichen Alterthümersammlung, welche von dem Großherzoge Friedrich Franz I. bedeutend vergrößert wurde, indem er selber Aufgrabungen vornehmen ließ, die gewonnenen Alterthümer mit Sorgfalt bewahrte und endlich darauf bedacht war, die vorzüglichsten Stücke der Sammlung abbilden und mit einem erklärenden Texte drucken zu lassen. Unter den Auspicien dieses erhabenen Fürsten bildete sich auch im Jahre 1835 der Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, dem ein eignes Local auf dem großherzogl. Schlosse zu Schwerin durch seine fürstliche Munificenz zur Aufstellung der Alterthümer zugewiesen wurde; bei dem

vorsehenden Schloßbau sind jetzt dieselben einstweilen nach der früheren Thierarzneischule gebracht, bis sie eine bleibende Stätte finden werden in dem künftigen Schweriner Museum, dessen Erbauung von dem jetzt regierenden Großherzoge, der nach seinem hochseligen Vater das Protectorat des Vereins übernommen hat, huldreichst verheißen ist. Mit der Sammlung des Vereins befindet sich in demselben Locale die von Ludwigslust nach Schwerin gebrachte großherzogl. Sammlung.

Verordnungen zum Schutze und zur Rettung der Grabalterthümer sind von den Großherzögen Friedrich Franz I. und Paul Friedrich erlassen, aber den wahren Schutz finden dieselben doch nur in dem Interesse, welches billig jeder Mecklenburger an der Geschichte seines Landes und also auch an allen Denkmälern desselben nehmen sollte.

Wer die Sammlungen, für deren Ordnung und Aufstellung der im Gebiete der Alterthumskunde so erfahrene und scharf sehende Archivar Visch unermüdlich besorgt ist, nur einmal gesehen hat, wird nicht leugnen können, daß mit dem Anwachsen dieser Sammlungen die vaterländischen Geschichtsforscher durch sie zu immer umfassenderen und sichreren Schlüssen kommen werden, — wird aber auch die Ueberzeugung gewinnen, daß jede an sich noch so unbedeutende und unscheinbare Sache dieser Art, jeder Fund von anscheinend werthlosen Gegenständen, durch die Zusammenstellung mit anderen Sachen wirklichen Werth erhalte und nicht weggeworfen werden dürfe. Es ist die Sammlung aber noch

lange nicht abgeschlossen; jedes Jahr hat noch Neues geliefert, Altes vervollständigt, Unbekanntes der Erkenntniß näher gebracht. Wie viel ist nicht aber wohl schon verloren gegangen und muthwillig zerstört? Mehr gewiß, als die Sammlungen fassen. Mögte daher Jeder, der etwas findet oder schon besitzt aus der heidnischen Vorzeit unseres Landes, dasselbe an eine der Sammlungen senden, und so das Seinige dazu beitragen, daß über die vorhistorische Zeit Mecklenburgs mehr Licht gewonnen werde; — für werthvolle Gegenstände wird von den Vorstehern der Sammlungen gern der Werth bezahlt.

— — c.

— — r.

Die Dammbeker Glocke zu Röbel.

Eine Volksage.

In alter Zeit wurde der Kirche zu Röbel von frommen Leuten eine Glocke aus fernen Landen zugesandt. Aber noch waren die alten wendischen Götter des Landes nicht völlig überwunden, und Viele, obwohl äußerlich Christen, hielten es noch in ihrem Herzen mit den heidnischen Göttern. Allen diesen aber war das Läuten der Glocken in den Tod zuwider, da dieselben den Sieg des Christenthums laut und weithin allem Volk verkündeten; die heidnischen Götter und ihre Freunde sahen darin eine Verhöhnung ihrer Macht. Daher suchten sie allerwege, den Glocken durch Bann und Zauber zu schaden, und auch bei der Röbelschen Glocke glückte es ihnen, sie in ihre Macht zu bekommen; denn, nachdem die Glocke glücklich bis in die Nähe von Röbel, bis zum See bei Dammbek, gekommen war, gerieth sie in die Macht der bösen Wesen und versank in die Tiefe des Sees. Doch bei allem Zauber bleibt dem Christenmenschen noch immer ein Loch offen, denn kein Zauber gilt für immer, sondern er hat auch seine schwachen Seiten, bei denen man ihn fassen und lösen mag. So war es auch bei der Röbelschen Glocke. Alle

Jahre am Johannistage mußte der Zauber der Glocke eine Freistunde geben, und sie kam dann hinauf aus der Tiefe an das Tageslicht und schwamm Mittags zwischen Zwölf und Eins oben auf dem Wasser, sich schaukelnd im warmen Sonnenstrahl und weithin ihre Töne sendend. Die Röbelschen gaben sich wohl alle erdenkliche Mühe, in den Besitz der Glocke zu kommen; doch alle Müh' und Arbeit wollte nichts helfen, und die Glocke mußte stets, nachdem ihr lieblicher Tanz und Sang eine Stunde gedauert, zurück in die kalte, grundlose Tiefe, mochte sie auch noch so herzbrechende Töne ausstoßen beim Sinken. Längst hatte man zu Röbel alle Hoffnung aufgegeben, den Zauber zu lösen und die Glocke heimzuführen in ihren Stuhl; so waren Jahre auf Jahre verfloßen und Niemand mochte mehr am Tage der Glocke nach Dammbeck hinaus, um Jagd auf sie zu machen.

— Da geschah es, daß an einem wunderherrlichen Johannistage kleine unschuldige Mädchen am Ufer des Dammbecker Sees ihre Spiele trieben und ihre Schürzen in dem klaren Wasser wuschen. Und die Glocke kam aus der Tiefe hervor, glänzend im hellen Sonnenlichte und lieblich tönend, und als sie in ihrem Tanze nahe ans Ufer schwamm, deckte eines der Mädchen ihre kleine Schürze über die Glocke. Sogleich stand diese regungslos still, — das Kind hatte den Zauber gelöst.

— Bald gelangte diese Kunde nach Röbel, und Alle eilten hinaus und fanden, wie die Kinder es erzählt, die Glocke am Ufer stehend. Die zwölf schönsten und stärksten Pferde

wurden nun ausgewählt, um die Glocke nach der Stadt zu holen, und ein erfahrener Fuhrmann sollte das Ganze leiten. Das Aufheben und Aufladen der Glocke ging auch glücklich von Statten, ob sie gleich groß und schwer war; Jedermann jubelte schon; doch als der Fuhrmann loszieh auf die Pferde mit den Worten: „All to glik, de Klok sall gan foar de Rik“, und die Pferde anzogen, da zerrissen alle die neuen Stränge, als wären's Zwirnsfäden. Man holte andere Stränge, aber Alles vergeblich: der Wagen mit der Glocke blieb wie festgewurzelt auf demselben Fleck und rippelt' und rührt' sich nicht, mochte man auch machen was man wollte. Unverrichteter Sache kehrte man nach Röbel zurück. Da erbot sich ein alter Mann, welcher als Akerbürger sich karglich nährte, die Glocke mit seinen vier mageren Ochsen zur Stadt zu holen. Freilich spotteten sie seiner, indessen die Erlaubniß dazu konnte man ihm ja gern ertheilen. Sobald der Alte mit seinen Ochsen bei dem Wagen mit der Glocke angekommen war und sie angespannt hatte, rief er: „All to glik, foar Arm unn Rik“, — und siehe da, die Ochsen zogen leicht den Wagen fort und brachten die Glocke ohne Anstrengung nach Röbel, unter dem lauten Freudenrufe des Volks. Und noch heutiges Tages hat diese Glocke den schönsten Klang von allen Glocken des Landes und läßt ihn weit hin hören „für Arme und Reiche.“

De Watemäun.

Die Slaat, nich wiet von Parchen, slütt 'n Wate un dat Wate is deip. Eins 's Awens güng de Paster unne de hoogen Eifen an de Eld up un daal spazieren. De Sünn was all unnegaan un dat süng all an düste to waren. Da reep't ut'n Wate ganz dump: „De Stumm' is doa, äwest de Knaaw noch nich!“ Als de Paster dit häärt, freeg hei fort Bein un maakt, dat he na't Döörp feem. Als hei all an'n Tuun wier, feem 'n smucken Jung anlophen. „Wuahenn, mien Söön, wuahenn so ilig?“ — Na 're Eld, sår dat Kind drief, ick will Snicken un Muscheln säuken! — „Nich doch“, sår de vöasichtig Mann, „hia heft 'n Schilling, mien Kind; gaa henn un haal mi mien Biewel.“ De Jung leep henn. Als de Paster bie'n Kraag vöaawe güng, feem de Knaaw mit de Biewel all werre torügg un woll nu na'n Wate daal. „Nich doch“, sår de Paster, „du büst döstlig, du heft so lopen; du saft ick drinken. Leiw Krånga, ein Glas Bier vöa den lütten Jung!“ — He drümf, — un feel doot daal. De Stumm' was doa un de Knaaw oef!

Wir entlehnen die vorstehende Volksage aus Firkemich's Sammlung der deutschen Mundarten, unter dem Titel: „Germaniens Völkcrstimmen“, einem Nationalwerke, wel-

ches gerade wegen unserer staatlichen Zerrissenheit den allgemeinsten Anklang finden mußte, „so weit die deutsche Zunge klingt“. Dieses Sammelwerk, welches uns erst den ganzen unermesslichen Reichthum des deutschen Sprachstammes überschauen und uns erst einigermaßen uns zurechtfinden läßt in dem gewaltigen Dom unseres Sprachbaues, gibt pag. 67—83 mehrere Proben der mecklenburgischen Mundart; die letzte derselben ruft auch: Old-Meklenborg for ever! aber freilich in anderer Weise als Hoffmann von Fallersleben pag. 1 unseres Buchs. Dieser, jetzt aber wohl ziemlich ausgedient habende Spruch der mecklenburgischen Selbstzufriedenheit lautet:

Uns' Mekelnborg, dat geiht doomit!

Ik wull't süß ook nich glöben:

Nu hew't mit mennig suan'n Tritt

Müst Eiar un Land dörschöben;

Doa seht denn nu ganz apenboa

'T is urpe Welt nich mia so roa

As bi uns Mekelnbörga. —

Ich muß noch bemerken, daß ich bei der Rechtschreibung der einzelnen plattdeutschen Wörter — meiner eignen gefolgt bin; wir wollen hoffen, daß bald eine allgemein anerkannte, streng durchgeführte Rechtschreibung unseres Plattdeutsch solche Willkür verbietet. Vielleicht, daß Pastor Ritter-Vietlütbe, der für den folgenden Jahrgang die Fortsetzung seiner in dem vorigen befindlichen Abhandlung: „Unsere plattdeutsche Sprache“ versprochen hat, in dieser Beziehung maßgebend wird.

Jenny Lind und die grüne Flanelljacke.

Eine romantische Episode aus dem 18ten Lebensjahre der schwedischen Nachtigall. Der Schauplatz ist Streit's Hôtel Nr. 5.

(Vom Rector Reinhard zu Boizenburg.)

V o r r e d e.

Eine prächtige Herbstsonne vergoldete den Stinfang und verklärte mit ihren Purpurgluthen die königl. hannöverschen Nebelwolken — — —

Uebrigens soll die obige Ueberschrift weiter nichts sein, als eine Maske, um das Auge des Censors abzulenken von den Dingen, die da kommen sollen. Artikel über die Lind und ähnliche Herrlichkeiten müssen nämlich einem Censormagen schon längst zum Ueberdruß geworden sein; um so mehr, da es in solchen Artikeln gewöhnlich nichts zu streichen gibt, und doch bekanntlich ein Censor ohne Strich sich immer sehr unbehaglich fühlt. Das Gefühl, einen Censor überlistet zu haben, gehört aber zu den größten Delicateffen, die in Deutschland zu haben sind. Außerdem ist ein kleiner Betrug von besagter Dualität eben so erlaubt, wie im Pferdehandel ein großer. Endlich gewinnt mein Artikel dadurch, daß er in-

cognito reist, einen gewissen Anflug von Durchlauchtigkeit, was schon im Voraus bei dem Leser Respect erwecken muß. Und hiemit sei denn die Vorrede geschlossen und das eigentliche Opus kann beginnen. —

Erstes Capitel.

Die liebe Gewohnheit hat uns dahin geführt, daß wir uns manche Dinge gar nicht mehr als von einander getrennt vorstellen können. Ludwig XIV. ohne Galla und Staatsperrücke ist uns ein Unsinn; — ein wesentliches Attribut Friedrich's des Großen ist der Krüdstock; — Irland und Daniel O'Connell sind ein einziger Begriff geworden, sowie Jgstein und Hecker. Was ist Wieland ohne Sammtkäppel? Blücher ohne Schnurrbart? Jean Paul ohne Pudel? Romeo ohne Julie? — Bei dem bloßen Namen Berlin denken wir unwillkürlich an Wanzen und an die Evangelische Kirchenzeitung, an Uniformen und an Conditoreien und an Staub und Sand. Eben so sind wir Deutsche gewohnt, Presse und Censur uns als ein unauflösliches Compagnie-Geschäft zu denken; obgleich diese Verbindung keineswegs eine nothwendige und lebenslängliche ist. Die Verbindung zwischen Presse und Censur ist höchstens in dem Maasse eine natürliche zu nennen, als Engländer und Spleen, Straßenpflaster und Hühneraugen sich auch gern zu einander zu gesellen pflegen, und dies auch zuweilen die Faust und das Auge thun.

Zweites Capitel.

Die Censur ist ein Apfel, der nicht weit vom Stamm gefallen ist. Die Weisheitsgöttin Minerva sprang bekanntlich aus dem Haupte des Olympischen Jupiters; — die Dummheitsgöttin, die Censur, froh aus dem Kopfe des Vaticanischen Jupiters, Sr. Heiligkeit des Unheiligsten unter den Päpsten, Alexanders VI. Man muß gestehen, das Kind macht dem Herrn Vater alle mögliche Ehre; und an der Ebenbürtigkeit des Kindes darf nicht im Geringsten gezweifelt werden.

Die alte heidnische Roma unterwarf sich die Welt durch das siegreiche Schwert ihrer Legionen; das römisch-katholische Rom insicirte die Welt mit dem schleichenden Gifte der Censur. Heidnisches und christliches Rom verhalten sich in dieser Beziehung zu einander, wie Räuber und Gauner, wie Löwe und Kaze.

Drittes Capitel.

Was haben nicht Dichter schon Alles besungen, zumal Hofpoeten! — Man will es überhaupt den Herren Poeten nachsagen, daß sie der Gewalt gegenüber gar leicht in die Rolle eines gehorsamen Dieners fallen und den Takt ihres Saitenspiels nach den Schritten und Tritten der Mächthaber einrichten. Es kann sein, daß die Dichter bei dem vielen Schöpfen aus dem Kasstalischen Duell und bei dem ewigen Suchen nach Blumen, den frummen Rücken sich angewöhnt

haben. So weit ist indessen bis zur letzten Michaelismesse noch kein Dichter gegangen, daß er eine Ode oder Hymne auf die Censur angestimmt hätte. Eine solche Ode oder Hymne würde sich auch nicht anders ausnehmen, als das bekannte Ständchen im „Vangen Israel“. — Kein Dichter hat bis jetzt die Censur besungen. Die Sache ist so gleichgültig nicht, wie sie scheint. Börne findet für Frankreich den Umstand sehr wichtig, daß seit jenen ewig denkwürdigen Zulagen der vieleckle Sänger Pierre Jean Béranger kein Lied angeschlagen hat.

Ob irgendwo schon eine Predigt zum Lobe der Censur gehalten ist, weiß ich nicht. Ueber den Nutzen der Gensd'armie hat man bereits eine Predigt, und zwar bei Gelegenheit des Textes vom barmherzigen Samariter. Denn, hat er gesagt, hätte es in jenen Dürns-Zeiten Gensd'armen gegeben, so könnte ein so raubmörderischer Anfall nicht füglich arrivirt sein.

Viertes Capitel.

Hat denn die Censur gar keine Vertheidiger? Allerdings hat sie deren. Aber man findet sie weniger auf dem offenen Markte und im hellen, lustigen Sonnenschein des Lebens, als in den politischen Krankenzstuben, z. B. in Leipzig. Wir wollen nun, den Athenischen Richtern gleichend, welche auch Sklaven zu Wort ließen, bei Gelegenheit hören, was jene Vertheidiger vorbringen.

Fünftes Capitel.

Zuerst aber müssen wir billig fragen: Was ist die Censur denn eigentlich? Eigentlich ist sie alles Mögliche. Sie ist z. B. eine Douanen-Linie, die nur officiële Artikel passieren läßt; — sie ist eine literarische Krump-Anstalt; — sie ist die Gouvernante des Preßbengels. — Ein Censor bekleidet nebenher das Amt eines Schächters und untersucht wohlweislich alles Fleisch, bevor es auf den Tisch kommt, ob dasselbe auch koscher ist; — ein Censor ist ein umgekehrter Dieffenbach, indem dieser unser berühmte Landsmann nur die kranken Stellen wegschneidet; — ein Censor ist ein altes Weib, das sympathetische Curen treibt, nämlich die vielgelobte Cur des Streichens.

Sechstes Capitel.

In einem großen Irrthume sind die Herren Advokaten der Censur befangen, wenn sie meinen, daß ihre Frau Clentia wirklich im Stande sei, ihre Mission als Aufseherin der Presse zu erfüllen.

Ein Censor müßte ein Universalgenie sein und hunderttausend Fühlhörner haben, wenn er jedesmal über den ihm vorgelegten Stoff eine souveraine Herrschaft ausüben wollte. Es ist zu verwundern, daß man nicht schon längst eine eigne Facultät für künftige Censoren gestiftet hat. Wie leicht kann es nicht gesehen, daß der Schriftsteller in geistiger Hinsicht hoch über dem Censor steht. Mit dem Imp. hat gewiß schon

mancher Censor ein abbrevirtes Attest seiner eignen geistigen Impotenz unterschrieben. Es ist spaßhaft zu denken, wie die Herren von der Berliner Censorengilde daran gegangen sein mögen, um ein neues Werk Hegels ihrer wohlweisen Revision zu unterwerfen; und wie die Herren an diesem Finsteraarhorn der Philosophie emporgeklettert sein mögen, um selbigen mit der Berliner Elle auszumessen.

Es müßte ein Gaudium für die seligen Götter sein, wenn jener Stern, welcher Shakespeare heißt, noch einmal am Himmel aufgehn und die Sonnenbahn seines Ruhmes von Neuem beginnen wollte, etwa in München oder Charlottenburg. — Das könnte ein hübsches Seitenstück abgeben zu Moses Mendelssohn, dem großen Philosophen, und zu dessen Lehrprincipal, dem großen Dummkopf. — Ein Dichter in der Hand eines Censoren ist wie ein Pfauenauge in der Hand eines Grobschmieds, und wie die Kreise und Figuren des Archimedes unter den Fußtritten des Römischen Kriegsknechts. —

Die meisten Censoren sind alte ausgeschliffene Geschäftsmänner, und treiben das Censiren so nebenher als Liebhaberei und Privatvergnügen, wie Friedrich der Große das Flötenspiel, Kaiser Domitianus das Fliegenfangen, König Jacob I. das Lateinsprechen, Spinoza das Beobachten der Spinnen, Klopstock das Schlittschuhlaufen, Lessing das Landknechtspiel.

Siebtes Capitel.

Mit welchem Maaße will ein Censor wissenschaftliche Werke messen? — Gibt es einen Desemer, an welchem die Resultate philosophischer Forschung gewogen werden können? — „Aber, sagt ihr, die Censur hat nicht sowohl die Wissenschaft zu überwachen, als das Leben und die Besprechung der Gegenwart.“ Um euch zu antworten, muß ich ein eigenes Capitel anfangen.

Achtes Capitel.

Für Dreierlei danke man den Göttern:

1. daß man ein Mensch ist und kein Kameel;
2. daß man ein Europäer ist und kein Russe;
3. daß man nach 1780, und nicht vor benanntem Jahre zur Welt gekommen ist.

Seit dem Jahre 1789 hat die Scheidung zwischen Wissenschaft und Leben immer mehr aufgehört. In früheren Zeiten war die Wissenschaft das Privilegium einer Kaste; das Reich der Wissenschaft war in den Stuben; ihr Thron stand neben dem Ofen; — das Diadem um ihre königliche Stirn hatte auffallende Aehnlichkeit mit dem krausen Rand einer baumwollenen Schlafmütze. Die Stubengelehrten sind höchstens noch in einem Antiquitäten- und Raritäten-Cabinet an ihrem Platz. In unsern Tagen hat die strenge Scheidung zwischen Wissenschaft und Leben aufgehört; das Leben selbst ist eine Wissenschaft und freie Kunst geworden.

Wie will nun die Censur die Besprechung der Gegenwart überwachen? die Tagespresse? die Journalistik? die Kritik? Nichts leichter wie dieses, sagt ihr. Die Censur weist den mißliebigen Schriftsteller ab. Ihre Mittel erlauben ihr das. Gut! Nun aber läßt der zu Hause abgewiesene Schriftsteller auswärts drucken. Diesen Satz könnte ich mit 101 Thatsachen belegen; es mag indessen an zweien genug sein.

Als in diesem laufenden Jahre einer freimüthigen Abhandlung unsers Herrn Dr. Schnelle vom freimüthigen Abendblatt *) die Aufnahme versagt worden war, erschien die nämliche Abhandlung von Wandsbeck aus.

Unser Landsmann, Herr Karl Nauwerck, dem eine Recension über das Buch eines obsuren Pommerschen Junkers vom Censor der Rheinischen Zeitung gestrichen war, ließ dieselbe Recension mit Haut und Haar aus der Schweiz erscheinen.

Neuntes Capitel.

Ein andrer Ausweg: Der Schriftsteller verlängert den Faden seines Stoffes bis zu 21 Bogen.

Wie viel von dem Raber'schen Buche wohl zu Raum gekommen wäre, wenn der Doctor es in einzelnen Abendsportionen dem Leser hätte vorsetzen lassen? — Aus dem starken und scharfen Schwerte wäre wahrscheinlich ein Ding geworden, das höchstens zu den Functionen eines Käsemessers hätte brauchbar sein mögen.

*) Auch von dem Wächter Moskauer Censur.

Zehntes Capitel.

„Aber wie nun, wenn das Buch verboten wird?“ spricht ihr mit einem gewissen triumphirenden Lächeln und macht ein Gesicht gerade so wie Scipio auf den Trümmern von Carthago.

Erlaubt mir eine Frage: Wie alt seid ihr eigentlich schon? — Ihr scheint mir noch nicht recht Bescheid in der Welt zu wissen. Was wirken denn Bücherverbote? — Unglaubliches mag durch sie erreicht werden; nur eins nicht, nämlich ihr Zweck.

Der Reiz der verbotenen Frucht ist in diesem Jahre 5007 nach Erschaffung der Welt noch eben so stark, als er Anno Tobak an unsrer lieben Frau Mutter Eva sich bewährte.

Es gab eine Zeit, wo Deutschland eben so wohl wie Rom einen dicken Katalog verbotener Bücher hätte anlegen können. Das Papier der verbotenen Bücher würde zu einem Sonnenschirm ausgereicht haben, unter welchem 39 Millionen Deutsche hätten im Schatten sitzen können.

Man ist von den Bücherverboten so ziemlich zurückgekommen; vielleicht hat man das Zweckwidrige dieser Maassregel eingesehen. Jean Paul bemerkt in dieser Hinsicht eben so geistreich als treffend:

„Eine Schrift gewinnt durch die Verbannung in den Buchladen des Verlegers in kurzer Zeit mehr Ruhm, als in einer längern durch den Zulaß eines freien Umlaufs. So soll ein junges Füllen durch Einsperren in den Stall in

einem Jahre mehr Luder auf den Leib bekommen, als in zweien durch die Weide auf der Wiese.“

Der Reiz nach verbotenen Büchern ist bei Vielen so stark, daß sie dieselben lesen, nicht quoniam, sondern parceque.

Elftes Capitel.

Und was bewirkt denn alles Streichen und Ausmerzen?

Es war eine trödelhafte Zeit, als die Censurlücken in den Büchern noch durch weiße Stellen, oder durch Gedankenstriche angedeutet werden durften. Diese langen Gedankenstriche nahmen sich aus wie Leichensteine auf den Gräbern erschlagener Gedanken, die gefallen waren, weil sie nicht gefallen hatten. Es war damals ganz unheimlich in Deutschland; allenthalben gingen die todten Geisteskinder um und spukten.

Was bewirken alle Censurstriche?

Sehr häufig werden die ausgemerzten Stellen bei anderer Gelegenheit doch an den Mann gebracht. Man klebt eine andre Etikette an die verschmähre Flasche und präsentirt den nämlichen Wein zum zweiten Mal. Man macht es wie der sehr vortreffliche Komiker Louis Schneider, der ein halbes Duzendmal die Bühne verläßt und im nächsten Augenblicke wieder erscheint, jedesmal ein Anderer, und doch immer der nämliche Louis Schneider.

Oft auch werden gestrichene und condemnirte Stellen in einem besondern Abdruck, dem gerührten Publicum vor die

Augen geführt; und bei der Gelegenheit wird nicht selten die ganze saubere Geschichte eines Preßprocesses und der ganze Liebesbriefwechsel mit den Censur- und Polizei-Behörden zum Besten gegeben. Bünsow in Kiel weiß das.

Das ist nicht recht, sagt ihr. Ich gebe euch allenfalls zu, daß es polizeiwidrig ist. Wer kann wider die Elemente? Liebt nicht jeder Vater seine Kinder? Selbst wenn der Vater ein Eisbär ist? — Und wißt ihr denn nicht, daß ein Schriftsteller Vater und Mutter in einer Person ist?

Zwölftes Capitel.

Was nützt alle Strenge der Censur?

Der Despotismus verrichtet, ohne daß er's will, Ammendienste bei der Schlaubeit. Kein Land hat so barbarische Strafen, wie Rußland, und in keinem Lande wird so viel gemaßt und gediebt und geschmuggelt, wie in Rußland.

Der Schriftsteller fürchtet das Argusauge des Censors. Nun spricht er nicht geradezu, sondern in Winken, Andeutungen, Gedankenstrichen. Zeitungsleser zumal lernen wie spielend die wichtige Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen. Diese Kunst hat sich bereits zu einer bedeutenden Blüthe entwickelt; und der Preis für die Zeitungen müßte mindestens um ein Drittel erhöht werden, weil der kundige Leser mindestens ein Drittel mehr herausliest, als eigentlich gedruckt da steht.

Oder wer will dem Schriftsteller wehren, all sein

Sehnen, all sein Denken einer andern Person in den Mund zu legen? Güldne Freiheit der dramatischen Dichter!

Oder es wird übersetzt. Die Werke der freien Franzosen und Engländer werden auf den deutschen Markt gebracht. Der Leser fängt an zu vergleichen, zu combiniren, Schlüsse zu ziehn.

Oder man sucht den Schutz, den Menschen versagen, bei den Thieren; man flüchtet sich in die Thierwelt hinein, und wirft den bittern Wahrheiten der Gegenwart das lustige Gewand der Fabel um.

Oder endlich der aus der Feder verjagte und unstät umherirrende Gedanke flüchtet sich in den Pinsel hinein. Wahrheit in Bildern wirkt mächtig, weil sie gewöhnlich noch einen Begleiter mitbringt, der überall willkommen ist, das ist der schalkhafte Wig, der lachende Humor.

Dreizehntes Capitel.

„Was sollte wohl, spricht ihr ganz ernsthaft weiter, was sollte wohl aus dem Staat, aus der bestehenden Ordnung, aus Gesetz, Zucht, Sitte, Moral, Religion werden, wenn auf einmal die Presse freigegeben würde? — Hu! Aufruhr, Umsturz, Frechheit, Gottlosigkeit an allen Ecken und Kanten!“ —

Kennt ihr ein Ding, mit Namen Gesetz? Wißt ihr, was ein Preßgesetz ist? Wir hassen die Censur aus keinem andern Grunde, als weil wir die Willkür hassen.

Frägt euch ferner: Ist denn der Staat etwas Fertiges?

Ist er nicht vielmehr Etwas, das aus einem Entwicklungsproceß in den andern übergeht? — Hat nicht jeder mit gesundem Hirn versehene Mensch die Pflicht und das Recht, über die Angelegenheiten seiner Zeit nachzudenken? — Und wenn er nachdenken darf, so darf er auch reden; — und wenn er im Allgemeinen reden darf, so darf er auch Schwarz auf Weiß reden.

Notteck (Allgem. Geschichte Bd. VI. Cap. 3. S. 8) sagt das mit viel bessern Worten:

„Was die Zunge dem Gedanken, das ist die Presse dem Wort. Wer will die Zunge nöthigen, daß sie um Erlaubniß bitte für das Wort, welches sie spreche? — oder dem Geist verbieten, daß er Gedanken erzeuge? — Was Anderes soll frei und heilig sein, wenn nicht die Presse?“ —

Zeigt uns, ihr seid ja doch sonst so klug, eine andre Brücke zu den Köpfen und Herzen unsrer Mitbürger, wenn es die Presse nicht sein soll.

Aber ihr wollt nur nicht mit der Sprache heraus: ihr möchtet gern das Denken überhaupt verbieten. Ihr kennt auch keine Staatsbürger, sondern nur Unterthanen und Rothfassen; — für euch ist jedes Gesetz ein Alas; — ihr verpönt jede Frage, die sich auf Warum? reimt; — ihr erlaubt bloß die eine Frage: Wie viel? — denn, sagt ihr, an dieser Frage hat jeder Contributionspflichtige sein reichliches Auskommen. — Mit der ganzen Aufrichtigkeit eures lieb-

reichen Herzens gönnt und wünscht ihr uns jene Pressfreiheit, die schon lange in der Türkei gegolten hat; sintemal dort zu Lande jeder nur ersinnliche Druck von Rechts wegen erlaubt ist. Geht, Kinder, und wascht euch, daß ihr den Lustengeruch los werdet.

Vierzehntes Capitel.

Uebrigens finde ich es sonderbar, daß ihr nicht schon längst mit eurem alten beliebten Kunstkniff zum Vorschein gekommen seid, nämlich mit dem Kunstkniff, auf solche Länder hinzuweisen, in welchen die Pressfreiheit eine Wahrheit geworden ist. Da muß vor allen Dingen Frankreich, das gottlose, attentäterische Frankreich herhalten. Alle schwere Noth der Zeit und alle Noth der schweren Zeit wird alsdann flugs aus der Pressfreiheit hergeleitet. — Seltner beruft man sich auf England. Denn es ist freilich einerseits bekannt, daß die englische Presse frei ist, und zwar sehr frei; — auf der anderen Seite aber müssen die Censurliebhaber auch zugestehn, daß kein Volk sich freudiger unter die Herrschaft, man kann sagen, unter den Pantoffel seines Gesetzes stellt, als das englische Volk. Ha, dieses schwere Kaliber, das in englischen Zeitungen gegen die Großwürdenträger des Reichs gerichtet wird!

Hat nicht Anno 1829 das Morning-Journal den Herzog von Wellington, den Helden von Waterloo, das militairische Idol aller Höfe Europa's, den Favoritminister Georgs IV.,

dermaßen heruntergehunzt, daß es sehr die Frage ist, ob hinterher ein Hund von dem ehrenwerthen Herzog wieder Brod angenommen hat.

Mit Nord-Amerika darf man wohl nicht kommen; denn das ist eigentlich gar kein Staat, sondern eine Republik. Seit Jahren schon schreien die Eulen, daß der Freistaat Amerika eines baldigen Todes jämmerlich wird sterben müssen.

Fünfzehntes Capitel.

Das Bestehen eines Staates ist also mit der Pressfreiheit sehr wohl verträglich. Wie aber verhält es sich mit Zucht und Sitte und Ehrbarkeit? —

Die ehrbarste, sitzsamste, keuschest Nation Europas, die normännische, hat Pressfreiheit.

Die Censur, als Schirmvogtin der Sittsamkeit, kommt mir gerade so vor wie eine leibliche Schwester von jenem bekannten Gärtner, Namens Vock.

Man werfe nur einen Blick in die Ritter-, Räuber- und Liebes-Romane, und wie der Schund sonst heißt, der dem Volke um 2 Schillinge pr. Woche feil ist, und abonnementsweise bedeutend billiger. Zene Bücher scheinen geflissentlich darauf berechnet zu sein, unsern jungen Anwuchs methodisch zu verderben und in das sittliche Fundament den Schwamm zu bringen. Und alle jene Bücher, die dem Lesehunger einen Fraß bieten, der nur Hundeseelen munden kann, seht, sie sind mit Erlaubniß einer hochzuverehrenden Censurbehörde gedruckt.

Und soll die Censur wirklich die Sittlichkeit befördern helfen, warum drückt sie bei gewissen Gelegenheiten beide Augen zu und läßt die niederträchtigsten Schmeicheleien und andre grobe Injurien ungehindert passiren?

Sechszehntes Capitel.

Neben sonstigen Functionen bekleidet unsre würdige Matrone auch noch das Amt einer Kirchendienerin und stellt sich als Schweizergarde vor den Tempeln auf, damit diese nicht umgerissen werden. Die Censur hat das Protectorat über die Dogmen übernommen. Bei diesem Geschäft ist sie in jüngster Zeit oft mächtig ins Gedränge gekommen. Jedoch scheint sie auf diesem Felde so ziemlich das Princip der Nicht-Intervention zu dem ihrigen machen zu wollen. Oder sie ist auch blind und ahnt die Consequenzen nicht, die aus den demant-scharfen und demantklaren Sätzen eines Ludwig Feuerbach und Friedrich Feuerbach sich herleiten lassen. Anderseits aber läßt sie auch die entgegengesetzte Partei zu Wort kommen, und sieht geduldig zu, wenn das Land mit jenen frommen Tractätlein überschwemmt wird, deren vorzüglichster Werth nun gerade nicht in der Vernünftigkeit ihres Inhalts besteht. Denn diese Tractätlein sind unter den Erbauungsbüchern ungefähr das, was die Sperlinge unter den Singvögeln, die Zoten unter den Mägen, die Rechenpfennige unter den Ducaten. —

Siebzehntes Capitel.

„Nun wenn ihr denn durchaus nicht anders leben könnt, so möge bald einmal ein Versuch mit der Pressfreiheit angestellt werden. Aber langsam! — Alles muß sich historisch entwickeln! — Wir lieben ja auch den Fortschritt!“

Allerdings liebt ihr den Fortschritt; aber ihr haßt die Bewegung. Alles muß sich historisch entwickeln! — O sonderbare Naturerscheinung, daß ein Versprechen und eine feierliche Zusage sich recht schnell historisch entwickeln können, die Erfüllung des Versprechens aber desto langsamer.

Achtzehntes Capitel.

Es ist indessen damit nicht genug, daß die Censur bei Weitem das nicht leistet, was sie als literarische Polizeianstalt leisten soll; sie hat diesem negativen Pol gegenüber auch einen positiven, das ist der offenbare Schade, den sie anrichtet.

Wo nicht getadelt werden darf, da nimmt das Lob leicht einen Beigeschmack von Schmeichelei an.

Die sogenannten officiellen Artikel, die Pflegekinder der sogenannten guten Presse, haben überall nur geringen Credit. Der denkende Leser liest nicht anders, als mit dem kritischen Maassstab in der Hand. Die Kritik gleicht einer accuraten Hausfrau alten Stils, die Nichts annimmt, ohne es vorher wohlbedächtig nachgemessen und nachgewogen zu haben.

Wenn nun vollends erst über manche Dinge und Begebenheiten ein strenges Stillschweigen anbefohlen wird, so richtet man damit noch weniger aus. — Der Befehl eines solchen Stillschweigens kann unter Umständen den Character der Großartigkeit an sich tragen; man vergleiche den Befehl des Römischen Senats, als er bei Lebensstrafe jedes sterbende Wort über das Unglück bei Cannae untersagte. In Deutschland aber sind es meistens Scandalosa, die man durch derartige Befehle einer schnellen Vergessenheit zu übergeben meint. Mit Nichten! — Denn in Deutschland läuft schon längst neben jeder gedruckten, eine mündliche Tradition einher, die nicht unter Censur steht. Die mündliche Tradition verhält sich oft zur gedruckten, wie ein Druckfehlerverzeichnis zum Buch; — sie fährt per Dampf und damit genug.

Schuldenstand

der landesherrlichen und ständischen Cassen des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin.

Im vorigen Jahrgange hatten wir einen Artikel mit der Ueberschrift: Unser Budget. Ja, Mecklenburg hat ein Budget — gehabt, und so mager es auch war und dürftig, der Mecklenburger war stolz darauf und hatte wieder Vertrauen zum Staat und glaubte, daß man ihn nun peu à peu zum Staatsbürger avanciren lassen und ihn erlösen wolle aus dem Hinterlassenthum der Ritter und Bürgermeister. Aber Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Der Staatskalender von 1844 hatte das Staatsbudget gebracht, der von 1845 ließ es stillschweigend wieder weg. Unbegreiflich! Warum reizte man denn den Heißhunger nach Deffentlichkeit durch Mittheilung des Budgets im Staatskalender 1844 noch mehr, wenn man ihn nicht regelmäßig befriedigen wollte?! Wenn man auf diesen Rückschritt hinblickt und daneben liest, wie unsere Herren Stände von den Budgets der Städte sagen: „Diese Anordnung habe keinen reellen Nutzen und könne in mancher Beziehung sehr nachtheilig werden, abgesehen davon, daß das dadurch statuirte Princip der Deffentlichkeit

auch zu weiteren derartigen Ansprüchen nach oben hinauf
hinführen müsse,“ — so muß man die Dessenlichkeit in
Meklenburg für eine Unmöglichkeit erklären. Und schon hat
jener Rückschritt andere nach sich gezogen: die Städte Rostock,
Schwerin und Güstrow hatten auch angefangen, ihre Bud-
gets durch die öffentlichen Blätter bekannt zu machen, haben
aber diese Veröffentlichung, nach dem Vorgange des Staats-
kalenders, wieder eingestellt. Unsere einzige Hoffnung in
dieser Beziehung beruht noch auf den bürgerlichen Rittern,
und wir bitten dieselben hiedurch inständigst, einen Antrag
dahin zu stellen, daß die Ständerversammlung bei beiden Lan-
desherren um die Veröffentlichung eines speciellen und moti-
virten jährlichen Budgets petitionire. „Petitionire“ sage ich,
denn der Meklenburger hat leider nur ein natürliches, aber
kein juristisches, kein verbrieftes Recht auf solche Veröffent-
lichung, und würde also eventualiter als guter Unterthan
sagen müssen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's ge-
nommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Die desfallsige
Petition wäre aber am leichtesten zu begründen durch die
Verufung auf das in den Verhandlungen des Convocations-
tages von 1808 gegebene, aber freilich nicht acceptirte fürst-
liche Versprechen, nach welchem „Seine Herzogliche Durch-
laucht Ihren getreuen Ständen über das Erforderniß und
die bestimmte Verwendung der Abgaben die gehörige Auskunft
und Nachweisung in der Maße geben lassen wollen, daß die
Ausgabe nach zu entwerfenden Etats bestimmt werde, die so

lange zur unveränderten Grundlage dienen sollen, bis ihre Unzulänglichkeit durch eine weiter verlangte Revidirung nachgewiesen ist.

Eine Uebersicht des Schuldenstandes aber hat uns der Staatskalender von 1845 denn doch wieder gebracht. Ob auch der Staatskalender von 1846 wieder eine solche bringen wird? Wer kann wissen, was geschehen wird in Dingen, bei welchen das: *Tel est notre plaisir!* gilt.

Wir wollen denn nun unseren *statum passivorum* wieder die *Revue* passiren lassen.

I. Die Reluitionskasse zu Schwerin.

A. Alte Schuldsomme im Johannistermin 1844 . 4,405,025 ₰

Ausgabe: a) an Zinsen 172,416 ₰

b) jährl. Capitalabtrag . . 50,000 „

c) Gehalte, Porto, Bü-

reaukosten u. 8,584 „

Summa 231,000 ₰,

zu deren Bestreitung die erforderlichen Summen

aus den Einkünften der reluirten Aemter an-

gewiesen werden. — Zu Johannis 1846 wird

die Capitalschuld betragen etwa 4,290,000 ₰

B. Neue Schuld*), nach der Verkündigung vom

13. Januar 1844, realisirt in den Jahrgängen

*) Die Verkündigung sagt: „Da einige unvermeidliche außerordentliche Verwendungen, besonders: 1) die Vorschüsse, welche wir wegen

Johannis 1843 und Johannis 1844 etwa im	
Betrage von	420,000 ₰
Ausgabe an Zinsen	12,075 ₰,
welche Summe ebenfalls auf die requirirten	
Aemter angewiesen ist.	

der Bundesfestungen Mainz, Luxemburg, Ulm und Rastadt für Unsere gesammten Lande zu machen genöthigt sind; 2) die Kosten der bundesbeschlüßmäßigen Vermehrung und Ausrüstung Unseres Bundescontingents; 3) die Kosten der den jetzigen Verhältnissen angemessenen baulichen Einrichtungen Unseres Schlosses, Uns veranlassen, eine Anleihe von 700,000 Rthlr. R. z. anzunehmen: so verkündigen Wir hiemittelst diesen Unseren Beschluß.“ Wir bemerken hiebei zunächst ad 1) daß hier von Vorschüssen nicht wohl die Rede sein kann, da die Stände überzeugend dargethan haben, daß der Beitrag zum Bau der Bundesfestungen lediglich von dem Landesherrn allein übertragen werden müsse. — Das Verfahren bei solchen landesherrlichen Anleihen aber ist vorgeschrieben in dem von Friedrich Franz I. unterm 11. Mai 1805 erlassenen merkwürdigen „Edict, wie es künftig mit dem gesammten Creditwesen des Herzoglichen Hauses gehalten werden soll“ cf. Parthim'sche Gesessammlung, Neue Folge, Theil I pag. 1. Nach demselben sind bestimmte und namentlich aufgeführte Ursachen zur Contrahirung rechtmäßiger und gültiger Landes- und Lehnsschulden erforderlich, über deren Vorhandensein das Ministerium, die Relutionscommission und die Kammer sich nach vorgewiesener Untersuchung einverstanden erklären müssen. — Ob aber dies Edict noch gesetzliche Kraft habe, oder ob es durch das Hausgesetz vom 23. Juni 1821, diesen unsern großen Unbekannten, antiquirt worden, müssen wir freilich dahin gestellt sein lassen.

II. Die Schulden-Tilgungs-Casse zu Schwerin.

Schuldsumme in Term. Joh. 1844. 406,605 ₰

Einnahme:

a) aus der großherzogl. Kammer ... 85,000 ₰

b) aus der allgemeinen Landes-Receptur-Casse. 150,000 „

Summa 235,000 ₰

Ausgabe:

a) an Vorschuß 1,100 ₰

b) an Zinsen 14,775 „

c) an Capital-Abtrag.. 214,051 „

d) an Verwaltungskosten 5,500 „

Summa 235,426 ₰

Mithin wird Vorschuß sein 426 ₰

Diese Schuld, welche Johannis 1845 noch etwa 190,000 ₰ betrug, wird Johannis 1846 gänzlich getilgt sein, womit denn die Schulden-Tilgungs-Casse von selbst aufhört.

III. Die Landescreditcommissionschuldenabtrags-casse zu Schwerin.

Schuldsumme in Term. Joh. 1844. 420,400 ₰

Einnahme:

aus der allgemeinen Landesrecepturcasse

a) zur Bezahlung der Zinsen und

zum Capitalabtrag 17,045 ₰

b) zu Verwaltungskosten 2,280 „

19,325 ₰

Der völlige Abtrag dieser Schuld wird in der Zeit von
Johannis 1846 bis dahin 1848 beschafft werden.

IV. Die allgemeine Landesrecepturcasse zu Rostock in Term. Anton. 1845.

Einnahme:

1) aus indirecten feststehenden Steuern:

a) Papierstempel	21,000 ₰
b) Collateralsteuer	6,000 "
c) Spielfartenstempel	2,500 "
d) Kalenderstempel	440 "

2) aus dem außerordentlichen Contributionsedict:

e) drei Simpla desselben	270,000 "
f) außerordentliche Handelssteuer von fremden Kaufleuten	800 "

303,740 ₰

Ausgabe:

1) fundationsmäßig angewiesene Zahlungen:

a) an die Schuldentilgungscasse in Schwerin	150,000 ₰
b) an den Landkasten	19,500 "
c) an die Stadt Rostock	2,275 "
d) an die Stadt Wismar	780 "

Latus 172,555 ₰

Transport		172,555 ₰
e)	für die Verwaltung der Casse und die Revisions- und Visita- tions-Commission	9,500 "
f)	Kosten des Papierstempelbetriebs	1,600 "
2)	fundationsmäßige, aber abgeän- derte Zahlungen:	
g)	an die Landescreditcommissions- schuldenabtragscasse	19,325 "
3)	später fundirte Zahlungen:	
h)	Pensionen an invalide Jäger .	2,000 "
i)	an die großherzogl. Renterei .	50,000 "
k)	an die Ritterschaft des meklenb. und des wendischen Kreises	4,500 "
l)	an die Städte des meklenb. und des wend. Kreises incl. Wismar	7,500 "
m)	an die Casse zur Aufhülfe der städtischen Industrie	1,500 "
		<hr/> 268,480 ₰

Bleibt also mutmaßlicher an die Chaussée- und
Wasserbaukasse abzugebender Ueberschuß 35,260 ₰

Da die Landesrecepturcasse ihre ursprünglichen Zwecke
bald erfüllt haben wird, so steht derselben eine Veränderung
hinsichtlich ihrer Einnahme sowohl als ihrer Ausgabe bevor.
Was die Einnahme betrifft, so wird man wahrscheinlich die
verschiedenen Stempelsteuern (Papier-, Erb-, Karten- und

Kalenderstempel), welche zusammen jährlich circa 33,000 R aufbringen, aufhören lassen, und bei der Ausgabe wird es sich darum handeln, ob man alsdann die ganze Kraft der Landesrecepturcasse auf Abtragung der Chaussée- und Wasserbauanleihe richten und dieselbe so bis 1852 oder 53 vollkommen tilgen, oder ob man daneben für andere Staatszwecke durch die Einkünfte der Landesrecepturcasse sorgen will; durch letzteres würde freilich das Aufhören der außerordentlichen Contribution noch länger hinausgeschoben. Kommt übrigens die Reform unseres Steuer- und Zollwesens zu Stande, so wird auch dies von großem Einfluß auf das Schicksal der Landesrecepturcasse sein müssen.

V. Der Landkassen in Rostock
in Term. Joh. 1844.

1) Schulden der Ritterschaft des mecklenburgischen und wendischen Kreises	180,818 R
2) Schulden der Ritterschaft des stargardischen Kreises	32,250 "
3) Schulden der Landschaft des mecklenburgischen und wendischen Kreises	84,260 "
4) Schulden der Landschaft stargardischen Kreises	5,250 "
	302,578 R

VI. Anleihe für die Landeshülfsen zu den
Chaussée- und Wasserbauten.

Bis Johannis 1844 incl. 1,060,400 R

Durch die ständische Bewilligung der Landeshülfe zu weiteren fünfzig Meilen Chaussee wird sich diese Schuld noch bedeutend vermehren, und überdies sind außer den gedachten fünfzig Meilen noch anderweitige fünfzig erforderlich, um die nöthigen Chausseeverbindungen in Mecklenburg herzustellen. Da diese Schuld übrigens von Johannis 1848 an unsere einzige Landesschuld sein wird, so werden wir jeder Zeit leicht mit ihr fertig werden.

VII. Anleihe für die Hamburg-Berliner Eisenbahn.

Es sind bis Johannis 1844 incl. durch
das Banquierhaus Salomon Heine
in Hamburg bezahlt. 750,000 fl H. Bco.

Bei der wohlbegründeten Aussicht auf die Rentbarkeit der Hamburg-Berliner Eisenbahn, ist diese Schuld eigentlich keine Schuld, sondern vielmehr die Quelle einer vielleicht nicht unbeträchtlichen jährlichen Einnahme. Diese Anleihe hat den Namen: „Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Anleihe von 1843“ und wird betragen 3,750,000 fl H. Bco. Der Hamburger Courszettel nennt sie: „Mecklenburgische 3½ pCt. Anleihe.“

Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse Mecklenburgs *).

Die geognostischen Verhältnisse Mecklenburgs haben schon früher zwei sehr achtungswerthe Bearbeiter gefunden, welche ihre Beobachtungen theils in eigenen Druckschriften, theils in Journalaufsätzen niedergelegt haben, nämlich den Herrn Obermedicinalrath Dr. Bräcker in Ludwigs-
lust und den Herrn Professor von Blücher in Rostock. Ersterer in der Schrift: Wie ist der Grund und Boden Mecklenburgs geschichtet und entstanden? Neustrelitz, Dümmler, 1825, und in den Nummern 416 und 447 des Schweriner freimüthigen Abendblatts vom Jahre 1827, wo er eine äußerst genaue und zutreffende Darstellung unserer orographischen Verhältnisse geliefert hat; Letzterer in der Schrift: Chemische Untersuchung der Soolquellen bei Gülz, nebst einer Uebersicht der wichtigsten Gebirgsverhältnisse Mecklenburgs und Neuvorpommerns, Berlin, Hirschfeld, 1829, so wie in einem Vortrage, gehalten in der Versammlung der deutschen Landwirthe in Doberan, die, wenn ich nicht irre, in den mecklenburgischen Annalen des patriotischen Vereins vom Jahre 1841 abgedruckt ist.

Beide Männer haben große Verdienste um den in Rede stehenden Gegenstand. Jener, weil er zuerst denselben mit Gründlichkeit, Wissenschaftlichkeit und seltenem Scharfsinne zur Sprache gebracht hat, Letzterer, weil er hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf das Vorkommen der Krebseformation in Mecklenburg hingelenkt und in weiterem Kreise verbreitet hat.

Gleichwohl dürfte eine wiederholte Besprechung dieses Gegenstandes insofern einiges Interesse gewähren, weil einerseits die Bodenkunde

*) Dieser Vortrag wurde im Jahre 1843 in der Versammlung des Lübecker Vereins zur Untersuchung der geognostischen Verhältnisse in den baltischen Ländern gehalten.

Mecklenburgs seit den Beobachtungen der genannten Herren einige Bereicherung erfahren hat, theils einige Irrthümer in die Darstellungen jener Männer sich eingeschlichen haben.

Im Allgemeinen stellt sich die Oberfläche Mecklenburgs dar als ein erhöhter Erdrücken, der so ziemlich mit der Elbe parallel, also von Südost nach Westnordwest streicht, sich in Form und Richtung in den angrenzenden Ländern fortsetzt und dessen Grenzen durch die Oder und Eider bezeichnet sein möchten. Dieser Erdrücken bildet in Mecklenburg die Wasserscheide zwischen der Ostsee und der Elbe und trägt so ziemlich in der Mitte seiner größten relativen Erhebung eine große Anzahl größerer und kleinerer Landseen, aus welchen die meisten und zwar die bedeutenderen Flüsse des Landes ihren Ursprung nehmen und theils der Ostsee, theils der Elbe, d. h. der Nordsee, zufließen.

Der südlich und südwestlich gelegene Theil des Landes ist im Ganzen genommen mehr eben und größtentheils Seide-, Sand- und Moorboden, dagegen das nördliche und nordöstliche Gebiet von mehr hügeliger Beschaffenheit und mit einer besseren Ackerkrume, aus lehmigen und mergelig n Bestandtheilen bestehend, begabt ist. Dort finden sich, außer dem Raseneisenstein bei Domitz, Neustadt und Ludwigslust, auch Alluaun- und Braunkohlenlager in der Nähe von Domitz und Parchin und Gyps bei Lübbicken; hier ausgedehnte Kreidelager an der Endseite der Müritz, dem Malziner See u. s. w., wodurch sich eine Verschiedenheit, gewissermaßen im Gegensatz herausstellt. Gemeinschaftlich sind beiden Gebieten die Salzquellen und der Raseneisenstein in der Gegend zwischen Bismark, Tessin, Marlow und Ribnitz. Letzterer beeinträchtigt zwar hier wie dort die Vegetationsfähigkeit des Bodens, indem der eisenhaltige Sand in Schichten und Klumpen zusammengeballt (er wird in Südwesten Klump, in Nordosten Hr genannt), das Pflügen erschwert und das Wasser nicht durchläßt, keinesweges bildet er aber im Nordosten so große zusammenhängende Stinde von solchem Eisengehalt, daß er wie im Südwesten zur Eisengewinnung oder als Baustein benutzt werden könnte.

Fassen wir nach dieser allgemeinen Uebersicht unsern Gegenstand etwas näher in's Auge, so finden wir, im Südwesten beginnend, nach Brückners meisterhafter Beschreibung zwischen Muchow und Bliedensdorf, Amis Neustadt, die Wasserscheide zwischen Elbe und Lüdnitz so flach, daß sie kaum zu verfolgen ist. Diese Stelle ist die Mündung einer weiten Ebene, welche sich von hier nordwestlich über Neustadt zwischen Ervitz und Ludwigslust, Schwerin und Fagenow, Gadebusch

und Wittenburg, bis an den Schaalsee erstreckt und, wenn gleich mit bedeutend erhöhtem Niveau, auch weiter noch, südlich vom Raseburger See durch Lauenburg in Pölslein hinein zu verfolgen ist, dort an die große hochliegende Haide sich anschließend, welche das Land in der Mitte von Südosten nach Nordwesten durchzieht und besonders bei Segeberg sehr bedeutend wird. Der Boden dieser Ebene ist fast durchgehends Haide, Sand und Moor und ist sie sehr zutreffend mit dem Namen Haideebene zu bezeichnen.

Sie wird auf der Südwestseite begrenzt durch eine Hügelkette, welche südlich von jener Stelle beim Dorfe Muchow fast unmerklich anhebt, dann in einer Breite von 1—3 Meilen mit jener Ebene parallel, zwischen ihr und der Elbe dahin läuft, letzterer sich bald nähernd, bald sich von ihr entfernend, bei Boizenburg aber sich ihr dicht anschließt; von dort ab bildet sie das hohe Ufer des Elbthals und läßt sich bis viele Meilen unterhalb Altona verfolgen. Dieserwegen nennt sie Brückner die Elbkette.

Durchbrochen wird dieselbe von der Elbe bei Grabow, der Rög-nitz bei Ludwigslust, der Eude bei Redefin, der Schaale bei Bengersdorf, der Boize bei Boizenburg, der Siecknitz bei Lauenburg, der Wille bei Bergedorf und der Alster bei Hamburg selbst.

Die breiten Thäler aller dieser Flüsse haben die Hügelketten sämtlich von Nordost nach Südwest parallel so durchrissen, daß zuweilen nur die Reste wie Inseln aus den weiten ebenen Thälern hervorragen, wodurch das Auffassen des Ganzen sehr erschwert wird. Am meisten zerstört ist dadurch der Anfang der Kette durch die Thäler der Elbe, Rög-nitz und Eude. Hier und zwischen den Thälern der Wille und Alster ist der südwestliche Abhang der Kette mit einem Uebermaß von gelbem Flugsand bedeckt; sonst ist die Oberfläche der Hügel überall lehmig und mit ziemlich zahlreichen Geröllen bedeckt, welche letztere dagegen in dem ziemlich breiten sandigen Elbthal, welches diese Hügelkette auf ihrer Südwestseite begleitet, gänzlich fehlen, so wie sie auch in den ebenfalls sandigen und baubigen oben genannten Querthälern und in der Haideebene selbst ziemlich selten sind.

Als eine östliche Fortsetzung dieser Hügelkette sind der Dänen- und Sonnenberg bei Parchim mit den mehr südwärts von diesen sich wendenden Marniger Bergen zu betrachten.

Dieser letztere Hügelrücken ist mit mehreren kuppen- und kegelförmigen Erhebungen besetzt, von denen einer, der Rübner Berg, für den höchsten Punkt in Mecklenburg gehalten wird und nach einer Barometer-

messung 577 Fuß über dem Meere liegen soll. Der Gipfel dieses Berges besteht aus feinem Gerölle und Kies, an seinem Fuße liegen aber mächtige Granitblöcke in ungeheurer Zahl, auch Feuersteine und Kreideverfeinerungen umher, wohingegen diese Urgebirgstrümmer in geringer nordöstlicher Entfernung in der Richtung nach Plau zu fast gänzlich fehlen. Diese letztere Gegend hat ganz das Ansehen eines entwässerten Landsees und sind auch noch zwei kleine Landseen jetzt darin vorhanden.

Die Beschaffenheit des Ruhner Berges bei Marnitz und dessen Umgegend dürfte sehr für die vom Herrn Dr. Mancias aufgestellte Theorie der Kolksteinbildungen in den Ostseeländern sprechen.

Der oben genannte Höhenzug, die Elbette, ist für die mecklenburgische Geognosie sehr wichtig. Es gehören ihr an sämmtliche in Mecklenburg bekannte Lager von Braunkohlen (bei Vockup, Malliß, Herzfeld und Parchim), Allaunerde (bei Lohsen, Rattenfort, Vockup, Wendisch-Wehningen), Gyps (bei Lüthten und Propst-Zeslar), so wie eine Soolquelle zu Conow und zwei solcher in der Nähe des Höhenzugs bei Voizenburg zu Gr. Timkenberge und Soltow nahe an der Elbe.

Ueber die Lagerungsverhältnisse der Braunkohlen und der Allaunerde in der Nähe von Dömitz, nämlich bei Vockup, Malliß, Lohsen etc., kann ich hier hinweggehen, da sie ausführlich sowohl von Brückner, als von v. Blücher behandelt sind und das Bedürfnis in den angeführten Schriften nachzulesen ist. Bemerken muß ich, daß seit langer Zeit kein Bergbau mehr auf Kohlen, noch Allaunerde in jener Gegend getrieben wird.

Die Vockuper Kohlen sind von fester, grobbrüchiger und meist holziger Textur und von ganz ähnlicher Beschaffenheit, wie die zu Parchim im Sonnenberge gefundenen. Ueber die Braunkohlen zu Herzfeld besitze ich folgende handschriftliche Notiz von dem Herrn Obermedicinalrath Brückner vom 2. Juni 1839: »In meinem kleinen geognostischen Fragment über Mecklenburg bezeichnete ich (pag. 90.) die Gegend von Herzfeld, Amis Neustadt, als ihrer Physiognomie nach der Braunkohlenformation angehörig. Dies hat sich neuerdings bestätigt. Nach Mittheilungen des Herrn Pastor Schaumtall daselbst hat ein Bauer bei dem Versuch, seinen Brönnen zu vertiefen, 17 Fuß unter der Erdoberfläche ein circa 10 Fuß mächtiges Braunkohlenlager entdeckt. Die mir eingesandte Probe gleicht vollkommen denen der jetzt verlassenen Friedrich-Franz-Grube bei Vockup. Bestätigen sich diese

Nachrichten, so wäre dieses Lager aus vielen Gründen bauwürdiger, als das Mallß-Bockuper.^a Weitere Nachforschungen sind, so viel ich weiß, nicht angestellt worden.

Die Braunkohlen bei Parchim sind durch die im Sommer 1840 von dem Bergbauconducteur auf Kosten der Stadt angestellten Bohrversuche entdeckt. Das Bohrregister, welches mir durch die Gefälligkeit des Herrn Kaufmanns Siggekow zu Parchim mitgetheilt wurde, führt auf:

Bohrloch Nr. 7.

1) Dammerde	1	Fuß — Zoll
2) grober Sand und Stein ..	10	» 6 »
3) sandige Allaunderde	30	» — »
4) sehr fette Allaunderde	21	» — »
5) Braunkohlen	8	» — »
6) Brauner Trieb sand	1	» — »

71 Fuß 6 Zoll.

Eine Gesellschaft hatte von der Stadt das Recht der Ausbeute dieses Kohlenlagers erhalten, auch einen Schacht abteufen und eine kleine Strecke in den Kohlenflöz treiben lassen; leider hat sich aber ausgewiesen, das an der Stelle des Schachtes die Kohlen 14 Fuß unter Wasser liegen und ist die Grube deshalb einzuweisen verlassen worden²⁾.

Das Gypslager bei Lübböen anlangend, so ist die Mächtigkeit des Flözes in der von Blücher'schen Schrift zu 151 Fuß angegeben; allein hiemit war dasselbe noch nicht durchsunken; es fand sich weiter eine 4 Fuß dicke Lage einer weichen kreideartigen Masse, unter welcher man noch über 100 Fuß in festem Gyps geböhrt hat. Die Streichungslinie des Flözes ist so ziemlich von Westen nach Osten mit starkem Fallen nach Süden und geringem Einschießen nach Norden. Der Gyps ist $\frac{1}{4}$ Meile östlich von Lübböen zu Preßl-Jesar 30 Fuß unter Tag wieder aufgefunden, woselbst ein kleiner runder See, in welchem Bäume aufrecht stehen, und der wahrscheinlich ein ehemaliger Erdfall

²⁾ In der Nähe dieser Kohlen ist eine sogenannte Stablquelle vorhanden, die in einem Eisen sandstein zu Tage geht und daher viel Ader absetzt. Es ist zweifelhaft, ob der Gehalt dieser Quelle an Eisen von dem eisenhaltigen Sandstein herrührt, oder ob umgekehrt die Quelle die Bildung des Gesteins, welches sich nur in nächster Umgebung desselben findet, veranlaßt. Letzteres dürfte das Wahrscheinlichere sein.

ist, durch Auswaschen des Gypsagers entstanden. Dieses Vorkommens wegen hatte Brüdner vor Entdeckung des Lübbener Gypses in der Nähe einen Gypsstöß vermuthet, welche Hypothese glänzend gerechtfertigt worden ist.

Das Gypslager zu Lübbeen war früher ein Hügel von etwa 30 Fuß Höhe über der umgebenden ebenen Fläche und bloß mit losem Sande bedeckt; jetzt ist der Gyps so ziemlich über Wasser weggebrochen und hat man beim tieferen Bruche mit ungemein stark zufließenden Quellen zu kämpfen. Die Oberfläche des vom Sand entbloßten Gypses zeigt runde, vom Wasser abgewaschene Formen. —

Die Salzquelle bei Conow hat früher eine Saline gespeist, welche urkundlich von 1650 bis 1746 bestanden hat, aber stets sehr unbedeutend gewesen ist. Der noch vorhandene alte, mit Holz ausgelegte Brunnen hat circa 15 Fuß Tiefe und 3-procentige Soole.

Etwa 4 Meilen westlich von Lübbeen nicht weit von der Elbe und zwischen ihr und der Sude finden sich auf dem ritterschaftlichen Gute Tintenberge in großen Strecken Salzpflanzen, namentlich: *Triglochin maritimum*, *Arenaria maritima*, *Aster Tripolium*, auch sind mehrere Salzflachen vorhanden; etwas weiter unterhalb an der Sude wurde an einer Wasserlache (entstanden durch früheren Deichbruch) mit etwa $\frac{1}{4}$ pCt. Salzgehalt, in deren Nähe jedoch keine Salzpflanzen, außer spärlich vorkommender *Arenaria* sich fanden, im Jahre 1840 ein Bohrloch bis zu 130 Fuß getrieben, wobei folgende Erdschichten durchfunden wurden:

1) eine Kieselage	6 Fuß
2) Kies mit Braunkohlentrümmer und Glimmer....	21 "
3) eine Geröllschicht	3 "
4) Kies mit Braunkohlen	9 "
5) sehr fester, zum Theil wasserfreier schwarzgrauer Eben mit Kies und Geröllen von der Größe einer Hand vermengt	91 "
	130 Fuß.

Die Schichte sub. 5. wurde stellenweise weicher und sandiger, dann wieder thoniger und fester; es fand sich darin im 56. Fuß von oben $\frac{1}{2}$ -procentige Soole, die sich aber wieder verlor, seit das Bohrloch auf 66 Fuß Tiefe mit eisernen Röhren ausgefüttert wurde; überhaupt war diese mächtige Erdschicht ohne erhebliche Quellen, weil sich sonst das Bohrloch darin nicht 64 Fuß unter der eisernen Röhre hätte

halten können, was längere Zeit hindurch der Fall war. Bei fortgesetzter Arbeit verstopfte sich indessen das Bohrlöch unterhalb der Höhe durch Streingerölle, die aus der Wand desselben hervortraten und ein Festklemmen des Bohrers zur Folge hatten.

Merkwürdig ist nun wohl dies der Elbe beinahe parallele Vorkommen von Formationen, die vielleicht auf eine Niederlage von Steinsalz in der Tiefe hindeuten, zumal wenn man dabei einen Blick auf das linke Elbufer nach Lüneburg wirft. Zuerst oberhalb bei Cönow 3 procentige Soole, dann drei Meilen weiter ein mächtiger Gypsstock und noch 4 Meilen weiter wiederum ein Ausreten von Salzpflanzen und salzhaltigem Wasser und vielleicht noch weiter ein bis jetzt unbekannter Zusammenhang mit Oldesloe *).

Dies der Südwesten von Mecklenburg.

Den mittleren Theil des Landes nimmt der gleich Eingangs genannte Erdrücken ein, der sich sowohl durch die Menge der darin vorkommenden Landseen (weshalb Brückner ihn die Wasserebene genannt hat), als auch durch viele und mächtige Kreidelager auszeichnet, dabei nicht minder reich an Sand, wie die Saideebene ist, obgleich er durchaus keinen eigentlichen Saideboden enthält. Diese Wasserebene entsendet aus ihrem Schoße die Hauptflüsse des Landes, Warnow, Rebel und Elbe und in ihrer südöstlichen Fortsetzung die Havel.

Ihre durchschnittliche Meereshöhe ist zu 200 Fuß anzunehmen, denn nach einem von mir angestellten Nivellement liegt der Dustersee bei Klocksin 201 Fuß rheinl. höher, wie der Malchiner See, obgleich die Entfernung beider nur etwa $\frac{1}{2}$ Meile beträgt.

Dieser Landstrich nimmt die ganze Südhälfte von Mecklenburg-Strelitz bis an die Hauptwasserscheide ein, streicht dann westlich und nordwestlich über die großen Seen von Waren bis Plau, die großen Rosentiner, Kloster Malchower und Dobbertiner Tannenwälder, die Seen von Krakow, Goldberg und Dobbertin bis in die Gegend

*) In Bezug auf die von Brückner und Blücher angegebenen beiden Salzquellen zu Süßen und Sülsdorf zwischen Hagenow und Schwerin habe ich zu bemerken, daß sie nicht vorhanden und also von einer etwaigen geognostischen Charte zu tilgen sind.

zwischen Sternberg, Crivitz und dem Pinnower See, wendet sich hierauf nordwärts durch die Gegend von Bruck, Warin, Reutlofer und verliert sich, schmal zulaufend, in der Gegend von Kirch-Mulsow.

Begrenzt wird derselbe südlich durch eine Hügelkette, die bei Mirow allmählig anhebt und sich über Röbel, Poppentin, Plau, Bentzen, Crivitz, längs der Ostseite des Schweriner See's bis Rante und von dort in nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Kirch-Mulsow hinaufzieht, wo sie mit der andersseitigen Einfassung der Wasserebene zusammentrifft. Diese Hügelkette nennt Brüdner die Elbe-Kette.

Die östliche Einfassung der Wasserebene rückwärts verfolgend, sehen wir sie Anfangs eine große Breite von Kirch-Mulsow nach Satow einnehmend, dann samaler werdend, südöstlich zwischen den Seen von Reutlofer und Gr. Tessin sich hinziehen, worauf sie zwischen dem letzteren und Rühn zu der schönen Waldhügelgruppe, die Schlemminer Berge sich ausbreitet und in der Hohen Burg die zweite Höhe des Landes (495 P. Fuß) enthält; dann zwischen Bugow und Warin wieder schmaler und niedriger werdend, wird sie von der Warnow von Weitendorf bis Al. Raden durchbrochen, geht über Sternberg, Tiepitz, Jegna, Upahl, Pessin, bei welchen letzteren Orten sie sich zu bedeutenden Höhen erhebt. Sie füllt den Raum aus zwischen dem Gutower und Kratower See und wird bei Gr. Grabow durch ein samales Thal unterbrochen, welches zur schiffbaren Verbindung der Ostsee und Elbe benutzt werden soll, so wie weiterhin bei Kuchelmis und Ahrens-bagen noch einmal von dem engen steinreichen Thal der Rebel durchsetzt, worauf sie sich in mächtiger Breite dem Malchiner See nähert, während ein hoher Nebenarm die schönen Nordwehauer dieses See's bildet, welche mit Recht in der Nähe von Burg Schlig den Namen der mecklenburgischen Schweiz führt. Den Raum zwischen der eigentlichen Peene und deren aus dem Deterower See kommenden Seitenarm einnehmend und bis Reutalben streichend, wendet der Hauptzug der Hügel sich um das südliche Ende des See's und nimmt bei Klocksin die Hauptwasserscheide des Landes auf, die sie selbst in ihrem ferneren Laufe über Marzbagen, zwischen dem Dorgelower See und der Würzig, Kargow, Klockow, Piererstorff, Peutsch, dann zwischen dem Weisdiner und Zierter See bei Neustrelitz bis in die Uckermark hinein bildet. Diese Hügelkette, die bedeutendste des Landes, ist mit dem Namen Warnowkette belegt worden.

Bei ihrer Vereinigung mit der Eldekette bei Kirch-Mulsow trifft sie schief auf eine Hügelreihe, die Seekette, welche hart an der Seeküste

zwischen Brunsbüttel und dem Salzflaß beginnt, in dem Diebriehäger Berge sich sogleich zur dritten Höhe des Landes (185 P. R.) erhebt, südostwärts den Raum zwischen Kröpelin und Doberan füllend, nach Hohenfelde und Hanstorf fortstreichend, sich hier plötzlich nach Südwesten wendet, Kirch-Mulsow und Neuburg sich nähert und durch eine südliche Wendung nach Krassow gelangt, dann aber zwischen der Nordspitze des Schweriner See's und Mecklenburg hindurch nordwestlich nach Gressow streicht, darauf erstlich bis kurz vor Greismühlen geht, wo sie in dem Iserberge bei Hamberge wieder die beträchtliche Höhe von 320 P. R. erreicht, dann sich aber verflachend, nordwestlich über Damsbagen, Hohen-Schönberg hinzieht und jenseits Kalkbork mit einem steilen Ufer an der Döise endigt.

Nach dieser Darstellung der bedeutenderen Höhenzüge des Landes dürfte sich die Hauptwasserscheide desselben zwischen Döise- und Nordseegebiet hinziehen, von der Südspitze des Rugeburger See's um das Nordende des Schaalsee's über Thürow, Pörent und Culenburg in östlicher Richtung bis beinahe an den Schweriner See, um das Nordende desselben herum zwischen der Lewitz und Erviz, über Bentzen, um die Nordspitze des Mauer See's in mannigfachen Windungen nach Klostzin, von wo ab, wie schon erwähnt, die Warnowkette die Wasserscheide bildet.

Der nordöstliche Abfall dieser letzteren macht sich fast überall schnell zu einer weiten fruchtbaren Gesselandschene ab, welche den ganzen nordöstlichen Theil Mecklenburgs und des daran grenzenden Pommerns umfaßt.

Diese Ebene wird von mehreren breiten und tiefen Flußthälern, die mehr oder minder die Richtung von Südwest nach Nordost verfolgen, durchschnitten, nämlich durch das Rethnitz-, Peene- und Tollensethal; das merkwürdigste ist ohne Zweifel das Peenethal, welches sich bis an den Fuß der Warnowkette bei Klostzin erstreckt und, indem der dazu gehörige Malchiner See wohl nur einige Fächer über den Spiegel der Döise sich erhebt, gegen 200 Fuß niedriger liegt, als die auf dem Höhenzüge sich vorfindenden, zum Müritzgebiet gehörenden Kettenseen. Da nun diese Thaluser selbst aber zum Theil bedeutend über den Müritzspiegel sich erheben, so erklärt sich, wie sie, vom Thal aus betrachtet, das Ansehen ganz stätlicher Höhen gewinnen müssen. Eine bemerkenswerthe Eigentümlichkeit der Warnowkette bilden ferner die sie begleitenden mächtigen Urgebirgsstrümmen, die meistens an den höchsten Stellen ihres Nordostrandes und strichweise in solchen Massen sich

vorfinden, daß die Bodencultur nicht wenig dadurch erschwert und zum Theil ganz gehemmt wird. Solcher Geröllablagerungen finden sich hauptsächlich zu Penzlin, zu Marchbagen, Sapshagen, Jllensee, Klocksin, dann zu Jzehna, Upahl und in der Nähe von Sternberg. Auch in der Eldefeite am Süden des Plauer See's finden sich diese Fremdlinge in ungeheurer Zahl.

Ganz eigenthümlich sind diesem Landstrich nun die schon erwähnten Kreidelager, welche die großen See'n Müritz, Kölvn, Flesen, Plauer See etc. umgeben. Schon in den Kalkgruben zu Roggentin an der Ostseite der Müritz tritt die Kreide auf, findet sich wieder an ihrer Ostseite zu Gottbun und in ausgezeichnete Weise zu Poppentin, Wendhof, Lebbin, Göhren, auf welchen letztgenannten Feldmarken fast alle runden über das allgemeine Niveau sich erhebenden Hügel aus Kreide bestehen. Am reinsten und von blendender Weiße habe ich sie in dem nach Wendhof gehörigen Kalkbruche gesehen; sie ist hier regelmäßig und unter einem geringen Neigungswinkel durch die sie zusammenhängenden Lagen von etwa 8 Zoll Dicke durchliegenden Feuersteine in circa 3 Fuß mächtige Bänke geschichtet; außer den Feuersteinen enthält sie als fremde Beimengung noch kleine Nieren von Eisenerde. An Verfeinerungen fanden sich bei einer nur kurzen Untersuchung mehrere Schichten, namentlich *Micraster testudinarium* und *Ananchytes ovatus*, so wie unregelmäßig angehäuften in Kalkspath verwandelte organische Massen. Die Erhebung über die nachliegenden See'n *) mag 150 bis 200 Fuß betragen, die Meereshöhe mitbin 350 bis 400 Fuß. In technischer Beziehung würde sich das Kreidelager zu Wendhof wegen der Reinheit seiner Kreide sehr gut zur Anlegung einer Fabrik von Schlemmkreide eignen. Die Kreidelager zu Lebbin und Poppentin werden sich wegen ihres auscheinenden Thongehalts besser zum Kalkbrennen benutzen lassen, wozu sie auch alle dienen.

An der Nordseite des Flesensees zu Rossentin, dem Kalkufer von Göhren gegenüber, tritt die Kreide wieder mächtig hervor; sie ist hier jedoch theils mit Thon, theils mit Hornsteinen, theils auch mit eingelagertem Diluvialsand verunreinigt. Zum Kalkbrennen sucht man die milde, möglichst thonfreie Kreide auf, weil sich diese nach dem Brennen rasch löst und gut verarbeiten läßt, bekanntlich aber keinen so guten Mörtel liefert, als der mit einem gewissen Thongehalt verbundene kohlen-saure Kalk. Ein solcher ist nun aber gerade zu Rossentin

*) Diese Seen werfen auch viel Bernstein und Titan-eisensand aus.

vorhanden und habe ich zufällig die Entdeckung gemacht, daß der härteste Wassermörtel sich aus demjenigen Kalk bereiten läßt, der von dem Kalkbrenner als nicht abzufegen bei Seite geworfen war.

Kreide soll sich auch bei Jürgensdorf am Plauer See finden, wie sie denn auch fast rings um den Krakower See in Lagern von geringer Mächtigkeit auftritt. Ob hier ein aufstehendes Kreidesög vorhanden, (vielleicht beim Dorfe Serrahn), müssen spätere Nachforschungen entscheiden. Kreideversteinerungen, besonders Schiniten und Gryphiten finden sich auf den Feldern bei Serrahn in großer Menge. Das Kreidegebirge tritt mehr nordöstlich wieder zu Tage zu Marrhagen, Klocksin und Wolzow und erscheint in dieser Richtung ferner bei Vasezew und Malchin. Das Vorkommen der Kreide zu Malchin, wo sie nur in geringer Flächenausdehnung zu Tage tritt, ist mit sehr räthselhaften Erscheinungen verbunden. Rings um das Kalkgebirge, welches mit vielen zerbrochenen organischen Resten vermischt, aber durchaus rein von Urgebirgsstrümmern ist, sieht ein höchst feiner glimmerhaltiger Sand an, welcher auch ganz in der Nähe des Kalks zu Wolzow sich findet; dieser Sand ist durchzogen mit zollviden Schichten schwärzlichen Glimmers, der hier in Mecklenburg sich immer in der Nähe der Braunkohlen findet und unter der Kreide, die nur 30 Fuß mächtig ist, findet sich ein schwärzlicher Thon mit Sand und Granitgeschieben, dann aber grünllicher und gelber Kiesel sand.

Die organischen Einschlüsse sind vom Herrn Schuldirector Klöden in Berlin für die untere Schale der *Terebratula carnea* erkannt worden. In der Nähe der Kalkgrube auf dem Akerfelde habe ich eine große Menge von Versteinerungen gefunden, die gleichfalls von jenem bestimmt sind. Hauptsächlich fanden sich eine Varietät der *Gryphaea columba*, dann *Terebratula carnea* und *Belemnites minimus*, so wie einige Exemplare der *Serpula convoluta*, wesswegen Klöden, so wie aus dem Vorkommen eines Geschiebes von Portlandstone das Vorhandensein der jüngeren Juraschichten hier vermutet, wenn dies nicht etwa bloß vereinzelte Geschiebe sein sollten, was wohl wahrscheinlich sein möchte.

In der Nähe des zuletzt gedachten Kreidelagers und zwar an der nördlichen Seite des Pleenethals fand ich einen sehr fetten Letten, der mit Gypserystallen ganz durchzogen war, bis zur Tiefe von 24 Fuß, darunter blauen, sehr fetten Thon, in welchen sich der Gyps verliert bis zur Tiefe von weiteren 16 Fuß, darauf schwärzlichen sandigen

Thon und thonigen Sand mit Granitgeschiebe 20 Fuß. In der Tiefe von 60 Fuß verhinderte ein unten liegender Stein das Weiterbohren.

Zu dem vorsehend gedachten mittleren Theil von Mecklenburg gehört auch die Gegend von Sternberg, bekannt durch die in dortiger Gegend unter dem Namen Sternberger Kuchen vorkommenden Verfeinerungen. Die eigentliche Lagerstätte dieser letzteren glaube ich am Wege von Sternberg nach Bruel gefunden zu haben; hier kommen sie nämlich in der Gestalt eines schieferigen Thoneisensandsteins mit vielem Eisenocker, auch Urgebirgsstrümmern umgeben, in schieferigen Lagern vor. In der Nähe, zu Sülten ohnweit Bruel, geht eine Salzquelle, die viel Eisenocker absetzt, zu Tage aus. Die Quelle wird jetzt nicht benutzt, hat aber früher zur Speisung einer Saline gedient. In geringer südwestlicher Entfernung von dieser Quelle befindet sich ein kleiner runder See, der sich ganz als ehemaliger Erbfall charakterisirt, welche Entstehungsweise durch den neuerdings stattgehabten Nachsturz eines bedeutenden Theils des Südwestufers, welches zum Behuf des Straßenbanes abgetragen werden sollte, bestätigt wird. Durch die Chaussee ist ein bedeutendes Profil bloßgelegt, welches aus denselben blauen, mageren Thon besteht, welcher zu Sülz in der Tiefe sich zeigt. Aus einer ähnlichen Erscheinung zu Probst Jesar hat Brüdner auf ein in der Nähe befindliches Gypslager geschlossen; sollte etwa in der Nähe von Sülten Gyps ansehend gefunden werden? Die nahe Salzquelle würde diese Vermuthung nur bestätigen.

Von Sternberg und Bruel aus in nordöstlicher Richtung trifft man zu Neutirchen abermals auf ein Soolenfeld. Die Gegend bildet einen Kessel zwischen der Warnow und der Seekette und mag nicht über 50 Fuß über der Ostsee liegen. Das Terrain, welches die hier üppig wachsenden Salzpflanzen einnehmen, ist ziemlich bedeutend. Ob diese Quelle jemals technisch nutzbar gewesen, ist mir nicht bekannt geworden, aber auch nicht sehr wahrscheinlich.

Von Neutirchen gerade nördlich trifft man links bei Doberan zu Trobagen am Fuße der Seekette auf ein Kreidegebilde von bedeutender Mächtigkeit, welches mit Thon und Granitgeschieben sehr verunreinigt ist; als einzelne Einschlüsse finden sich verhärtete Kreidemassen mit Verfeinerungen und Feuersteinen. Im Bruche hat diese Masse ein schwärzlich graues Ansehen und scheint zum Kalzbrennen nicht sehr geeignet; dennoch wird ein sehr gesuchter und durch hydraulische Eigenschaften sich auszeichnender Mörtel daraus gemacht, als Beweis, wie

viel Ebonzusatz, der reine kohlen saure Kalk zum Wassermörtel bedarf und verträgt.

Wenden wir uns von hier östlich, so treffen wir auf Sülz im Rednitzthal, welches von hier bis zur See weniger als 10 Fuß Gefäll hat. Hier befindet sich die einzige, jetzt im Lande vorhandene Saline.

Von Blücher hat die Analyse unserer Soole geliefert, aber die irrige Behauptung aufgestellt, daß dieselbe in der Braunkohlenformation aufsteige; eben so ist das von ihm neuerdings angeführte Vorkommen eines Braunkohlenlagers zwischen Neustadt und Gnoien nichts weiter, als ein in 135 bis 150 Fuß Tiefe beim Brunnengraben gefundener grauer Sand mit Braunkohlentrümmern von unbedeutender Quantität. Solche Kohlenbruchstücke finden sich auch hier allerdings beim Brunnenabteufen, so wie Bernsteinstücke, indessen kommt unter der feinen Trieb sandlage, welche die Lagerstätte jener Fragmente ist, eine Kielesschicht vor, die alle möglichen Ur- und sonstige Gebirgs trümmer führt und sich ganz als aufgeschwemmtes Land charakterisirt. Die Braunkohlenschnitten habe ich übrigens in der Nähe von Soosquellen in geringer Tiefe sowohl bei Boizenburg, als zu Sülz, mithin in einer Entfernung von mehr denn 20 Meilen gefunden, über deren Zusammenhang ich jedoch keine Vermuthung aufzustellen wage.

Unsere 5-procentige Soole quillt im Thal der Rednitz, welches hier beinahe eine halbe Meile breit ist und dessen östliches Ufer bereits Pommern angehört, in einer Längensreckung von einer halben Meile überall zu Tage aus. Nachdem die Röhren eingesenkt, wie es hier geschieht, so trifft man

Dorf. 15 Fuß
Trieb sand, der zuletzt in groben Kies übergeht. 55 »

so daß die Brunnenröhren 70 Fuß

tief reichen.

Um die eingesenkten und seitlich angebohrten Röhren werden große Cylinder von 5—15 Fuß Weite angebracht und hierin die Soole aufgefassen und mittelst Pumpen gehoben; durch ihren natürlichen Druck steigt die Soole über den mittleren Rand der Rednitz.

Seit längerer Zeit ist man hier bemüht gewesen, in die Tiefe zu dringen und hat bis jetzt 267 Fuß erreicht. Es sind abwechselnd Sand, Gerölle und Thonschichten angetroffen.

Beinahe südlich, eine Meile von hier entfernt, zu Samow, tritt wiederum die Kreide in der Ebene auf, die zwar sehr mit Thon und

Hornstein verunreinigt ist, aus welcher jedoch guter Kalk gebrannt wird.

Im Nachbarlande Pommern, etwa 3 Meilen von Sülz entfernt, finden sich im Trebelthal bei den Städten Franzburg und Nichtenberg Soolquellen, die den hiesigen ähneln, aber nicht benutzt werden. Eine Meile südlich von jenen Orten zu Quigin bei Grimmen tritt im ebenen flachen Lande Kreide zu Tage, die besonders viele Beseemniten und Gryphiten führt. —

Ueberblicken wir nun schließlich noch einmal das durchforschte Gebiet, so finden wir, daß das Vorkommen der Braunkohle und Allaun-erde sich auf den Südwesten des Landes beschränkt und in einer Richtung auftritt, welche der allgemeinen Lage der Höhenzüge conform ist; dasselbe scheint mit den Urgebirgsstrümmern im Ganzen betrachtet der Fall zu sein; auch die Kreide scheint sich dem allgemeinen Zuge von Südost nach Nordwest anzuschließen, weicht jedoch schon mehr nach Norden ab und will sich das Kreidelager zu Samow nicht in diese Richtung fügen. Ganz anders ist dies jedoch mit den Soolquellen, die so ziemlich in einer Richtung von Südwest nach Nordost, vom Ufer der Elbe in der Richtung nach Rügen zu sich hinziehen. In dieser Richtung folgen nämlich auf einander: 1) Die Quellen an der Elbe, a) zu Conow, b) zu Timkenberge und Seltow *), 2) zu Sülten **) bei Sternberg, 3) zu Neulirichen bei Schwaan, 4) zu Sülz an der Rethnis, 5) zu Franzburg und Nichtenberg in Pommern, 6) zu Greifswalde.

Aus dieser Kreuzung der Soolquellen mit den Höhenzügen dürfte, ohne unbegründete Hypothesen aufstellen zu wollen, zunächst wohl ihre Unabhängigkeit von der Richtung der Hügelfetten zu folgern sein; will man aber eine der Kreideformationen eigenthümliche Gyps- und Steinsalzbildung annehmen, so würde die Verbindung zwischen der Insel Rügen und Lüneburg auffallend durch die in dieser Richtung vorkommenden Salzquellen, so wie durch die Kreidelager zu Quigin in Pommern und Samow bei Gnoien in Mecklenburg bezeichnet sein.

*) Diese beiden Quellen setzen bei ihrem Austritt zu Tage keinen Ocker ab; die übrigen mecklenburgischen Salzquellen, so wie die zu Franzburg und Nichtenberg aber in bedeutender Menge; von Greifswald ist mir diese Beziehung nicht bekannt.

**) Zu Sülten im Amt Stavenhagen gibt es keine Salzquellen.

Das neue großherzogliche Residenzschloß zu Schwerin.

Die Hauptstadt eines Landes ist zugleich die natürliche Residenz des Landesfürsten und es ist eins der größten Verdienste Paul Friedrichs, daß er dies erkennend, alsbald nach seinem Regierungsantritt das Hoflager wieder nach Schwerin verlegte. Seitdem wird daselbst gebaut ohne Unterlaß, damit Schwerin inmitten seiner schönen Umgebungen auch eine schöne Stadt werde.

Paul Friedrich aber baute mehr in's Weite und wollte Schwerin zu einer großen Stadt machen. Den Grund hierzu hat er noch gelegt, indem er die Vorstadt mit zur Stadt zog und die Paulsstadt gründete. Sein Nachfolger Friedrich Franz II., wirkte für den Plan des Vaters besonders durch die im Werk befindlichen Eisenbahnen, wodurch Schwerin auf dem nächsten Wege mit Hamburg, Berlin und mit den drei größten Städten des Landes, Rostock, Rismar und Güstrow, in Verbindung gesetzt werden wird. Daneben sind auch unter dem jetzt regierenden Großherzoge mehrere große Bauten zu Ende geführt, andere bevorstehend. Sein Lieblingsbau scheint aber das Schweriner Schloß, denn schon einige Wochen nach seinem Regierungsantritt sprach er den Entschluß aus, das alte Schloß zu restauriren, die ganz verfallenen Theile und die jüngsten Anbaue von Fachwerk abbrechen und dafür einen neuen Bau in Einem Styl aufzuführen zu lassen.

Dieser Bau erscheint in jeder Beziehung gerechtfertigt. Das alte Schloß war theilweise sehr baufällig, daneben durch die Fachwerkbauten verunziert und bildete überdies kein architektonisches Ganze, da die Restauration desselben, mit welcher Herzog Johann Albrecht I. den Anfang machte, in Folge des dreißigjährigen Krieges unausgeführt blieb. Auch die Pietät kann nichts gegen diesen Schloßbau haben, denn mit dem Alter des alten Schlosses ist es gar nicht so weit her. So ist es mit der Grafenburg, von der wohl die Poeten sprechen, nichts, denn es stammt kein Theil des Schlosses aus der Zeit der alten

Grafen von Schwerin, vielmehr schreibt sich dasselbe wesentlich aus dem 16ten Jahrhundert her und aus dem Mittelalter findet sich überhaupt im ganzen Complex des Schloßes nur ein werthloser Rest, das alte Back- und Braubau.

Der Hauptgrund für den Neubau ist jedoch der Mangel eines angemessenen Fürstensitzes in der Hauptstadt des Landes. Die Stelle eines solchen wird aber immer die Schloßinsel sein müssen, einmal wegen der an dieselben geknüpften historischen Erinnerungen und dann, weil diese kleine Insel des Schweriner See's mitten in einer der reizendsten Gegenden Norddeutschlands liegt.

Was nun die Geschichte des jetzigen Schloßbaues betrifft, so erwähnten wir schon den desfalligen Entschluß des Großherzogs. Die ersten auf denselben basirten Vorschläge, Pläne und Pläne lieferte der Hofbaurath Demmler zu Schwerin schon im Monat Juni 1842 fertig ab und es wurden von ihnen später die Grundrisse bis auf geringe Veränderungen beibehalten und nur die Fagaden mehrfachen Modificationen unterworfen. Jene ersten Fagaden waren nämlich im sogenannten englischen Castle-Styl entworfen, die dann abgeänderten und vorgelegten Fagaden, bei denen jedoch die Grundrisse immer normirend blieben, aber ganz dem Baustyl des alten Schloßes, so wie derselbe im Kirchenflügel sich darstellt, angepaßt.

Im October 1843 ward auch der Professor Semper aus Dresden nach Schwerin berufen, welcher ebenfalls einen Bauplan anfertigte, der aber für die Ausführung nicht geeignet befunden ward. Der Styl der von ihm entworfenen Fagaden gehört der italienischen Schule an.

Im Sommer 1844 bereiste darauf der Hofbaurath Demmler England und Frankreich, um die vornehmsten Schloßer dieser Länder, hauptsächlich aber die unter König Franz I. von Frankreich im Styl der besseren Renaissance ausgeführten Bauwerke in Augenschein zu nehmen. Die von dem gedachten kunstfönnigen Fürsten erbaueten Schloßer von Chambord und Blois haben die Motive zu der Architectur gegeben, in welcher gegenwärtig das Schloß ausgeführt wird, jedoch ist die ursprüngliche Grundform, ein unregelmäßiges Fünfeck, beibehalten worden.

Die fernwärts gelegenen Flügel des alten Schloßes, das sogenannte lange Haus und der Bau des Herzogs Johann Albrecht von 1560 bis 1563 mit der Schloßkirche, werden zwar ihrer Form und Lage nach beibehalten, erleiden aber verschiedene Restaurationen und Neu-

bauten und erhalten namentlich einen hohen runden Thurm mit drei davor anzulegenden Terrassen.

Die Abbildung, welche diesem Buche als Kunstbeilage beigegeben wird, zeigt die der Schloßstraße und zwar der aus fünf flachen Bogen erbauten neuen massiven Brücke gegenüber liegende Fagade. Der Denjen der Schloßstraße gegenüber besteht aus acht gegen die innere Spindel anlaufenden Strebebogen und innerhalb der Spindel führt eine Windeltreppe bis in die höchste Spitze.

Das Modell des Schloßes ist übrigens in einem neben dem Bauplatz eigends dazu erbauten Hause zur Ansicht des Publicums ausgestellt. Das Eintrittsgeld soll den ersten Fond zu einem zweiten großartigen Bau, zu dem eines Thurms auf dem Schweriner Dom, bilden.

Eine vom Großherzoge ernannte Schloßbaucommission leitet das Ganze. Sie besteht aus: 1) dem Minister von Lützow, 2) dem jetzt für den verstorbenen Hofmarschall von Lützow eingetretenen Hausmarschall von Bülow, 3) dem Reisemarschall von Sell, 4) dem Hofbaurath Demmler. Unter dem letzteren leiten speciell den Bau die Bauconducteure Behne und Willebrand und außerdem sind noch zur Hülfsführung die Condecteurs Ruge und Wachenhusen angestellt.

Der Abbruch des alten Schloßes hat bereits angefangen und der Bau des neuen, wie es unser Bild zeigt, wird im nächsten Jahre beginnen. Bis zur gänzlichen Vollendung des Baues dürften noch 8 bis 10 Jahre vergehen. Mögen nun auch einige Stimmen den Styl desselben für unsere Zeit zu alterthümlich finden und einen mehr modernen Bau für ansprechender halten, so wird doch auch auf diese das Ganze den Eindruck des Grandiosen und Schönen machen und immer von allen Beschauern zu den Fürstenschlössern ersten Ranges gerechnet werden. Und wenn dann das neue Schloß erst vollendet und mit terrassirten Gartenanlagen umgeben ist, wenn ferner erst das jetzt von der Großherzogin bewohnte Palais dem Paulsdenkmale Platz gemacht, und das künftige Museum fertig ist, so wird dieser Theil Schwerins an Schönheit mit jeder anderen Stadt wetteifern können.

Ueber die mutmaßlichen Kosten des Schloßbaues haben wir nichts erfahren können; sie werden aber wohl sehr bedeutend sein, denn der Renaissancestyl ist nicht bloß wegen seiner vielen Thürme und Thürmchen, sondern auch wegen der kunstreichen Pracht seiner Zimmerverzierungen überaus kostspielig. Einstweilen ist ein Theil der von der großherzoggl. Reliquionscasse vom 13. Januar 1844 ausgeschrieben

Anleihe von 700,000 Rthlr. zu den »Kosten der, den jetzigen Verhältnissen angemessenen, baulichen Einrichtung des Schlosses« bestimmt und wahrscheinlich Weise wird man auch im Verlauf des Baues die Landstände nicht um eine besaffliche Beihilfe angehen. Nach dem Edicte wegen des Erbinverwesens des herzoglichen Hauses, d. d. 11. Mai 1805 ist übrigens jene Anleihe, so weit sie den Schlossbau betrifft, vollkommen durch das angeführte Edict selbst gerechtfertigt, da es sich bei derselben um die »Wiedererbauung unentbehrlicher Residenzschlösser« handelt.

Verzeichniß der Jahrmärkte.

Anklam. 1) 19. Febr.; 2) 8. Juni; 3) 22. Octobr., sämmtlich Kram-, Vieh- und Pferdemärkte.

Barth, Kreis Franzburg. a) Vieh- und Pferdemärkte: 3. Febr., 6. Juli, 2. Nov. b) Krammarkt. — **Belitz,** 4. Nov. — **Bernitt,** 17. Nov. — **Besitz, im Amte Boizenburg.** 1) 1. Juli; 2) 8. Octobr., beide Kram- u. Viehmärkte. — **Blockede.** 1) 25. März; 2) 25. Juli; 3) 23. Sept.; 4) 25. Nov. — **Boizenburg:** a) Krammärkte. 1) 11. März; 2) 27. Mai; 3) 28. Octobr. b) bis Ende des Jahres 1848 abgabenfreie Vieh- u. Pferdemarkte: 1) 25. März; 2) 10. Juni; 3) 9. Octobr. — **Neu-Brandenburg,** 1) 4. März; 2) 8. Juli; 3) 21. Octobr. Tags vorher allemal Vieh- u. Pferdemarkt; 4) Wollmarkt 15—20. Juni. — **Braunschweig.** 1) Messe: 2. Febr.; 2) Messe: 10. Aug.; 3) Jahrmarkt; 18. Dec. 4) Wollmarkt: 1—4. Juli. — **Brühl** 1) 19. März; 2) 9. Juli; 3) 9. Octobr., sämmtlich Kram-, Vieh- und Pferdemarkte. — **Büchen.** 1) 31. März; 2) Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt: 13. Octobr. — **Neu-Buckow.** 1) Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt 22. April; 2) 30. Juni; 3) Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt: 20. Octobr. — **Butzow.** 1) 26. März; 2) 7. Juli; 3) 27. Octobr. — **Crivitz.** 1) 26. März; 2) 7. Juli; 3) 27. Octobr.

Dahlenburg im Hannöverschen. 10. Aug. — **Dammgarten.** 1) 6. März Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt; 2) 3. Dec. Kram- u. Viehmarkt. — **Dargun.** 1) 17. Juni; 2) 21. Octobr. Jedesmal Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt. — **Dassow.** 10. Nov. — **Demmin.** 1) 18. März; 2) 1. Juli; 3) 2. Sept.; 4) 28. Octobr. Jedesmal Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt, jeder 14 Tage. — **Doberan.** Kram- u. Viehmarkt: 23. Sept. — **Dobbertin.** 24. April. — **Döbbersen.** 1. Juli. — **Dömitz.** 1) 1. April; 2) 18. Juni; 3) 26. Aug.; 4) 15. Octobr. Sämmtlich zugleich Vieh- u. Pferdemarkte.

Eldena bei Dömitz. 1) 26. März; 2) 25. Juni; 3) 8. Octobr. — **Eizen bei Triebsee.** 8. April. — **Grossen-Eizen.** 21. Juni. — **Mühlen-Eizen.** 23. April. —

Feldberg. 1) 10. Juni; 2) 4. Nov. — **Frankfurt am Main.** 1) 14. April; 2) 8. Sep. — **Frankfurt an der Oder.** Messen: 2. März, 6. Juli, 9. Nov. — **Franzburg.** 1) 1. April; 2) 9. Juli; 3) 26. Nov. Kram-, Vieh- u. Pferdemarkte. — **Friedland** 1) 27. März; 2) 3. Juli; am Tage vorher Vieh- u. Pferdemarkt; 3) Vieh- u. Pferdemarkt: 21. Aug.; 4) 26. Oct. Vieh- u. Pferdemarkt, 27. Oct. Krammarkt. — **Fürstenberg.** 1) 12. Juni; 2) 6. Nov. Jedesmal Tags vorher Viehmarkt.

Gadebusch. 1) 5. Febr.; 2) 9. Juli; 3) 8. Oct. — **Gnoien.** 1) 2. April; 2) 25. Juni; 3) 14. Oct. Tags vorher Viehmarkt. — **Goldberg.** 1) 10. März; 2) 23. Juni; 3) 17. Nov. Sämmtlich Kram, Vieh. u. Pferdemarkte. — **Grabow.** 1) 26. Febr.; 2) 19. Juni; 3) 2. Oct.; 4) 13. Nov. Tags vorher jedesmal Viehmarkt. 5) Buttermärkte; deren Tage vom dāfigen Magistrat jedesmal vorher öffentlich bekannt gemacht werden. — **Grevismühlen.** 1) 26. März; 2) 16. Juli; 3) 20. Oct. — **Grossen-Gievlitz.** 23. Juli. — **Grubenhagen.** 1) 18. März; 2) 17. Juni; 3) 12. Nov. — **Güstrow.** 1) Umschlag 17. Febr. bis 3. März; 27. Febr. Vieh. u. Pferdemarkt; 2) 6. Mai; 3) 15. Juli; 4) 9. Sep. Die unter 2, 3 und 4 aufgezählten sind Kram-, Vieh u. Pferdemarkte. 5) Vieh. u. Pferdemarkt: 30. Oct.; 6) Wollmarkt: 26., 27. u. 29. Juni. —

Hagenow. 1) 18. Febr. Kram, Vieh. u. Pferdemarkt; 2) 13. Mai; 3) 15. Juli; 4) 14. Oct. —

Jördensdorf. 1) 3. April; 2) 30. Juni.

Neu-Kalden. 1) 16. April; 2) 15. Juli; 3) 20. Oct. Allemal Tags vorher Viehmarkt. **Kiel.** 1) 6. Jan. Umschlag; 2) 1. März; 3) 1. Juli; 4) 6. Oct. — **Kirchdorf** auf Pöl. 16. Sept. — **Klitz.** 1. Oct. — **Krakow.** 1) 22. April; 2) 8. Juli; 3) 18. Nov. Jedesmal Kram u. Viehmarkt. — **Kröpelin.** 1) 1. April; 2) 2. Sept.; 3) 2. Dec. Jedesmal Kram u. Viehmarkt.

Laage. 1) 31. März; 2) 24. Juni. Beide Kram. u. Viehmärkte; 3) 21. Oct., Tags vorher Vieh. u. Pferdemarkt. — **Lauenburg.** 1) 16. April; 2) 28. Juli; 3) Viehmarkt: 29. Oct. — **Lehsen**, im Amte Wittenburg. 7. Juli. — **Leipzig.** 1) Neujahrsmesse, 27. Dec. 1845; 2) Ostermesse, 6. April; 3) Michaelismesse, 28. Sept. 4) Wollmarkt 13. Juni. — **Lenzen.** 1) 3. März; 2) 23. Juni; 3) 18. Aug.; 4) 20. Oct. Jedesmal Tags vorher Vieh. u. Pferdemarkt. — **Loitz.** 1) 9. März Viehmarkt. 2) 8. Juni Vieh. u. Pferdemarkt; 3) 7. Oct. Viehmarkt; 4) 12. Oct.; 5) 30. Nov. Beim 1., 2. u. 3. Markt jedesmal Tags darauf Krammarkt. — **Lübeck.** Viehmarkt: zwischen Michaelis u. Weihnachten; 2) Krammarkt: 2 Tage vor Weihnacht, 2 Tage vor Neujahr, 2 Tage vor heiligen 3 Könige; 3) Wollm.: 20–22. Juni. — **Lübtheen.** 1) 16. April; 2) 11. Juni; 3) 27. Aug.; 4) 1. Dec. — **Lübz.** 1) 26. März; 2) 1. Juli; 3) 22. Oct. — **Ludwigslust.** a) Jahrmärkte: 1) 6. Mai; 2) 9. Sept. b) Abgabensfreie Fettviehmärkte: 1) 19. Febr.; 2) 11. Juni; 3) 27. Aug. c) Abgabensfreie Fettviehmärkte: 1) 6. Mai; 2) 29. Oct. — **Lüneburg.** Messen: 1) 23. März; 2) 15. Sept. Jahrmärkte: 1) 4. Mai; 2) 30. Sept.

Malchin. 1) 25. Febr.; 2) 29. April; 3) 1. Juli; 4) 7. Oct. Jedesmal Tags vorher Viehmarkt. — **Malchow.** 1) 24. Febr., Tags vorher

Biehmarkt. **2)** 15. Oct. Kram- u. Biehmarkt. — *Kloster Malchow.* **1)** 22. April; **2)** 30. Juni. — *Marlow.* **1)** 30. Juni: Kram- u. Biehmarkt; **2)** 29. Oct. Beide Märkte dauern 1½ Tage. — *Meienburg.* **1)** 11. März; **2)** 20. Juni; **3)** 30. Sept. **4)** 12. Dec. Jedesmal Tags vorher Biehmarkt. — *Mirow.* **1)** 2. April; **2)** 25. Juni; **3)** 23. Oct., Tags vorher jedesmal Biehmarkt. — *Mölln.* 12. Nov.

Neuhaus. **1)** 27. Jan.; **2)** 7. April; **3)** 27. Oct.; **4)** 15. Dec. — *Neukloster.* **1)** 18. Juni; **2)** Donnerstag nach Galken, 22. Oct. — *Neuenkirchen* bei Bükow. 24. April. — *Neustadt.* **1)** 24. März; **2)** 18. Juni; **3)** 3. Nov. Sämmtlich Kram-, Bieh- u. Pferdemarkte.

Parchim. Altstadt: **1)** 12. Mai; **2)** 24. Sept. Tags vorher Biehmarkt; *Neustadt.* **1)** 30. März; **2)** 14. Juli; Tags vorher Biehmarkt; **3)** Dienstag vor Martini, 10. Nov. — *Pasewalk.* **1)** 5. März; **2)** 9. Juni; **3)** 22. Oct. Tags vorher jedesmal Bieh- u. Pferdemarkt — *Penzlin.* **1)** 27. Febr.; **2)** 3. Juli; **3)** 16. Oct.; Tags vorher jedesmal Bieh- u. Pferdemarkt. — *Perleberg.* **1)** 2. März, Kornmarkt, Krammärkte: **2)** 17. März; **3)** 30. Juni; **4)** 27. Oct., Tags vorher Biehmarkt beim 2., 3. und 4. Markt. — *Picher.* **1)** 18. März; **2)** 27. Mai; **3)** 3. Sept.; **4)** 23. Dec. — *Plau.* **1)** 12. März; **2)** 5. Mai; **3)** 7. Juli; **4)** 27. Oct. Tags vorher jedesmal Biehmarkt. — *Prenzlau.* **1)** 23. Febr.; **2)** 25. Juni; **3)** 19. Oct., Freitag vorher Biehmarkt; **4)** 30. Nov. — *Pritzler* 11. Nov.

Ratzeburg. **1)** 16. März, Krammarkt; **2)** 20. Juli, Krammarkt; **3)** 28. Oct., Bieh- u. Pferdemarkt. — *Rehna.* **1)** 12. März, Kram- u. Bieh-; **2)** 11. Juni, Kram- u. Biehmarkt; **3)** 29. Oct.; **4)** 17. Dec. — *Ribnitz.* **1)** 18. März, Biehmarkt; **2)** 15. Juli; **3)** Kram- u. Tags vorher Biehmarkt, 21. Oct. — *Richtenberg.* **1)** 4. März Kram- u. Biehmarkt; **2)** 16. Juli beägleichen; **3)** 16. Oct. Bieh- u. Pferdemarkt; **4)** 20. Oct. Krammarkt. — *Röbel.* **1)** 24. März; **2)** 16. Juni; **3)** 15. Sept.; **4)** 3. Nov. Allemal Tags vorher Bieh- u. Pferdemarkt. — *Rostock.* **1)** Bieh- u. Pferdemarkt, 2. März; **2)** Pfingst- u. Trinitatiswoche, 1 — 13. Juni, Bieh- u. Pferdemarkt, 8. Juni; **3)** Bieh- u. Pferdemarkt, 28. Sept. — *Rüst*, im Klosteramte Dobbertin, 15. Sept. — *Rühn.* 4. Juni.

Satow, Unts Lüß. Bieh- u. Krammarkt. 15. Dec. — *Schönberg*, im Fürstenthume Raseburg. **1)** 10. März; **2)** 6. Oct., jederzeit Kram- u. Biehmarkt. — *Schwaan.* **1)** 17. März; **2)** 9. Juli; **3)** 15. Oct. — *Schwerin*, Altstadt: **1)** 2. April; **2)** am Vitustage, 16. Juni; **3)** 17. Sept., sämmtlich Kram- u. Biehmärkte. *Neustadt.* **1)** 29. April; **2)** 22. Oct., beides Bieh- u. Krammärkte. — *Serrahn.* 6. Nov. — *Stapel.* **1)** 17. Mai; **2)** 6. Sept.; **3)** 11. Oct. — *Stargard.* **1)** 19. März; **2)** 12. Mai; **3)** 22. Sept.; **4)** 18. Dec. Allemal ist Tags vorher Biehmarkt. — *Staven-*

hagen. 1) 25. März; 2) 21. Juli; 3) 9. Oct. Tagß vorher Viehm. — *Sternberg.* 1) 31. März; 2) 17. Juni; 3) 16. Oct. An denselben Tagen zugleich jedesmal Viehmarkt. — *Stralsund.* 1) 20. Jan. Vieh. u. Pferdemarkt; 2) 9. Juni. Wollmarkt, dauert 2 Tage; 3) 22. Juni. Krammarkt, dauert 9 Tage; 4) 23. Oct. Viehmarkt; 5) 7. Dec. Krammarkt, dauert 9 Tage; 6) 8. Dec. Schuhmarkt. — *Alt-Strelitz.* 1) 29. Jan.; 2) 19. Mai. Kram. u. Tagß vorher Vieh. u. Pferdemarkt; 3) 14. Oct., Tagß vorher Viehmarkt; 4) 1. Sept., Vieh. u. Pferdemarkt. — *Neu-Strelitz.* 1) 31. März; 2) 14. Juli; 3) 15. Dec. Tagß vorher jederzeit Viehmarkt. — *Sülz.* 1) 18. März; 2) 15. Juli; 3) 28. Oct., Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt.

Tessin. 1) 24. März; 2) 27. Oct., Tagß vorher jedesmal Viehm. — *Teterow.* 1) 11. März; 2) 17. Juli. Kram-, Vieh. u. Pferdemarkt; 3) 4. Nov. Kram-, Tagß vorher Vieh. u. Pferdemarkt. — *Treptow.* an der Tollense. 3 Krammärkte: 2 Tage, 26. Febr., 18. Juni u. 15. Oct. Viehmärkte: 13. Febr., 2. April, 17. Juni, auch Wollmarkt; 27. Aug., 27. Oct. Außerdem noch 1 Wollmarkt, 7. Oct. — *Trichsees.* Krammärkte: 19. März, 20. Juli u. 23. Oct., jedesmal zugleich auch Vieh. u. Pferdemarkt.

Varchentin. 7. Juli. — *Vellahn.* 1) 15. April; 2) 17. Juni; 3) 21. Oct., Kram-, Vieh. u. Pferdemarkt.

Waren. 1) 26. Febr.; 2) 18. Juni; 3) 14. Oct.; 4) 17. Dec. Jedesmal Tagß vorher Vieh. u. Pferdemarkt. — *Warin.* 1) 22. u. 23. April; 2) 28. u. 29. Oct. — *Wanzka.* 8. Sept. — *Wesenberg.* 1) 17. März; 2) 18. Juni, Tagß vorher Vieh. u. Pferdemarkt; 3) 24. Sept., Kram- u. Viehmarkt; 4) 17. Nov., Tagß vorher jedesmal Viehmarkt. — *Wilsnack.* 1) 24. Febr.; 2) 16. Juni; 3) 3. Nov. Jedesmal Tagß vorher Viehmarkt. — *Wismar.* 1) 2. März, Vieh. u. Pferdemarkt; 2) 25–30. Mai; 3) 15. Oct., Vieh. u. Pferdemarkt. — *Wittenburg.* 1) 4. März; 2) 22. April; 3) 8. Juli; 4) 6. Nov., Kram- u. 8 Tage vorher, 30. Oct., Vieh. u. Pferdemarkt. Die 3 ersten Märkte sind zugleich Kram-, Vieh. u. Pferdemarkte. — *Wittstock.* 1) 3. März; 2) 28. April; 3) 24. Sept.; 4) 1. Dec. Jedesmal Tagß vorher Viehmarkt. — *Woldegk.* 1) 25. Febr.; 2) 30. Juni; 3) 6. Oct. Tagß vorher jedesmal Viehmarkt. — *Wolgast.* 1) 16. März, Vieh. u. Pferdemarkt; 2) 21. Sept. Vieh. u. Pferdemarkt; jedesmal Tagß darauf Krammarkt. — *Wyk.* auf dem Darß, 7. Oct., Viehmarkt; am 6. Nov., Krammarkt.

Zarrentin. 1) 26. Juni; 2) 23. Oct., Kram-, Vieh. u. Pferdemarkt.

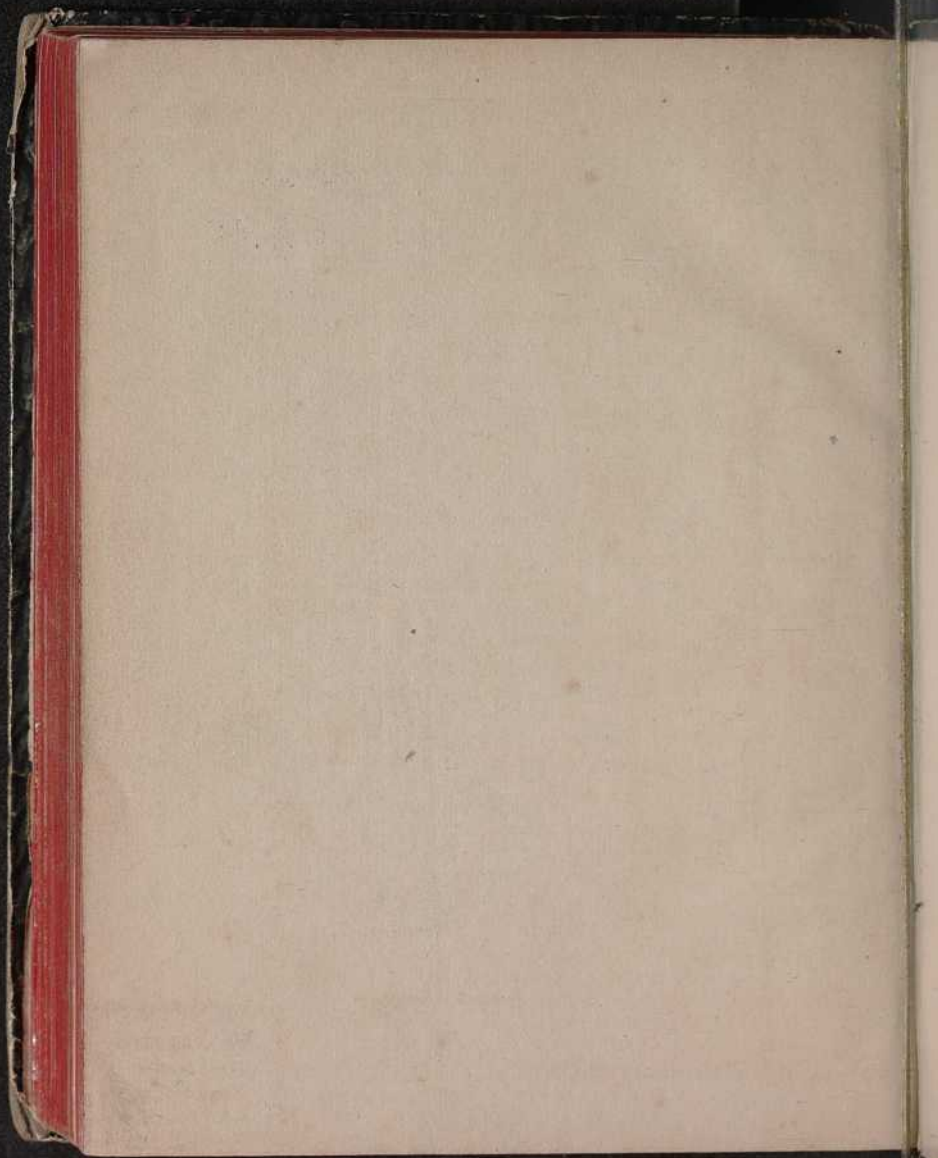
Bei

Hoffmann & Campe in Hamburg.

sind ferner erschienen:

Lüders, W.,	Mecklenburgs eingeborner Adel und seine Vorrechte. Historische Andeutungen zur Aufhellung freitiger Punkte zwischen adeligen und nichtadeligen Gutsbesitzern. Zwei Hefte.....	3	—: 12
— —	Mecklenburgs Zoll-, Steuer- u. Gewerbe-Verhältnisse	—	—: 18
Börne, L.	gesammelte Schriften. 8 Theile.....	8	2: —
Sebbel, Friedrich,	Gedichte.....	—	1: —
— —	Judith. Tragödie in 5 Akten.....	—	1: —
— —	Genoveva. Tragödie in 5 Akten.....	—	1: —
— —	Maria Magdalene Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Akten.....	—	1: —
Seine, Heinrich,	Buch der Lieder. 5te Auflage.....	—	1: 12
— —	Neue Gedichte. 2te Auflage.....	—	1: 12
— —	Deutschland. Ein Wintermärchen... ..	—	1: —
— —	Reisebilder. 4 Theile. 2te Auflage.....	—	7: —
— —	Salon. 4 Theile.....	—	6: 16
— —	Ueber den Denunzianten.....	—	—: 6
— —	Kahlborn über den Adel.....	—	—: 20
— —	Ueber Ludwig Börne.....	—	2: —
— —	Romantische Schule.....	—	2: —
— —	Französische Zustände.....	—	2: —
Hoffmann von Fallersleben,	unpolitische Lieder. 2 Theile. 2te Auflage.....	—	2: —
— —	Das Lied der Deutschen. Arrangirt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre.....	—	—: 2
— —	Das Schillerfest zu Breslau.....	—	—: 2
Jahrbuch der Literatur.	Erster Jahrgang. 1839. Mit H. Seine's Portrait. Cartonirt.....	—	2: —

Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Bde.	„ 5: 8
— — Kaiser Friedrich der Zweite	„ 1: —
— — Das Trauerspiel in Tyrol	„ —: 20
— — Eulifanten	„ —: 20
— — Die Verkleidungen	„ —: 20
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters	„ 1: —
Maltiz, G. A., Polonia.	„ —: 6
— — Pfefferkörner. 4 Hefte. à Heft	„ —: 16
Polenlieder. Ein Todtenopfer.	„ —: 6
Raupach, Ernst, dramatische Werke komischer Gattung. 4 Bde.	„ 7: —
— — ernster Gattung. 1—4r Bde.	„ 6: —
— — — 5—12r Bde.	„ —: —
— — A. u. d. Tit.: Die Hohenstaufen. 8 Bde.	„ 8: —
— — — 13—16r Bde.	„ 6: —
Schirges, G., Karl. Ein Roman.	„ 1: 8
— — Der Bälgentreter von Eilersrode. Niedersächsische Dorfgeschichte	„ 1: 8
Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. 3 Theile.	„ 3: —
Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten	„ 1: —
Tschertessenlieder	„ —: 16
Wienbarg, L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Theile.	„ 2: 16
— — Aesthetische Feldzüge	„ 1: 16
— — Wanderungen durch den Thierkreis	„ 1: 12
— — Tagebuch von Helgoland	„ 1: 12
— — Zur neuesten Literatur	„ —: 20
— — Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur	„ —: 20

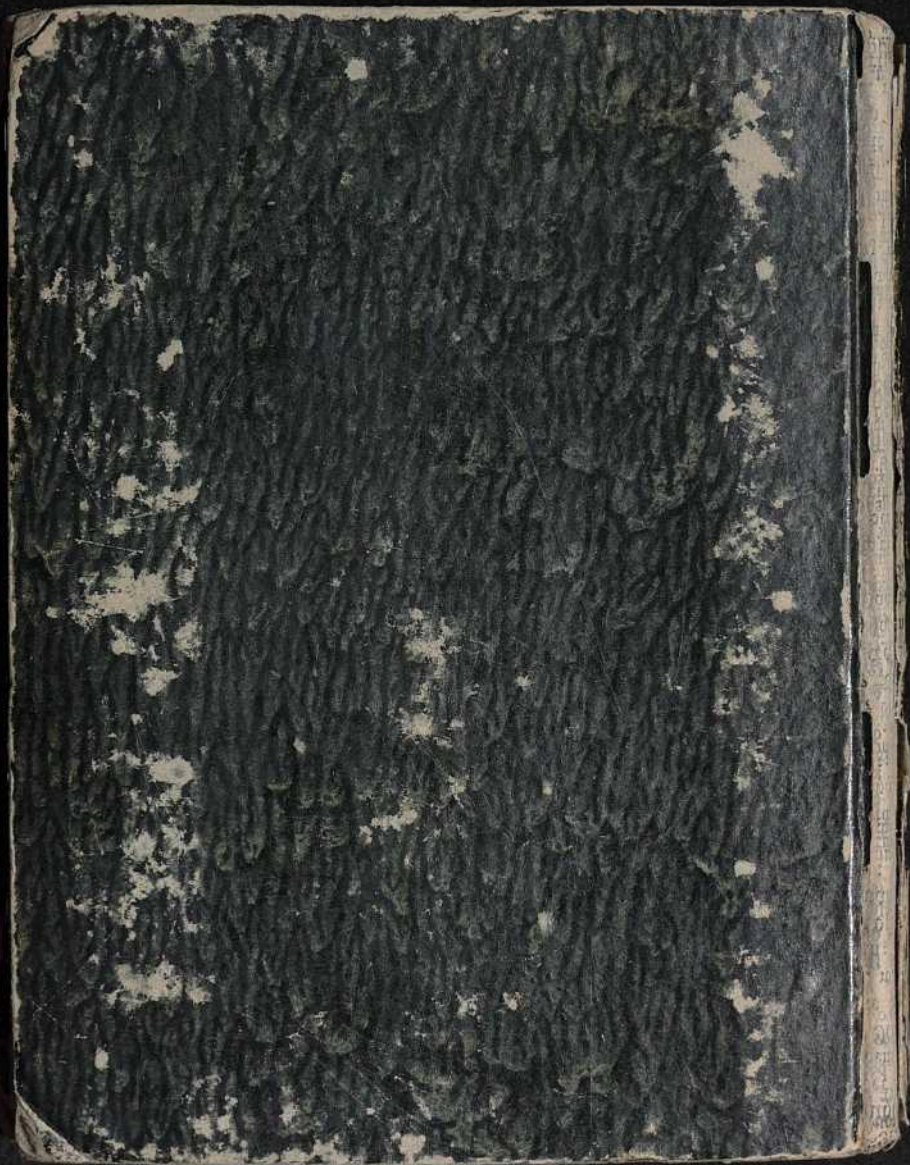


6. feb. 1958

1 8. April 1958

23. April 1958







Reinhardiana.

Die Knochen sollen den hiesigen Stadtkarmen denselben unverwehrt bleiben, sich davon zu kochen. — —
tominiſche Verſtellungen:

ungsgeist in einen Schleifischen Leineweber
nd wie selbiger davon ganz aufgeblasen wird.
undersippenindianerjünglinge sich die Augs-
erböhen.

gekommene Robbenfänger. Man achte be-
ispiel, wie der Darsteller mit einem Auge
r Stelle blickt, wo ein Seebunt emporragt,
mit dem andern Auge in den aufgeschla-
tathedismus hineinsieht, um sich die große
iren.

dem Exercier-Reglement für junge Heiden-
schlagen in drei Tempos. Die halbe und
viertel. Der fromme Hühnerblick. Sentung

Eine Kinderwindmühle wird hingestellt. So-
cht in die Nähe gehalten wird, fangen die

Der Unterzeichnete.

zum Lobe der Stuger.

am größten ist im Kleinen, und das Mikros-
von Wundern aufschließt; also ist auch der
Leinigkeiten. Da ist nirgends blinder Zufall,
und Plan geordnet: Vöden, Vaternörder.